

Tim Curran
VERSEUCHT
Thriller



FESTA

Tim Curran
VERSEUCHT

Aus dem Amerikanischen von Usch Kiausch

FESTA

Und du sollst dein Brandopfer
mit Fleisch und Blut legen
auf den Altar des HERRN, deines Gottes.

Fünftes Buch Moses, 12.27

Prolog

Als die Welt unterging – es war am 17. Oktober, einem Donnerstag –, irrten alle wie blind und mit panischem Geschrei umher, fassungslos, dass das Schlimmste jetzt tatsächlich eingetreten war: Armageddon war über die Menschensöhne und Menschentöchter hereingebrochen. Die Optimisten waren zutiefst erschüttert, die Pessimisten sahen sich in ihren Befürchtungen bestätigt und die Gläubigen hielten die Zeit ewiger Glückseligkeit für gekommen. Während diese religiösen Menschen darauf warteten, dass Jesus sie zu sich in sein Reich rief, konzentrierten wir übrigen uns darauf, am Leben zu bleiben, was keine leichte Übung war.

Angesichts des radioaktiven Niederschlags.
Der marodierenden Miliz.

Der umherstreifenden Banden.

Der Nationalgarde und der Sondereinheiten der Polizei, die sowohl der Miliz als auch den Banden das Handwerk legen sollten.

Über das ganze Land wurde das Kriegrecht verhängt. Auf offener Straße wurden Menschen einfach abgeknallt. Überfallen. Vergewaltigt. Ermordet. Und es nahm kein Ende.

Schlimm genug, aber es kam noch schlimmer: Sieben Tage vor Halloween, der Ausnahmezustand herrschte schon fast eine Woche, brach der nukleare Winter an, genau wie es die Wissenschaftler schon immer vorhergesagt hatten. Es waren so viele Trümmer, so viel Staub in die Atmosphäre hochgeschleudert worden, dass die Sonne sich fast einen Monat lang nicht mehr zeigte. In dieser Zeit herrschten absolute Dunkelheit und bittere Kälte; die Temperaturen fielen weit unter den Gefrierpunkt. Und es schneite wochenlang. Keiner sollte jemals

erfahren, wie viele Menschen in jenen dunklen, eiskalten Tagen und Nächten ums Leben kamen.

Im Mittleren Westen rückten die Überlebenden – abgehärtete Nordlichter – der Kälte so zu Leibe, wie sie es jeden Winter machten: Sie heizten ein, besorgten sich Öfen, in denen sie Holz verfeuern oder Öl verbrennen konnten, egal was, Hauptsache es gab Wärme ab.

Irgendwann kam die Sonne wieder raus.

In den ersten Wochen noch sehr zaghaft. Doch als Schutt und Staub, aufgeladen mit tödlicher Radioaktivität, schließlich aus der Atmosphäre abregneten, normalisierte sich der Tag-und-Nacht-Zyklus der Sonne wieder. Zwar wärmte sie noch nicht richtig, aber die Temperaturen auf der Erde stiegen wieder. Und wenigstens war es nicht mehr rund um die Uhr stockdunkel.

Ende Dezember überrollte eine seltsame Hitzewelle das Land. Der Schnee schmolz

und wich heftigen Regengüssen. Bis dahin hatte die Kälte die Ausbreitung ansteckender Krankheiten einigermaßen eingedämmt, doch jetzt kam es in Windeseile überall zu Seuchen. Sie wüteten in jeder menschlichen Ansiedlung und lösten bei der sowieso schon dezimierten Zivilbevölkerung ein Massensterben aus.

Doch einige von uns überlebten. Und gleich werde ich beschreiben, wie.

YOUNGSTOWN, OHIO

1

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich Youngstown immer noch riechen.

Ist das nicht seltsam? Ich bin dort aufgewachsen, spielte in der High School im Football-Team (»Vorwärts, ihr blauen Teufel!«), hab dort gearbeitet, geheiratet ... Doch nach all diesen Jahren kann ich mich nur noch an den Gestank von Youngstown erinnern.

An den durchdringenden Gestank von Fäulnis und Unrat.

Er kroch einem in die Nase hinauf und in den Bauch hinunter, sodass einem selbst mit geschlossenen Augen klar war, dass man sich in Youngstown befand. Es roch nach verfaulenden Abfällen, brennendem Holz, Heizöl und den unbegrabenen Toten. Damals dachte ich daran, diesen Gestank in

eine Flasche abzufüllen und sie irgendwo auf einem Regal aufzubewahren. Falls die Erde sich jemals wieder drehen sollte, würde ich dann in Phasen der Niedergeschlagenheit die Flasche entkorken und an ihrem Inhalt schnuppern. Und mir dabei sagen: »Tja, dein Leben mag ja wirklich beschissen sein, aber zumindest stinkt es nicht so zum Himmel wie Youngstown.«

2

Es hatte meine Frau gleich doppelt erwischt: Sie litt nicht nur an der Strahlenkrankheit, sondern auch an Cholera. Die Strahlenkrankheit hatte sie sich zugezogen, da der Dauerregen radioaktiven Niederschlag mit sich brachte. Wochenlang überflutete das Wasser die Straßen der Stadt, staute sich in der Kanalisation und spülte verseuchtes Abwasser mitsamt Abfällen in Gärten und Häuser. Cholera bekam sie, weil die Wasserressourcen der Stadt völlig verunreinigt und

ihre Abwehrkräfte – wie bei so vielen anderen Menschen – durch die Strahlenkrankheit bereits geschwächt waren.

Es hatte keinen Sinn, sie ins Krankenhaus zu bringen, denn die Kliniken kamen mit der Versorgung von Kranken und Sterbenden längst nicht mehr nach. Auf den Gängen drängten sich Menschen, die auf eine Behandlung warteten. Die Verbrennungsanlagen der Krankenhäuser waren ständig in Betrieb und loderten wie Hochöfen, während dort verseuchte Verbände, Abfälle, Körperflüssigkeiten und auch *Leichen* in Flammen aufgingen. Das Gesundheitswesen im Bundesstaat Ohio war von der Masse der Infizierten schlicht überfordert, mit diesem Ansturm konnte es nicht fertig werden. Und in den anderen Bundesstaaten sah es nicht anders aus. Niemand war auf eine solche Situation vorbereitet.

Als irgendwann keine Medikamente und Sanitätsartikel mehr geliefert werden

konnten – mittlerweile hatten die Fabriken im ganzen Land dichtgemacht und der Handel war zum Erliegen gekommen –, brach die ärztliche Versorgung völlig zusammen. Schon vorher waren große Teile des medizinischen Personals selbst erkrankt.

Sicher können Sie sich jetzt ein Bild von der Lage machen.

Für Shelly, die sowieso schon schwer an der Strahlenkrankheit litt, bedeutete die Cholera den letzten Sargnagel. Ich wusch sie, pflegte sie, so gut ich konnte, fütterte sie und hielt sie viele Nächte lang in den Armen.

Cholera ist eine widerliche Krankheit.

Eine Krankheit, die ständige Übelkeit, Durchfall, schmerzhaft Krämpfe, Dehydrierung, Fieber und Wahnvorstellungen mit sich bringt. Wer daran erkrankt ist, bietet keinen hübschen Anblick.

Ich pflegte Shelly so, wie sie's mir im Krankenhaus geraten hatten. Sie hatten mir auch Medikamente mitgegeben. Also sorgte

ich dafür, dass meine Frau viel trank. Löste Natrium, Kalium, Traubenzucker und Chlorid in ihrem Trinkwasser auf und stellte sicher, dass sie es hinunterschluckte. Gab ihr Spritzen mit Antibiotika, injizierte ihr Tetracyclin, Ampicillin und Chloramphenicol. Doch die meiste Zeit über nahm ich sie nur in die Arme und beruhigte sie, während irgendetwas in meinem Innern, vielleicht Hoffnung und Zuversicht, wie Blumenblüten in einer Gruft verkümmerten und verdorrten.

Es waren schreckliche Tage und Nächte.

Immer wieder musste ich daran denken, dass wir noch im August Urlaub an der Chesapeake Bay auf Smith Island gemacht und dort wunderbare Tage miteinander verbracht hatten. Die strahlende Sonne hatte das Wasser funkeln lassen, und ich hatte Shelly den Rücken mit Sonnenöl eingerieben. Ihre Haut hatte einen Bronzeton angenommen, der das tiefe Meerblau ihrer

Augen hervorhob. Tagsüber hingen wir am Strand herum, abends aßen wir Muscheln, und nachts schliefen wir miteinander.

Und nur sechs Monate später starb sie zitternd in meinen Armen.

Tagelang wachte ich über ihrem Leichnam.

Es war wohl eine Art Totenwache, eine irgendwie perverse Totenwache. Ich zündete Kerzen an und sprach mit Shelly; abwechselnd weinte ich oder rief sie laut beim Namen. Und die meiste Zeit über betäubte ich meinen Schmerz mit Alkohol, trank Whiskey und überließ mich dem Sog und gefährlichen Strudel einer Psychose, bei der sich Trauer mit Schuldgefühlen und Realitätsverlust mischte.

Unten, in den Straßen, rollten die Leichenwagen vorbei und die Verrückten randaliereten. Das, was von der Polizei noch übrig war, ertränkte den Tumult auf grausame Weise in Blut, bis die Polizisten selbst Opfer ihres Einsatzes wurden.

»Sie werden dich nicht kriegen, Shelly«, versicherte ich meiner Frau. »Das werde ich nicht zulassen.«

Von Tag zu Tag wurde es schlimmer.

Seit dem Ende der Welt waren inzwischen vier Monate vergangen, vier Monate, und immer noch war ich in Youngstown. Vielleicht in der Hoffnung, dass die Menschheit sich schon irgendwann neu organisieren würde und wir es schaffen könnten, dieses schwer zu flickende Gebilde namens Gesellschaft wieder zusammenzufügen. Ich musste dabei an den zerbrechlichen Humpty Dumpty aus dem englischen Kinderreim denken.

Aber diese Hoffnung war vergeblich, wie der Leichnam auf der Couch mir deutlich zeigte.

Mir war durchaus bewusst, dass ich besser daran getan hätte, diese Stadt zu verlassen.

Zusammen mit Shelly hätte ich weggehen sollen – vielleicht über die Staatsgrenze nach

Pennsylvania, zu meiner Schwester in New-
castle –, aber ich hatte mich aus ir-
gendeinem Grund an die irrige, wahnwitzige
Vorstellung geklammert, der Weltuntergang
werde irgendwann wie ein Grippeanfall
vorübergehen. Zwar hatte sich die Zivilisa-
tion über und über besudelt und die Seele
aus dem Leib gekotzt, aber eines Tages
würde sie auch wieder genesen, dachte ich.
Das Fieber würde die Gesundung einleiten.

So entschlossen leugnete ich all das, was in
Wirklichkeit geschah. Denn als all diese
Bomben fielen ... und die prasselten wirklich
wie Reiskörner bei einer Hochzeit auf uns
nieder ..., riss die Welt so auf, als platzte ein
dicker Mann aus allen Nähten. Nur war
keine Schneiderin in Sicht, die diese Hose
hätte flicken können.

Und jetzt war Shelly tot.

Tot.

Sie war so blass wie ausgebleichtes Gestein und ihr lebloser Körper war auf grauenhafte Weise zusammengeschrumpft.

Draußen dröhnte ein furchterregendes Läuten durch unser Viertel.

Die Glocke von Sankt Markus: *Bong, bong, bong, schafft eure Toten raus!*

Aber das hatte ich nicht vor.

Nicht meine Shelly. Nie würde ich zulassen, dass sie meine Frau in die Finger bekamen und sie zusammen mit all den anderen Leichen in einer dieser grässlichen Gruben verbrannten. Diese Vorstellung empfand ich als überaus grotesk, so grotesk, dass ich es um jeden Preis verhindern musste.

Allerdings konnte ich auch nicht Tag für Tag bei Shelly sitzen bleiben. Dagegen sprach nicht nur, dass das der helle Wahnsinn war, sondern auch, dass man Shelly irgendwann abholen würde. Doch es musste etwas geben, um ihre Einäscherung

in einem Massengrab zu verhindern. Schließlich kam mir die Idee, sie heimlich zu beerdigen. Nur war das rechtswidrig, absolut verboten. Wenn mich irgendjemand dabei beobachtete, würde er mich anzeigen. Und falls die Polizei oder irgendwelche Behörden einen auf frischer Tat erwischten, wurde man standrechtlich erschossen. Aber das machte eine Lösung nur umso dringlicher.

Ich nahm mir vor, meine Frau würdig zu bestatten und ein kurzes Gebet über ihrem Grab zu sprechen. Und jedes Arschloch, das sich mir dabei in den Weg stellte, würde ich eiskalt töten. Also rappelte ich mich, das schreckliche Glockenläuten immer noch in den Ohren, schließlich hoch, durchdachte die Sache und machte mich ans Werk. Zum ersten Mal seit Wochen stahl sich bei dem Gedanken, dass ich meine Frau auf unerlaubte Weise bestatten würde, ein Lächeln auf mein Gesicht, so pervers das auch sein mochte.

Auf diese Weise würde ich dem Staat den Stinkefinger zeigen. Scheiß auf all diese Wichser. Scheiß auf die Autoritäten. Scheiß auf diejenigen, die diesen Albtraum überhaupt erst in Gang gesetzt hatten. Scheiß auf all diese böartigen, durchgeknallten Gehirne, die der Welt das Leben genommen hatten. Allesamt waren sie Teil einer korrupten, todbringenden Bürokratie.

Ich griff nach der weißen Tagesdecke aus Satin, die Shelly so geliebt hatte, wickelte sie darin ein, küsste sie ein letztes Mal auf die kalten Lippen und nähte die Decke danach so zusammen, dass Shelly nicht herausrutschen konnte.

Die Leichenwagen da draußen kamen jetzt näher. Ich konnte sie dort unten über das Pflaster rumpeln hören, sah, wie ihre Lichtkegel in den dunklen Himmel schnitten. Auf den Straßen waren auch Stimmen zu hören.

Die Leichensammler waren im Anmarsch.

Schafft eure Toten raus.

3

Auf den nuklearen Winter folgte eine schlimme Seuche nach der anderen. Die Menschen starben in Scharen, und die herkömmlichen Leichenhallen konnten diese Massen nicht mehr bewältigen.

Deshalb läuteten die Kirchenglocken.

Sie läuteten bei Tag wie bei Nacht, und das lag keineswegs daran, dass so viele verliebte Paare in der Hochzeitskapelle getraut wurden. Nein, sie läuteten, um anzuzeigen, dass die Leichensammler mit ihren Wagen unterwegs waren. Ob es Müllwagen oder Lastwagen mit offener Ladefläche waren, spielte keine Rolle. Falls das Fahrzeug mit einer Klappschute ausgerüstet war, wurde sie so umgestaltet, dass sie Leichen aufnehmen konnte. Und in Anbetracht dessen, dass Radio, Fernsehen und Internet nicht mehr funktionierten, hatten sich die Stadtväter

und Dorfältesten ringsum dazu entschieden, auf die älteste Kommunikationsform zurückzugreifen: die Kirchenglocke. Überall in Youngstown standen Kirchen, in den meisten Vierteln mindestens eine oder zwei. Also kündigten deren Glocken die Leichenwagen an.

Man musste die Leichname seiner Lieben nur zusammen mit den Mülltonnen zum Straßenrand bringen, dann wurden sie »entsorgt«.

Eine Aktion im Interesse der Gemeinschaft, die einem ein gutes Gefühl gab.

Bong-bong-bong-BONG! Die Wagen rollen heran, Brüder und Schwestern, also vergesst jede Anteilnahme, jeden Anstand und jeden Respekt vor euren Lieben. Verhaltet euch, verdammt noch mal, genauso wie in den finstersten Zeiten des Mittelalters! Onkel Joe hat sich letzte Nacht die Seele aus dem Leib gekotzt, bis nur noch Blut kam? Mutter ist im Meer des eigenen Unrats

ertrunken? Bei der kleinen Cathy sind am ganzen Körper schwarze Pusteln und Geschwüre aufgebrochen? Das kleine Fräulein hat bakterielle Sporen in sich aufgenommen und die Magengeschwüre haben sie so zerfressen, dass schließlich nur noch ein Strom von kaltem weißlichem Glibber aus ihr herausschoss? Kein Problem, mein Freund. Wickelt eure Lieben in Planen oder stopft deren Überreste in irgendeinen großen Müllsack, verpackt sie oder sackt sie ein, aber hängt bloß kein Schild an diese Art von Abfall. Wir kümmern uns dann um alles Übrige!

Wie, der Kranke ist noch gar nicht tot, aber macht's nicht mehr lange? Wir kassieren ihn trotzdem ein. Wollen doch nicht, dass er die ganze Nachbarschaft ansteckt. Und da wir schon darüber reden: Du selbst hast auch schon ein paar sehr hässliche, bösartig wirkende Furunkel im Gesicht, mein Sohn, also springst du wohl besser auch gleich auf

den Wagen auf, ehe du rote Würmer scheißt, gelben Schleim pisst, deine Augen sich mit Blut füllen und aus den Höhlen treten. Wäre doch schade, wenn du das neue Sofa einsaust.

All das war widerwärtig.

Entwürdigend.

Unmenschlich.

Und dennoch waren solche Maßnahmen durchaus nötig.

Denn überall in der Stadt lagen Leichen herum, verwesten in den Gossen, stapelten sich wie Müll auf den Gehwegen. Selbstverständlich hatten die radioaktiven Wolken, die von New York aus nach Westen und von Chicago aus nach Osten trieben, die Strahlenkrankheit verbreitet, hinzu kam aber die schlechte Abwasser- und Abfallentsorgung, die in rasantem Tempo den Ausbruch von Cholera, Typhus, Diphtherie und Pest bewirkt hatte. Neue Arten von Grippe und Lungenentzündung grassierten ebenso wie eine

Mutante des hämorrhagischen Fiebers und vernichteten all das, was von einigen östlichen Städten wie Philadelphia oder Pittsburgh noch übrig war. Nach Gerüchten von Überlebenden fraßen sich die Krankheiten gerade bis nach Akron im Nordosten von Ohio durch.

In Youngstown wurden die Leichen anfangs noch ordnungsgemäß eingäschert, aber es dauerte nicht lange, da waren es so viele, dass die Angehörigen sie einfach in die Höfe oder auf die Gehwege warfen. Und all diese verwesenden Toten ... Nun ja, sie wurden zu Krankheitsüberträgern und lockten die Ratten, Fleisch- und Schmeißfliegen an, die dann ihrerseits die Seuchen weiterverbreiteten. Die Krankheitserreger wurden sowohl durch das Wasser als auch durch die Luft übertragen und sorgten dafür, dass das Massensterben anhielt.

Wahnsinn und Hoffnungslosigkeit beherrschten die Stadt.

Dabei hatte es gerade erst angefangen.

4

Während ich den Plan schmiedete, meine Frau heimlich zu beerdigen, klopfte es an der Tür.

Ich wollte eigentlich gar nicht aufmachen ... Doch wenn ich es nicht tat, so war mir klar, würden mir die Leichensammler die Tür eintreten, in ihren weißen Schutzanzügen hereintrampeln und Shelly mitnehmen, ehe ich mich mit ihr fortstehlen konnte.

»Wer ist da?«, rief ich.

»Ich bin's«, sagte jemand kaum hörbar.

»Bill.«

Bill Hermes wohnte am anderen Ende des Ganges. Er war in Ordnung. Ein alter Eisenbahner, inzwischen Witwer; wir hatten ihn häufig zum Abendessen zu uns eingeladen. Shelly hatte sich liebevoll um ihn gekümmert, Kekse für ihn gebacken, ihm

Schokoladenriegel zugesteckt, alles Mögliche für ihn getan. Er war ein netter alter Mann.

Ich seufzte. »Was gibt's?«

»Rick ... Ich muss mit dir reden.«

Ich öffnete die Tür einen Spalt. »Um was geht's denn, Bill?«

Er schluckte. »Rick, ich komme wegen Shelly. Seit Wochen hat niemand sie gesehen. Die Leute beginnen schon zu tuscheln.«

»Ich schieß auf die Leute.«

»Die Leichenwagen sind unterwegs, mein Junge.«

»Ich hab nichts für sie.«

Bill wischte sich die feuchten Augen mit einem Taschentuch.

»Sage ich ja auch gar nicht. Ich hoffe doch, dass du nichts für sie hast. Aber ... Ich habe mitbekommen, was ein paar Jungen im Stockwerk unter uns gequatscht haben. Sie sagten, Shelly sei auf der Liste. *Auf dieser verdammten Liste.* Du weißt, was das bedeutet.«

Es bedeutete, dass jemand uns verpiffen, dem Gesundheitsamt mitgeteilt hatte, dass Shelly im Sterben lag. Vielleicht jemand vom Krankenhaus. Die Strahlenkrankheit, dazu noch Cholera ... Da war ihr Tod nur eine Frage der Zeit. Die Leichensammler würden also kommen und entweder einen Beweis dafür verlangen, dass Shelly noch atmete, oder sie mitnehmen.

Die Leichenwagen rückten näher.

»Danke, Bill.« Ich schloss die Tür.

Zeit abzuhaufen.

Ich barg Shelly in meinen Armen, überzeugte mich davon, dass niemand auf dem Gang war, und schlich über die Hintertreppe nach unten. Bei der Gasse angelangt, trug ich sie an der Rückseite des Hauses vorbei und mitten durch das angrenzende kleine Feld.

Ich schwitzte, zitterte, fühlte mich wie ein Strafgefangener, der in Sing-Sing gerade über die Mauer geflohen ist. Shelly war

federleicht, ich hätte ihr Gewicht viele Meilen tragen können.

Fast hatte ich das andere Ende des Feldes erreicht, da brüllte jemand: »Drüben! Dort drüben ist er!«

Während sie auf mich zukamen, rannte ich weiter. Ich wählte eine Abkürzung durch ein kleines Dickicht und blieb mit dem Leichentuch an den Dornen von Brombeerbüschen hängen, doch ich kämpfte mich mit zerkratzten Händen und zerkratztem Gesicht hindurch. Als ich einmal hinfiel, stand ich gleich wieder auf und hastete weiter, hinaus aus dem Gestrüpp. Nur um festzustellen, dass sich mir Männer in weißen Schutzanzügen näherten und Lastwagen die Straße mit aufgeblendeten Scheinwerfern absuchten.

Ich saß in der Falle.

Ich versuchte hierhin und dorthin auszuweichen, aber das nützte mir nichts. Die Lastwagen kamen immer näher, genau wie die mit Taschenlampen ausgerüsteten

Männer, die bereits das Dickicht durchqueren. Sie waren überall. Ich konnte nirgendwohin fliehen.

All das kam mir völlig surreal vor: Die Männer, die mich verfolgten. Die Taschenlampen. Die Lastwagen. Der Gestank des Todes, der aus der Gosse stieg. Die tragen Nebelschwaden, die sich über den Fluss wälzten. Die Sterne über mir, ausgelöscht von einem riesigen Schmutzfleck: Das war der schwarze Rauch, der von den Leichengruben außerhalb der Stadt aufstieg, wo sie die Toten verbrannten.

Als ich wie ein Wilder auf die Straße stürmte, hätte einer der Lastwagen mich fast überfahren. Jemand gab Warnschüsse ab, Kugeln schwirrten durch die Luft. Gleich darauf erfassten mich Scheinwerfer, die mich so blendeten, dass ich wie angewurzelt auf dem feuchten Straßenpflaster stehen blieb.

Ein Lastwagen bremste ab und hielt direkt vor mir. Während ich brüllend um mich

schlug und meine Hände wie Klauen einsetzte, packten mich vier Männer in nicht mehr ganz sauberen Schutzanzügen, die nach den Überresten der Toten stanken. Ich schrie sie an, doch sofort zog einer mir einen Gewehrkolben über die Schläfe, sodass ich der Länge nach hinfiel und alle viere von mir streckte. Kurz verlor ich das Bewusstsein, rappelte mich jedoch schnell wieder hoch, bahnte mir gewaltsam den Weg durch die Gruppe der Männer, teilte Schläge aus und steckte Schläge ein, bis es mir gelang, meine Verfolger zur Seite zu stoßen.

Als ich das hintere Ende der Ladefläche erreichte, entdeckte ich Shelly da oben auf einem Berg verwesender Leichen. Ihr Leichentuch hatte sich gelöst, sodass ein kreidebleicher Arm hinunterbaumelte. Ich roch die Fäulnis und hörte die Fleischfliegen summen. Manche der verwesenden Leichen waren bereits grünlich verfärbt und wimmelten vor Würmern.

Shelly. Oh mein Gott. *Shelly*.

Die Männer griffen nach mir, aber ich rastete so aus, trat und schlug so heftig um mich, dass sie mich losließen.

Sie wichen zurück. Offenbar wollten sie nicht riskieren, dass ihre verdreckten Schutzanzüge im Handgemenge Risse bekamen.

Niemand verfolgte mich, als ich zu dem Leichenberg hinaufkletterte. Ich schwitzte und blutete, in meinem Kopf pochte es, als schläge dort eine Trommel, in meinem Gehirn spukten düstere Bilder und brüllende Stimmen herum. Was ich tat, war der helle Wahnsinn, doch ich konnte Shelly einfach nicht da oben liegen lassen. Nicht bei den anderen, nicht bei diesen *Toten*. Und es lagen Dutzende von ihnen hinten auf dem Müllwagen. Eine einzige riesige Masse bebenden Aases, von grässlichen Kreaturen befallen, die sich in dieser Masse wanden und darin herumkrochen.

Als ich versuchte, bis nach oben zu steigen, versanken meine Hände in schwammigen Bäuchen, aus denen Wolken gelblichen Leichengases drangen. Ich musste würgen. Doch vor Kummer wie von Sinnen krabbelte ich weiter nach oben, mitten durch diesen übel riechenden Berg der Verwesung. Wie durch Brei drangen meine Finger tief in Gesichter ein und kratzten über jede Menge Schädel.

Und dann, nur noch wenige Zentimeter von Shellys Leichentuch entfernt, überwältigten mich Ekel, Übelkeit und der Wahnsinn der ganzen Situation so sehr, dass ich jede Energie verlor und zusammenbrach. Während sich zahllose summende Fleischfliegen auf meinem Gesicht niederließen und sich verweste Fleischbrocken unter meinen Fingernägeln festsetzten, glitt ich kraftlos an dem Leichenberg hinunter.

»Bist du jetzt bereit, herunterzukommen, Söhnchen?«, fragte einer der Männer.

Sobald ich vom Lastwagen gestiegen war, stießen sie mich zu Boden und verprügelten mich so lange, bis ich das Bewusstsein verlor. Stunden später kam ich auf dem Grasstreifen neben der Straße, wo sie mich hatten liegen lassen, wieder zu mir. Es war so kalt, dass mein Atem weiße Wölkchen bildete. Mein erster Blick fiel auf einen Hund, der mir Reste der Aasbrocken von den Fingern leckte, mein zweiter Blick auf den Mond, dessen Antlitz dunkle Flecken aufwies: Spuren des schwarzen Rauches, der aus den ständig lodernden Leichengruben aufstieg.

So weit war es mittlerweile gekommen.

Gott segne Amerika.

5

Danach wollte ich nur noch allein sein, vor mich hin brüten und mich mit einer Flasche Whiskey in aller Stille ins Koma saufen, doch

Bill Hermes fand mich und ließ es mir nicht durchgehen.

»Sie ist jetzt tot«, sagte er. »Shelly ist von uns gegangen und hat ihren Frieden gefunden. Entweih nicht die Erinnerung an sie, indem du dich selbst kaputtmachst.«

Weiser Ratschlag. Mir war klar, dass er völlig recht hatte. Und genauso klar war mir, dass ich seinen Rat nicht befolgen würde. Mir ging es nur noch um Selbstzerstörung und kaltes, weißes Vergessen. Möglich, dass Bill es spürte, denn er erhitzte Wasser auf seinem Holzkohleofen, ließ ein Bad ein und brachte mich dazu, mich zu waschen. Und als das erledigt war, machte er mir was zu essen. Es war nur Essen aus der Konserve, wie jede warme Mahlzeit in diesen Zeiten, doch zumindest füllte es den Magen. Er sah zu, wie ich in dem gepökelten Rindfleisch und dem Rührei aus Eipulver herumstocherte, beobachtete mich sehr genau. Schließlich entnahm er einer zerknautschten roten

Packung eine Winston, brach den Filter ab, zündete sie an und ließ Rauch aus der Nase entweichen. Und die ganze Zeit über behielt er mich im Auge.

»Also, spuck's schon aus, Bill«, sagte ich.
»Du willst was loswerden, also red schon.«

Er kicherte. »Ich finde es an der Zeit, dass du deinen alten Seesack packst und weiterziehst. Hier gibt's nichts mehr, was dich halten könnte. In der Stadt wird's jeden Tag schlimmer. Hau ab, zieh aufs Land, wo ein Mann wie du noch eine Chance hat.«

»Aber Shelly und ich haben hier gelebt. Das war unser Viertel.«

»Das ist jetzt alles Vergangenheit, mein Junge. Nur noch Erinnerung. Geh um Himmels willen fort. Jetzt gleich.«

»Und du kommst mit?«

»Wozu? Für mich gibt's da draußen nichts mehr. Für einen Neuanfang bin ich doch viel zu alt, verdammt noch mal.«

Ich legte die Gabel aus der Hand. »Auch dich halten hier nur noch Erinnerungen, Bill.«

Er blies ein Rauchwölkchen aus. »Wenn du in mein Alter kommst, zählt kaum noch was anderes.« Er wandte sich ab, spähte durch die Vorhänge auf die Straße und schüttelte resigniert den Kopf. »Die Stadt ist nur noch 'ne gottverdammte Jauchegrube, Rick. Ich wollte schon lange von hier weg. Hätt's auch getan, wenn es Ellen hier nicht so gut gefallen hätte. Sie ist nur zwei Straßen von unserer späteren Wohnung aufgewachsen. Und selbst nach Ellens Tod ... Ich weiß nicht, was es war ... Irgendwas hat mich hier festgehalten.«

»Und so ist es auch bei mir.«

»Bockmist.« Als Bill die Hand vor den Mund schlug und hustete, fiel mir wohl zum ersten Mal auf, wie fleckig sein Gesicht wirkte. Und es hatte einen merkwürdigen Gelbstich.

»Bockmist«, wiederholte er. »Du musst weg, ehe es hier noch schlimmer wird. Sofort, Rick. Verdammt noch mal, ich bin einfach zu alt, um mitzukommen. Einen alten Baum wie mich verpflanzt man nicht mehr. Aber einen jungen Baum ... Wenn man einen jungen Baum verpflanzt, wird er wieder aus schlagen und neue Blätter tragen. Weißt du, was ich damit meine?«

Ich verstand ihn. »Werd's mir überlegen.«

Bill sah so aus, als wollte er mir die Leviten lesen, doch dann nahm ihm ein Hustenanfall den Wind aus den Segeln. Die Zigarette entglitt seinen Fingern und er klammerte sich an der Arbeitsplatte der Küche fest.

Ich sprang auf. »Bill ...«

Er winkte ab. »Ist nichts Schlimmes, nur das Alter. Hab einfach zu viele Jahre zu viel geraucht. Mehr ist es nicht.«

Doch ich glaubte ihm nicht. Sein Husten. Seine Schwäche. Das fleckige Gesicht. Nein,

da war etwas ganz anderes im Gange. Und es hatte ihn voll erwischt.

»Rick, hau endlich ab, verdammt«, sagte er und rappelte sich mühsam hoch, bis er wieder aufrecht dastand. Doch das strengte ihn so an, dass er keuchte. »Ellen und ich ... lieber Herr Jesus ... wir haben dich und Shelly über alles geliebt. Hatten ja keine eigenen Kinder. Und ich dachte immer, sie wären vielleicht so wie ihr beide geworden, hätten wir welche bekommen. Also tu einem alten Mann einen Gefallen und verschwinde aus der Stadt.«

»Bill, ich ...«

»Bitte, Rick.«

Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Bill Hermes litt an der Strahlenkrankheit.

Eine Woche später war er tot.

6

Bill Hermes war ein guter Mensch gewesen. Ein weiser Mann, durch die Jahre und

Erfahrungen gereift. Doch befolgte ich seinen Rat? Natürlich nicht. Ich blieb – wider jede Vernunft.

Die Beschaffung von Wasser und Lebensmitteln warf die größten Probleme auf. Wochenlang hatte ich mich fast nur damit beschäftigt, Shelly zu pflegen, und deshalb alles andere vernachlässigt. Schmalhans war bei mir Küchenmeister, wie man früher sagte. Also tat ich es den Ratten nach und suchte die Straßen nach Essbarem ab.

Als Shellys Verfall begann, hatte die Stadt noch mehrere Hilfsstationen betrieben, in denen man sich frisches Wasser, Lebensmittel und Arzneien besorgen konnte. Aber in den vielen Wochen, die seit Shellys Erkrankung vergangen waren, hatte man sie alle geschlossen und mit Brettern vernagelt. Bis auf die Armee, die da draußen noch Patrouille ging, herrschte kaum noch irgendeine Art von öffentlicher Ordnung. Die Regierung des Bundesstaats und die Stadtverwaltung

hatten in so gut wie jedem Bereich die Arbeit eingestellt oder einstellen müssen.

Also ging ich mit gezückter Waffe auf Jagd.
Und wurde meinerseits gejagt.

Ich besaß eine 9-Millimeter-Browning Hi-Power, die ich aus Bill Hermes' Wohnung hatte mitgehen lassen. Noch nie in meinem Leben hatte ich einen Menschen getötet und wollte es eigentlich auch nie, aber ich wusste, dass diese Zeit kommen würde. Bislang hatte ich lediglich ein paar Kugeln über die Köpfe einiger Rowdys schwirren lassen – zur Abschreckung, weil sie mich verfolgten.

Drei oder vier Tage nach Bills Tod kam mir ein alter Mann auf der Straße entgegen und wollte eine Zigarette schnorren. Der arme alte Sack litt offensichtlich an akuter Strahlenkrankheit: Alle Zähne und die Haare waren ihm ausgefallen und sein Gesicht war mit Geschwüren übersät.

Da ich kein Risiko eingehen wollte – schließlich starben zu dieser Zeit Tausende

an ansteckenden Krankheiten –, hielt ich ihm die Waffe vors Gesicht und befahl ihm, Abstand zu halten. Ich hatte wirklich schreckliche Angst vor all den hässlichen Bazillen, die in der Stadt herumwimmelten, und vor dem, was sie anrichten konnten. Die Strahlung stellte irgendwas mit diesen Bazillen an, machte sie größer, bösartiger, aggressiver. Manche hatten sich zwar nicht verändert, doch andere waren viel tödlicher als früher. Und ich war ja bereits der Cholera und weiß Gott was für Krankheiten ausgesetzt gewesen. Auch meine Nummer würde bald gezogen werden.

Der alte Mann versuchte zu lächeln. »Will ja nur 'ne Zigarette. Sonst nichts.« Er bekam einen Hustenanfall und spuckte Blut und Schleim auf den Gehweg. »Gib mir eine, mein Freund. Wenn du mir eine gibst, sag ich dir, wo du was zu essen findest. Ich hab nur noch einen Tag, höchstens zwei. Mir nützt das Essen nichts mehr.«

Ich warf ihm eine Packung Zigaretten und eine Streichholzschachtel hinüber. »Die kannst du behalten. Hab noch mehr.«

Er wirkte wie kurz vor einem Orgasmus, als er die Zigarette rauchte. So ist das nun mal, wenn man süchtig ist. Ich kannte das gut. Zwar hatte ich das Rauchen vor drei Jahren aufgegeben, aber nach dem Bombenhagel hatte ich es wegen all dem Stress wieder angefangen.

Nach ein paar Zügen verriet er mir, wo es einen Feinkostladen gab. »Die Konserven sind fast alle noch da. Kannst dich dort damit eindecken.«

Nachdem ich einige Straßen abgesucht hatte, fand ich die Hintertür des Feinkostladens, genau wie der Alte sie mir beschrieben hatte. Und genau wie er gesagt hatte, stapelten sich im Lager des Ladens viele Kisten mit Konserven und Trockenwaren. Ich kam mir vor wie ein Kind in einem Süßwarenladen, füllte meinen Seesack mit

Pasta, Gemüse- und Fleischkonserven, Pulvermilch- und Käsepackungen. Und hatte dabei ein Hochgefühl, weil alles so reibungslos klappte. Allzu reibungslos, wie ich bald feststellen sollte.

Als ich gehen wollte, stolperte eine Frau aus dem vorderen Teil des Ladens. Sie trug einen Pelzmantel und nichts darunter. Ihr Körper war von Geschwüren zerfressen und mit abblätterndem Schorf übersät. Aus ihrer Nase wucherte irgendetwas Pilzartiges, das mit einer Kruste überzogen war, und sie war völlig kahl. Während sie mich mit glasigen Augen fixierte, grinste sie so breit, dass ihre schwärzlichen, faulen Zähne zu sehen waren.

»*Meins*«, sagte sie und streckte die schmutzigen Hände aus. »*Alles meins!*«

Ich zückte die Browning. »Hau ab, verdammt noch mal!«

»*Meins*«, wiederholte sie. Dabei rann ihr gelber Schleim über das Kinn, als hätte sie

Tollwut. »Gib's mir, Schätzchen. Ist alles meins!«

Ehe ich einen Schuss abgeben konnte, stürmte sie auf mich zu. Zwar hob ich die Waffe, aber wie die meisten Menschen, die ans Töten nicht gewöhnt sind, zögerte ich. Und dieser Bruchteil einer Sekunde des Zauderns reichte ihr, um sich auf mich zu stürzen, mich glatt auszuknocken und mir die Waffe aus der Hand zu schlagen. Kaum lag ich auf dem Boden, da setzte sie sich ritlings auf mich und presste mich nach unten. Sie stank so widerlich, dass ich würgen musste: wie eine warme, verfaulende Frucht. Während ich diesen Gestank nach Gärung und Moder einatmete, nahm sie meine Gurgel mit ihren schorfigen Händen in den Zangengriff und drückte fest zu. Mir drehte sich der Magen um, gleich würde ich kotzen müssen. Doch das lag nicht nur an ihrem Gestank, dem verfaulenden Gesicht oder dem ekelhaften Schleim, der ihr aus dem

Mund tropfte, sondern auch an dem, was sie tat.

Sie ließ ihren Unterkörper kreisen.

Wollte mich ficken, rieb ihre verseuchten, glitschigen Genitalien heftig an mir.

»Komm schon, Schätzchen. Oh mein Schätzchen, mein Schätzchen!«, sabberte die Alte, der Schleimfäden aus dem Mund hingen. »Ich bumse dieses hübsche Schätzchen!«

Mehr als alles andere gab mir das die Kraft zur Gegenwehr. Es war purer körperlicher Ekel, der mich dazu brachte, sie ohne nachzudenken drei- oder viermal so heftig ins Gesicht zu schlagen, dass ihr Kopf nach hinten fiel. Und dann zerkratzte ich ihr die Augen. Ihr eitriges, verfaultes Fleisch war so wabbelig, dass meine Finger sofort in ihre Wange eindrangen und auf die Schädelknochen stießen. Irgendwann gelang es mir auch, ein Knie unter sie zu schieben und sie von mir herunterzuwälzen.

Während ich zu meiner Waffe hechtete, krabbelte sie mir wie eine obszöne fette Spinne auf allen vieren hinterher. Sobald ich mir die Browning geschnappt hatte, drückte ich mit wildem Kriegsgebrüll ab.

Die Kugel traf sie mitten in den Bauch. Sie fiel auf die Knie und presste die schorfigen Finger auf die Wunde, aus der Blut schoss.

»Ohhhhhhhh! Sieh nur, was du angerichtet hast, Schätzchen! Sieh nur, was du getan hast!«

Als sie sich erneut auf mich stürzen wollte, schoss ich ihr in den Kopf. Gehirnmasse und Blut spritzten an die Wand und bildeten dort ein bizarres Muster. Schließlich ging sie zu Boden, doch immer noch öffnete und schloss sich ihr Mund wie bei einem nach Luft schnappenden Fisch. Sie zitterte und wand sich, bis sie irgendwann still liegen blieb. Sie war tot, aber ihr Körper gab ein seltsames Zischen von sich: Zwischen ihren Beinen war

Ausfluss zu sehen, der nach grauen Schleimklumpen aussah.

Verfaulender Fisch. Es stank nach verfaulendem Fisch.

Ich musste mich übergeben, kotzte mir die Seele aus dem Leib, bis nichts mehr kam und ich nur noch krampfartig würgen musste. Als es vorbei war, fragte ich mich, ob ich mit der Entleerung des Magens vielleicht auch meine Seele gereinigt hatte.

Ich zog mich vom Leichnam der Frau zurück, ging in den vorderen Teil des Ladens und wollte gerade aufbrechen, als ich auf zwei weitere Todgeweihte stieß, einen Mann und eine Frau. Beide kahlköpfig. Beide mit Schaum vor dem Mund. Beide mit Geschwüren im Gesicht und Augen, aus denen der Wahnsinn sprach.

Ich erschoss beide. Schoss immer noch, als sie bereits am Boden lagen.

Das war meine erste Auseinandersetzung mit denen, die man die *Krätzekranken*

nannte. Nach dem, was diese widerliche Frau mir angetan hatte – meiner Meinung nach kam es einer Vergewaltigung gleich –, legte ich die beiden anderen Infizierten im Laden ohne zu zögern um.

Jetzt hatte ich meine Unschuld verloren und Blut geleckert. Danach fiel mir das Töten nicht mehr schwer.

Wahnsinnige gab es überall. Doch seltsamerweise auch gute Menschen. Menschen, die einen vor gefährlichen Vierteln warnten – vor Orten, an denen Geschöpfe der Nacht lauerten, vor Bezirken, in denen die Nationalgarde einen auf der Stelle erschoss.

Als mich irgendwann eine Bande von Krätzekranken verfolgte, kam mir ein Kerl mit langem schwarzen Rauschebart mit einem Schrotgewehr zu Hilfe. Er schien in Ordnung zu sein. Nahm mich in seine kaum möblierte Kellerwohnung mit. Während wir eine Suppe löffelten, sagte er kein Wort und grunzte nur, wenn ich ihn was fragte. Auf

dem Fußboden lagen zwei in Tücher gehüllte Gestalten.

»Das sind meine Töchter«, sagte er schließlich. »Hab sie getötet, alle beide. Hatten angefangen, sich zu verwandeln.«

»Zu verwandeln?«

Der Mann sah mich mit seinen dunklen Augen voller Bitterkeit an. »Ja, in diese *Andersartigen*. Die mit den glühenden Augen. Kommen nur nachts aus ihren Löchern. Auf die musst du achtgeben.«

Bald darauf brach ich auf, denn ich hielt den Mann für genauso durchgeknallt wie die meisten anderen. Erst zwei Tage später stellte ich fest, dass er keineswegs verrückt war. Als ich eines dieser Geschöpfe mit eigenen Augen sah.

Eines dieser *Kinder*.

7

Es wurde bereits dunkel und ich war ziemlich weit weg von zu Hause. Schon an sich

warf das Probleme auf. Nach allem, was ich bis dahin gesehen und erlebt hatte, hätte ich es besser wissen müssen, als mich einem solchen Risiko auszusetzen. Aber ich lebte vom Plündern und musste dorthin, wo am besten Beute zu machen war. An der Ecke Mahoning Avenue/South Glenellen befand sich eine Niederlassung der wohltätigen Society of St. Vincent de Paul, wo Lebensmittel für die Notleidenden gelagert wurden. Für diese Information hatte ich einem Mann eine .38-Pistole überlassen. Da er die Stadt sowieso verlassen wollte, brauchte er diese Nahrungsquelle nicht mehr.

Wegen dieser Nahrungsquelle war ich jetzt hier.

Von einer Gasse aus drang ich ins Lager ein, indem ich eine Scheibe einschlug und durchs Fenster stieg. Ich fand die Kisten ohne Probleme und konnte mich zügig daran bedienen, da weder Wahnsinnige noch Mutanten in der Nähe waren. Hastig füllte

ich meinen Sack mit Konservendosen, Pastaschachteln, gewürzter Schinkenwurst und vielen weiteren guten Sachen. Als mein Sack voll war, fühlte ich mich so munter wie eine Ratte bei erfolgreicher Futtersuche. Ich hatte mir ein paar weitere Wochen des Überlebens gesichert.

Als ich wieder auf der Straße stand, ging die Sonne gerade unter. Es war die Zeit, in der die Geschöpfe der Nacht aus ihren Löchern schlüpften – all diese Raubtiere, Aasfresser, Kopfjäger, Knochensammler und Blutsauger.

Auf dem Gehweg entdeckte ich einen Hund, der einfach nur dasaß, ohne sich zu rühren. Es war ein räudiger, dreckiger Golden Retriever, dem ein halbes Ohr fehlte. Sein Fell war verkrustet, von getrocknetem Blut. Er blickte zu mir auf, legte die Ohren an und knurrte.

Ich hätte ihn erschießen können, doch stattdessen spielte ich den guten Samariter.

Hätte ich das nicht getan, wäre ich vielleicht zu Hause gewesen, ehe der Spuk losging. Aber dieser Hund tat mir leid. Außerdem konnte ich sehen, dass er nicht an Tollwut litt. Und er wirkte auch nicht krank oder irgendwie abnorm. Also ging ich das Risiko ein, besänftigend auf ihn einzureden, und er beruhigte sich auch schnell. Wedelte mit dem Schwanz und winselte leise. Und diese Augen ... Mein Gott, falls Sie je einen Retriever besessen haben, wissen Sie, wie diese Hunde einen ansehen können. Mit den traurigsten Augen der Welt. Und wenn sie dann noch die Augenbrauen hochziehen, wirken sie so menschlich, dass man weinen könnte.

Und genau das tat dieser Kerl.

»Ist ja gut, Junge«, sagte ich. »Ich tu dir nichts. Vielleicht willst du mitkommen und bei mir bleiben? Wir könnten aufeinander aufpassen. Na, wie wär's?«

Er wedelte und ließ mich nicht aus den Augen. Es war ein guter Hund. Ich hätte wetten können, dass er früher ein Familienhund gewesen war. Retriever sind tolle Hunde: sanftmütig, kinderlieb, unglaublich geduldig und loyal. Ich wusste einfach, dass dieser Hund, der sich jetzt auf dem Kriegspfad befand, früher so gewesen war. Also kniete ich mich neben ihn und machte ihm ein Friedensangebot: hielt ihm ein »Leckerli« vor die Nase – einen dieser getrockneten Riegel aus Rindfleisch, die kennen Sie sicher. Er schlang ihn sofort hinunter, also gab ich ihm einen zweiten und dritten Riegel und gewann damit einen Freund fürs Leben.

Ich hätte heulen können, denn endlich hatte ich jemanden – ein Lebewesen – gefunden, um das ich mich kümmern konnte und das sich auch um mich kümmern würde, wie mir klar war. Denn das zeichnet Hunde aus. Natürlich gibt es unter Männern und Frauen Liebe, aber die menschliche Spezies

ist nun mal selbstsüchtig, deshalb verletzen Menschen einen, sofern man es zulässt. Doch Hunde tun das nicht. Wenn man ihnen zu fressen gibt und für sie sorgt, lieben sie einen ihr Leben lang und folgen einem, ohne zu zögern, überallhin, und wenn's die Hölle ist. Und jedem, der einen bedroht, gehen sie an die Eier. Das ist wirkliche Loyalität. Versuchen Sie die mal bei einem Menschen zu finden. Viel Glück.

Also hatte ich jetzt einen Kumpel.

Mittlerweile wurde es schon dunkel – Zeit abzuhausen. Doch als ich mich auf den Weg zu meinem Domizil machte, das mindestens vier Straßenzüge entfernt lag, folgte der Hund mir nicht, sondern blieb einfach auf dem Gehweg sitzen, eine verlassene, trostlose, unglückliche Kreatur.

»Na, komm schon!«, rief ich und klatschte auf mein Bein. Da schoss er mir wie ein Blitz hinterher, rieb seine Schnauze an meinem

Bein und sprang so freudig um mich herum, wie es nur Hunde vermögen.

Es waren noch einige Rindfleischriegel übrig, die ich ihm gab. Danach kraulte ich ihn an den Ohren und sprach mit ihm. Doch als die Schatten länger wurden, verhielten wir uns beide sehr ruhig, denn wir durchquerten eine Gegend, die eindeutig Feindesland war. Allerdings fühlte ich mich mit dem Hund an meiner Seite längst nicht so ausgeliefert wie sonst. Niemand kann sich an einen Retriever anschleichen, wenn er Augen und Ohren weit offen hält, den Schwanz aufplustert und zur Hab-Acht-Stellung reckt.

Etwa zwei Straßenzüge von meiner Wohnung entfernt blieb der Hund plötzlich stehen, stellte die Ohren auf – nun ja, zumindest dasjenige, das unversehrt war –, legte den Kopf schräg und begann am Boden zu schnüffeln. Dabei knurrte er leise. Alarmstufe eins: Er hatte von irgendwas Wind

bekommen, das ihm ganz und gar nicht gefiel.

Ich zerrte ihn weiter, doch dann sah ich, was ihn beunruhigte: Vor uns stand ein Mädchen auf dem Gehweg, in Mondlicht getaucht. Es war ein winziges Ding mit Zöpfen, notdürftig mit den verdreckten Überresten einer blauen Jacke bekleidet. Ich schätzte die Kleine auf etwa acht Jahre.

Aber der Hund rastete bei ihrem Anblick völlig aus, schnappte und heulte auf.

»Sei still«, befahl ich ihm und blickte zu der Kleinen hinüber. »Was machst du denn noch so spät auf der Straße, Liebes?«, fragte ich. »Ist doch gefährlich. In dieser Gegend sind ...«

Ich führte den Satz nicht zu Ende, denn im selben Moment konnte ich sie deutlich sehen und mein Magen zog sich vor Angst zusammen. Das hier war kein kleines Mädchen. Ihre Augen leuchteten strahlend gelb und anstelle eines Gesichts sah ich etwas, das

einer Halloween-Maske ähnelte, gerippt und in einem grässlichen graublauen Farbton.

Während die Gestalt die Hände zu mir hochstreckte, öffnete sich ihr Mund und winzige hakenförmige Fangzähne kamen zum Vorschein: Es waren die Zähne eines Raubtiers. Von ihr stieg Dampf auf, und sie knisterte vor Energie – wie eine statisch aufgeladene Decke.

Gleich darauf drang aus ihrem Mund ein schriller Pfeifton, der fast im Hyperschallbereich zu liegen schien und immer penetranter wurde, sodass mir die Ohren wehtaten.

Als sie sich mir näherte, umgab sie ein schwaches pulsierendes Leuchten. Und dann schien sie vor Radioaktivität geradezu Funken zu sprühen. Sie ging nicht, sondern *schwebte* auf mich zu. Und der heiße radioaktive Dampf, der von ihrem Körper aufstieg, hinterließ in ihrem Rücken eine flackernde Nebelspur.

Wäre der Hund nicht gewesen, hätte sie mich erwischt.

Ich wich zurück und feuerte zweimal, doch keine der Kugeln traf. Allerdings ließ der Hund, Gott segne ihn, nicht zu, dass sie mich angriff. Aufheulend sprang er sie mit weit aufgerissenem Maul an, um zuzuschnappen. Doch sie fing ihn ab und umschloss ihn mit den Armen. Er winselte wie wild in den höchsten Tönen, doch sie ließ nicht von ihm ab. Er musste ungeheure Schmerzen erleiden, während er in ihrem Griff buchstäblich verbrannte. Eine kühle blaue Flamme loderte auf und erfasste seinen Körper, der sofort Feuer fing, überall Blasen warf und zu rauchen begann. Unmittelbar vor meinen Augen schrumpfte der Hund zu einem schwarzen, schwelenden Ding zusammen, das bestialisch stank. Dann fiel er ihr aus dem Arm und in sich zusammen; es blieben nur brennende Knochen und eine Aschewolke von ihm übrig.

Doch zu diesem Zeitpunkt rannte ich bereits um mein Leben. Allerdings machte die Gestalt keine Anstalten, mich zu verfolgen. Als ich endlich meine Wohnung erreicht hatte, zitterte ich so unkontrolliert, dass ich nicht mal das Glas Whiskey halten konnte, das ich hinunterstürzen wollte.

Der arme Hund. Ich sollte ihn niemals vergessen. Und auch nicht das, was er für mich getan hatte, und das, was dieses verstrahlte Gespenst *ihm* angetan hatte.

Nach diesem Erlebnis gab ich jedem herumstreunenden Hund, sofern er nicht unter Tollwut litt, von einer anderen Krankheit infiziert oder mutiert war, etwas zu fressen und zu trinken und tat für ihn, was mir möglich war. Doch dieser Vorfall hatte noch eine weitere Konsequenz: Von da an erschoss ich jedes mutierte Kind, das mir begegnete. Denn wenn es Ghoule gab, die auf den Friedhöfen dieser Welt herumspukten, dann waren es diese *Kinder*.

Etwas, an das ich mich sehr schnell gewöhnen sollte, waren die Leichen.

Sie waren buchstäblich überall. Die Stadt selbst war ja kaum noch etwas anderes als ein zerbombter, zerfetzter Leichnam. Zwischen der Nationalgarde und den Bürgermilitizen hatte es so viele Kämpfe gegeben, dass ganze Viertel ausgebrannt und Gebäude im Sperrfeuer eingestürzt waren. Die Alleen waren mit Trümmern und schwärzlichen Autowracks verstopft. Die Telefonmasten waren reihenweise umgekippt und lagen im Wirrwarr der eigenen Kabel auf dem Pflaster.

Und überall auf diesem Friedhof, der früher einmal eine lebendige Stadt gewesen war ... Leichen.

Im April brach schließlich auch der Abtransport der Toten zusammen: Die Leichenwagen fuhren nicht mehr. Also ließ man die frisch Verstorbenen einfach dort liegen, wo

sie zusammengebrochen waren oder wo man sie hingeworfen hatte.

Die Toten waren der einzige Rohstoff, den die Stadt noch besaß, und er war im Überfluss vorhanden – in Form vollständiger Körper oder auch einzelner Gliedmaßen. Manche Toten verwesten zu Skeletten, andere verbrannten zu leeren Hüllen, viele weitere blähten sich in der Sonne zu grünlich schimmernden Kadavern auf. Von diesen Kadavern stiegen dann Wolken von Fleischfliegen auf oder stießen auf die Toten hinab, um sich von ihnen zu nähren oder ihre Eier dort abzulegen. Nicht selten sah man, dass die Leichen sich bewegten oder erbeben, da sich Maden in ihnen tummelten. Viele waren auch angeknabbert, nicht nur von Ratten, sondern auch von anderen Kreaturen, die erst nach Sonnenuntergang auftauchten.

Fast über Nacht war der hohe Schnee, der Youngstown unter sich begraben hatte,

weggetaut und hatte überall in der Stadt große Wassertümpel hinterlassen, in denen Leichen trieben. Außerdem hatten die heftigen Regengüsse solche Ströme von Toten in die Höfe und Eingänge gespült, dass sie sich an den Hausfassaden stapelten.

Was mich bei alldem am meisten erstaunte, vielleicht auch erschreckte, war die Tatsache, dass ich und die anderen Überlebenden kaum auf diese Berge menschlicher Überreste achteten. Wenn wir zwischen all den Toten nach Essbarem suchten, sprangen wir einfach über sie hinweg oder stießen sie gleichgültig zur Seite. Einen Bogen schlug man nur um diejenigen, bei denen man Infektionsherde befürchtete.

Nach einer Weile gewöhnt man sich an alles.

Wenn man bedenkt, dass zahllose unbestattete Tote in jedem denkbaren Stadium der Verwesung die Stadt überschwemmt hatten, ist das, was danach geschah, kaum noch

überraschend: Mit der ihr eigenen grenzenlosen Kreativität brachte die Natur nun auch Mutanten hervor, die sich das Aas zunutze machten.

Einige Straßenzüge von meinem Wohnhaus entfernt gab es einen 7-Eleven-Supermarkt. Früher hatte ich dort oft die Spezialitäten dieser Discounter-Kette gekauft: halb gefrorene Getränke und Hot-dogs mit Chili con Carne. Doch zwei Monate nach Shellys Tod hatte man den Markt aus mir unverständlichen Gründen in ein Leichendepot verwandelt. Jetzt brodelten hier Hunderte von Toten in der Sonne, umgeben von unzähligen Fliegen und einem penetranten Gasgestank, der einen in die Knie zwingen konnte.

Zu dieser Zeit ging bereits das Gerücht um, dass selbst die großen städtischen Verbrennungsanlagen und die Leichengruben außerhalb der Stadt die »Entsorgung« all der Toten nicht mehr bewältigen konnten. Also

lagerte man sie mitten in der Stadt an anderen Orten. Und die Leichenwagen luden sie einfach irgendwo davor auf den Parkplätzen ab.

Fast täglich kam ich am früheren 7-Eleven vorbei, achtete aber kaum auf den Leichenberg, obwohl ich auf dieser Wegstrecke stets ein Halstuch vor Mund und Nase zog, um mich vor dem Gestank zu schützen. Zwar roch mittlerweile die ganze Stadt wie ein in der Sonne verrottender Kadaver, aber hier war es besonders schlimm.

Mich interessierte lediglich, ob in dem Markt noch unverdorbene Lebensmittel lagerten, doch auch diese Möglichkeit verführte mich nicht dazu, mich auf dieses Leichenfeld vorzuwagen. Die Fliegen schwärmten dort in solch riesigen Wolken herum, dass es so aussah, als wäre die Luft voller Rußwolken.

Irgendwann fand ich in einem Lager der Heilsarmee eine unversehrte Kiste mit

Konserven und musste auf dem Heimweg an dem Leichenberg beim 7-Eleven vorbei. Und dabei fiel mir auf, dass sich die Leichen bewegten, tatsächlich *bewegten*.

Anfangs dachte ich, es sei das Leichengas, das sie zum Zittern und Beben brachte, aber daran lag es nicht. Neugierig blieb ich mit meiner kostbaren Fracht stehen, eingehüllt von dem scharfen Gestank und wild sum-menden Fliegenschwärmen. Und da sah ich zum ersten Mal einen Leichenwurm.

Er fuhr aus dem Mund eines Toten und hatte den Durchmesser eines männlichen Handgelenks. Sein Körper war so segmentiert und flach wie der eines Bandwurms und wirkte glitschig, da er mit etwas Schleimartigem, das an Nasenrotz erinnerte, überzogen war. Gleich darauf richtete er sich auf und lauerte dort wie eine Kobra, die gleich angreifen wird. Zwar konnte ich keine Augen erkennen, war mir aber fast sicher, dass der Wurm mich beobachtete. Mit wachsendem

Ekel merkte ich, dass er anstelle eines Mundes eine Art Kolben besaß, den er so öffnete und schloss, als holte er damit Luft. Aus diesem Kolben sickerte die ganze Zeit über eine schwarze Flüssigkeit, die wie Tinte aussah.

Fassungslos und voller Abscheu starrte ich dieses Monstrum an und ließ dabei meine Kiste fallen, sodass sich Bohnenkonserven und Pastaschachteln über den Gehweg ergossen. Der Wurm lauerte immer noch in Angriffstellung und wirkte so, als wollte er mich zu einer Auseinandersetzung provozieren.

Gleich darauf glitt ein anderer Wurm aus dem grünlich schimmernden Bauch einer toten Frau, während sich ein weiterer aus der Augenhöhle eines noch mit Fleisch überzogenen Schädels ins Freie kämpfte. Es dauerte nicht lange, da kamen sie alle heraus, als zöge die Sonne sie an wie der Regen die Tauwürmer. Manche waren nicht

dicker als ein menschlicher Finger, andere so dick wie ein menschliches Bein. Sie drangen aus Nasen, Augenhöhlen und Arschlöchern, glitten herum und richteten sich auf. Und alle waren mit Schleim überzogen und totenbleich.

Zwar hatte ich zu diesem Zeitpunkt bereits Wesen gesehen – durch die Strahlung mutierte Lebewesen –, die mich noch ein Jahr zuvor glatt in den Wahnsinn getrieben hätten, aber diese Würmer stellten sie weit in den Schatten.

Allerdings verloren sie bald das Interesse an mir – offenbar waren sie nicht auf lebende Wirte aus – und machten sich wieder an die Arbeit. Sie begannen zu fressen, wühlten sich durch den Leichenberg, saugten, schlürften, kauten. Sobald sie sich in einen Leichnam hineingegraben hatten, war das Büffet eröffnet. Mit dem Kolben oder Mund (keine Ahnung, als was man dieses Organ bezeichnen soll) spritzten sie

dem Leichnam die schwarze Tinte ein, was offenbar dazu führte, dass sich dessen Innereien verflüssigten. Der Saft der Würmer enthielt vermutlich irgendein Verdauungsenzym, ähnlich dem, was Spinnen ihrer Beute injizieren. Jedenfalls verleibten sie sich die verflüssigten Innereien der Toten unverzüglich ein, sobald sie ihnen ihre »Spritze« verpasst hatten.

Mir wurde bei diesem Anblick übel.

Noch schlimmer war jedoch das, was ich danach sah: Dutzende von Würmern, die aus den Leichen geglitten waren, verbanden sich miteinander zu einer lebenden Spirale. Während sie sich umeinander wanden, gaben sie ein bizarres Trillern von sich und zitterten so lange, bis ein wässriger Schleim sie einhüllte.

Das war mehr, als ich ertragen konnte: Ich suchte mein Heil in der Flucht.

Denn mir war klar, dass diese Würmer dabei waren, Nachkommen zu zeugen,

verstehen Sie? Dieses entsetzliche Trillern klang eindeutig lustvoll ... So als strebten diese Würmer gerade dem Orgasmus zu.

Und diese grauenvolle Szene war nur ein kleiner Ausschnitt der Welt, die man mir hinterlassen hatte.

9

Anfang Mai hatte ich den Punkt erreicht, an dem es mir schlicht reichte. Ich hatte es satt, mich für meine armselige Existenz aufzureiben. Hatte genug von all dieser Scheiße um mich herum, von all dem Stress und der ständig an mir nagenden Sorge ums Überleben. Denn *wozu* sollte ich überhaupt überleben? Wofür?

Deprimiert, lebensmüde und innerlich kaputt dachte ich darüber nach und kam zu dem für mich einzig vernünftigen Schluss: Ich würde mich umbringen. Also holte ich in einer düsteren Nacht ein Messer heraus und

bereitete mich darauf vor, mir die Pulsadern aufzuschneiden.

Glauben Sie mir, ich tat das nicht leichtfertig. Aber ich war so erschöpft, dass ich so nicht weitermachen konnte. Um zu überleben, musste man sich wie ein Tier verhalten, und es war nicht meine Art, mich einen verfluchten Tag nach dem anderen wie ein Tier aufzuführen. Die Welt starb jeden Tag ein bisschen mehr, und meine Frau lebte nicht mehr. Warum sollte ich mich bemühen, weiterzumachen, weiterzuleben? Kriegstreiber und Politiker hatten der Welt alles Lebendige geraubt, es war vorbei. Der Amerikanische Traum hatte sich zu einem globalen Albtraum entwickelt, und all das, was ich geliebt hatte, gab es nicht mehr: den wunderbar grünen Hochsommer, den kühlen weißen Kuss des kalten Winters, all die Samstage mit ihren Baseballspielen, den 4. Juli, die frischen Herbsttage, die Kinderstimmen, die Weihnachtslieder sangen. Alles

zusammengeknüllt und weggeworfen wie eine von Pisse durchtränkte Zeitung.

Übrig geblieben war nur ein Irrenhaus, das die ganze Welt umfasste.

Und auch das Wetter spielte völlig verrückt.

Abnormale Stürme fegten über den Globus.

Das Wasser war verseucht.

Die Ernten faulten auf den Feldern.

Und das, was von der Menschheit noch existierte, lief Amok, war dem Wahnsinn verfallen oder lag im Sterben.

Krankheiten, die wir in unserem aufgeklärten Zeitalter der Antibiotika in Amerika für längst ausgestorben gehalten hatten, klopfen erneut an die Tür und begehren mit vom Tode gezeichneten Wangen Einlass: Cholera, Typhus, Beulenpest, Diphtherie, ansteckende Influenza. Ein Dutzend mutierte Krankheitsarten, die man nicht mal mehr genau identifizieren konnte.

Die Wolken, über uns hinwegfegende Sandstürme und der Regen brachten tödlichen radioaktiven Fallout mit sich.

Ratten, Fliegen, Moskitos und jede vorstellbare – oder bis dato *unvorstellbare* – Art von Geschmeiß vermehrten sich in unglaublicher Zahl.

Auf den Straßen randalierten die Banden, plünderten, vergewaltigten, töteten.

Zwischen der Bürgermiliz und der Armee kam es dauernd zu blutigen Zusammenstößen.

Auf den Gehwegen stapelten sich die Leichen.

Ganze Stadtviertel wurden »sterilisiert«, um die Ausbreitung von Krankheiten einzudämmen.

Ständig verdüsterte der schwarze Rauch, der von den brennenden Leichengruben aufstieg, den Himmel.

Das war das Erbe unserer Nation, unserer Welt, mit dem sich die Überlebenden her-umzuschlagen hatten.

Als die Fernseh- und Rundfunkstationen noch sendeten und das Internet noch funktionierte, sah und hörte ich all das, und es machte mich genauso krank wie alle anderen in meiner Umgebung. Es flößte mir Angst ein, furchtbare Angst, aber ich schob es, innerlich aufbegehend, in irgendeinen dunklen Winkel meiner Seele ab.

Und als jede Massenkommunikation zusammenbrach, alle Massenmedien den Betrieb einstellten ... Von meinem Fenster aus konnte ich ja mit eigenen Augen sehen, was draußen, auf den Straßen, vor sich ging. Es hatte keinen Sinn mehr, ums Überleben zu kämpfen. Keinen Sinn, mitzuerleben, was binnen eines Jahres oder Jahrzehnts geschehen würde. Jede Zivilisation war ausgelöscht. Es war genau das eingetreten, was man stets von den Folgen eines Atomkriegs

behauptet hatte: Binnen fünf Minuten waren wir vom Zeitalter der Raumfahrt in die Steinzeit zurückgefallen.

Ich wollte nicht sehen, was als Nächstes passieren würde.

Da saß ich also, einsam und allein, vom Leben geschlagen und innerlich vollkommen leer, und presste ein Messer an mein Handgelenk. Doch während ich drauf und dran war, mir die Pulsadern zu öffnen, hörte ich ein zischendes Geräusch. Es klang so, als hätte jemand ein Gasventil aufgedreht. Und eine Stimme, eine klare, gebieterische Stimme in meinem Ohr fragte mich: »*Willst du leben?*«

Als Erstes ließ ich das Messer fallen, als Zweites glitt ich so vom Stuhl, als wären meine Knochen aus Gummi. Ich war wie betäubt. Konnte mich nicht bewegen, nicht sprechen, nicht mal atmen. Wie von Sinnen und völlig verängstigt fiel ich auf den Boden und zitterte dabei so heftig, dass meine

Zähne aufeinanderschlugen. Diese Stimme, diese entsetzliche Stimme ...

»*Willst du leben?*«

»Ja«, erwiderte ich, als ich wieder Luft bekam. Ehrlich gesagt war ich mir keineswegs sicher, ob ich leben wollte oder nicht, aber die Stimme schüchterte mich so ein, dass ich Angst hatte, irgendetwas anderes zu erwidern.

»*Wirst du zu mir kommen?*«, fragte die eisige, zischende Stimme. »*In mir liegt die Rettung und das Überleben. Und auch die Sühne, denn ich verlange Buße. Bring mir von deiner Hand ausgewählte Brandopfer. Durch das Feuer werden sie die Seligkeit erlangen. Bring mir Opfertgaben ...*«

So stellte sich das *Schattengebilde* bei mir vor.

Niemals zeigte es sich mir; vielleicht war ich zu unrein, es erblicken zu dürfen. Doch es sagte mir, was zu geschehen hatte. Jetzt hatte ich einen GÖNNER.

Ich wusste bei dieser ersten Begegnung nicht, was dieses Schattengebilde war und was es von mir wollte, doch es sprach auch weiterhin mit mir, flüsterte in meinem Kopf, gab mir Orientierung, hielt mich am Leben. Es jagte mir Angst ein und faszinierte mich zugleich. Ich fühlte mich auserwählt und zugleich verflucht.

Monate später war ich mir nicht mal mehr sicher, ob ich das Schattengebilde wirklich hörte. Vielleicht war es gar keine Stimme, die zu mir sprach, sondern nur irgendeine persönliche Wahnvorstellung, eine Ausgeburt meiner Fantasie.

Doch in jener Nacht, als ich Selbstmord begehen wollte, begann etwas Neues: Ich verkaufte meine Seele, um am Leben zu bleiben. Und so stolperte ich in die Geschichte hinein, Menschen zum Tode zu verurteilen.

Aber über diesen Teil der Geschichte war ich mir keineswegs im Klaren. Damals noch nicht.

10

Danach lebte ich wie eine Spinne.

Nachdem mir das Schattengebilde gewisse Dinge eingeflüstert hatte – es spielte nur darauf an, was ich zu tun hätte, ohne es wirklich auszusprechen –, durchkämmte ich die Stadt nach feuchten, dunklen Winkeln und Erdspalten, in denen ich mich verbergen konnte wie in einem Spinnennetz. Ideal waren lichtlose Orte, wo mich die umherstreifenden Banden von Plünderern und die Rudel wilder Hunde nicht aufspüren konnten. Mit der Zeit entwickelte ich Geschick darin, mich zu verstecken und mich lautlos und unsichtbar an andere heranzupirschen. Das lag vor allem daran, dass das Schattengebilde in meinem Kopf herumspukte und mir sagte, wo ich etwas zu essen und

einen Unterschlupf finden würde, welche feuchten Keller, von deren Wänden Wasser tropfte, sicher und frei von Kolonien tollwütiger Ratten waren.

Und dann wurde ich eines Tages, als ich unterwegs war, um nach Waffen zu suchen, zwangsweise für den Militärdienst rekrutiert.

Die Armee – oder das, was von ihr noch übrig war – stöberte mich trotz all meiner Schlupfwinkel auf.

Als ich aus einer Gasse trat, sah ich zwei Männer in weißen Schutzanzügen vor mir. Sie waren mit leichten Militärgewehren, Karabinern, ausgerüstet und zielten damit direkt auf mein Gesicht. Es hatte keinen Zweck wegzulaufen, sie hätten mich nach höchstens zehn Schritten niedergemäht. Also blieb ich einfach wortlos stehen und war mir deutlich bewusst, dass in meinem Gürtel die Browning Hi-Power steckte und über meiner Schulter mein Beutesack hing. Vermutlich sah ich inzwischen wie jeder andere

Stadtstreicher aus: ungewaschen, zerlumpt, mit Augen, aus denen Wahnsinn und Verzweiflung sprachen.

Sie hielten die Gewehre auch weiterhin auf mich gerichtet.

»Hört mal«, sagte ich schließlich und streckte die Hände hoch. »Ich will keine Schwierigkeiten. Hab ja nur versucht, etwas zu essen zu finden. Ich zieh mich einfach zurück und geh meiner Wege, einverstanden?«

Die beiden Männer tauschten durch die Plexiglasvisiere ihrer weißen Helme einen Blick miteinander aus, ohne ein Wort zu sagen.

Also wich ich ein paar Schritte zurück.

Doch sofort ließ derjenige, der links von mir stand, einen Kugelhagel auf die Gassenmauer los. Als die 9-Millimeter-Patronen unmittelbar über meinem Kopf in die Ziegelsteine einschlugen, ließ ich mich, immer noch mit erhobenen Händen, auf die Knie

fallen. »Mein Gott ... Immer mit der Ruhe, Männer. Schön locker bleiben!«, rief ich.

»Du gehst jedenfalls nirgendwo mehr hin, Arschloch«, sagte einer der beiden und blickte zu seinem Partner hinüber. »Durchsuch ihn.«

Der andere stürmte herüber und versetzte mir einen Schlag auf den Hintern. Dann nahm er mir die Browning, den Beutesack, das Messer und alles andere bis auf die Klamotten ab, die ich am Leib trug. Anschließend musste ich mich bäuchlings, mit gespreizten Armen und Beinen, auf den Boden legen, wobei ich mitten in einer dreckigen Pfütze landete. Mit einem Geigerzähler fuhr er an meinem Körper entlang und untersuchte mich auf wunde Stellen und Geschwüre.

»Sieht sauber aus«, erklärte er schließlich.

»Aufstehen, Arschloch«, befahl sein Partner. »Glückwunsch. Soeben haben wir dich zum Militär eingezogen.«

Ich sah zu ihm hoch. »Von was zum Teufel redet ihr überhaupt?«

Der Kerl lachte nur, während die beiden mir Handschellen anlegten und mich zu einem olivgrünen Militärtransporter führten, der weiter unten an der Straße parkte. Dabei stießen und traten sie mich.

Als sie mich fragten, wie es mir bei der Armee gefalle, erwiderte ich, sie sollten sich doch selbst ins Knie ficken. Was mir einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Hinterkopf und eine Fahrkarte ins Schlummerland einbrachte.

»Zum Militärdienst verpflichten« – so nannten diese Mistkerle das, was sie mit mir anstellten.

Jetzt gehörte ich zu einem Säuberungstrupp, genau wie ein paar andere Idioten, die sie auf die gleiche Tour »eingezogen« hatten. Nicht mal entfernt hatte mein Job mit irgendwas Militärischem zu tun. Wir mussten schlicht Leichen einsammeln.

Bekleidet mit weißen Schutzanzügen fuhren wir mit Müllwagen durch die Straßen und karrten die Toten fort, von denen Ansteckungsgefahr ausging.

Bei dieser Arbeit lernte ich Specs kennen, einen mageren kleinen Kerl mit überdimensionaler Brille, den die Soldaten gern schikanierten. Unser Leichensammlertrupp bestand aus mir, Specs und zwei weiteren Männern namens Paulson und Jakoby. Natürlich nannte der für uns zuständige Sergeant, ein brutaler Berufssoldat namens Weeks, uns nie bei unseren Namen, sondern bezeichnete uns alle als »Scheißer«. Darüber hinaus hatte er für jeden von uns einen speziellen Kosenamen. Mich nannte er »Arschloch«, Specs »Muttersöhnchen«, Jakoby »Schwachkopf« und Paulson »Mister Nichtsnutz«.

Die Szenerie unserer Arbeit war überaus bizarr: Wir sammelten die Leichen ein und warfen sie wie Müllsäcke in die Klappschute

des Wagens. Als ich das erste Mal sah, wie Paulson am Hebel zog, damit die Schute sich nach innen drehte – dort zerstampfte die Hydraulikpresse die Körper zu einer kompakten Masse –, musste ich kotzen, direkt auf die Straße. Schon vorher war mir beim Einsammeln all dieser grünlich schimmernden Leichen übel gewesen, aber dieses *Geräusch*, als die Toten zu Brei zermatscht wurden, gab mir den Rest. Ich fiel auf die Knie, riss mir die Schutzmaske vom Gesicht und kotzte alles, was ich im Magen hatte, aufs Straßenpflaster, während die Soldaten vor Lachen wieherten.

»Gefällt dir die Drecksarbeit etwa nicht, Arschloch?«, sagte Weeks. »Vielleicht schmeiß ich das nächste Mal auch deinen Arsch dort rein, du verdammtes Weichei.«

Specs half mir aufzustehen. »Wirst dich schon dran gewöhnen, Mann. Ist ein Scheiß-job, aber irgendwann gewöhnt man sich dran.«

Kein Zwangsverpflichteter, der je in einem Krieg hat kämpfen müssen, musste Schlimmeres durchmachen als wir.

Während man in den Schutzanzügen herumstand, schwitzte man fürchterlich. Ständig summten Fliegen herum, und von den Handschuhen fielen immer wieder Maden. Und all die ekelerregenden Sekrete, die aus den Leichen sickerten, versifften einem den Schutzanzug.

All das war ja schon schlimm genug, aber noch viel schlimmer war es, *zuhören* zu müssen, wie diese Kadaver zusammengepresst wurden. Selbst unsere Schutzhelme konnten das Geräusch nicht ersticken, wenn Dutzende von faulenden Leichen zermalmt wurden, Knochen brachen und Fleisch zu Brei gequetscht wurde.

Jedes Mal, wenn eine Ladung »verarbeitet« wurde und die Klappschute nach innen rotierte, sickerte eine zähe schwarze Flüssigkeit aus dem Boden der

Schute und regnete auf die Straße. Das war der aus den Leichen gepresste Matsch, denn man zerdrückte sie wie reife Tomaten.

Und der Gestank, den dieser Matsch ausdünstete ... Mein Gott, der war wirklich unsäglich.

Doch uns blieb keine Wahl.

Denn während ich und die anderen armen Säcke Leichen in die Schute warfen, hielten die Soldaten ständig die Waffen auf uns gerichtet. Sollte jemand versuchen auszubrechen, sprich: abzuhaufen, würden sie ihn sofort niedermähen und mit den Toten in den Müllwagen verfrachten.

Sobald der Wagen voll war, fuhren wir zur Entladung in Gebiete außerhalb der Stadt und entleerten die Fracht in die riesigen Leichengruben, wo die menschlichen Überreste eingäschert wurden. Noch in meilenweiter Entfernung von den Gruben konnte man schwarze Rauchwolken zum Himmel aufsteigen sehen und das verbrannte Fleisch

und Haar riechen. Es war so, als stünde man in Windrichtung der Öfen von Treblinka.

Falls es tatsächlich eine Hölle auf Erden gibt, dann haben wir sie dort erlebt.

11

Weeks war nicht nur ein Psychopath, der auf alles schoss, was sich bewegte, er litt auch unter Wahnvorstellungen und Paranoia. Eigentlich hätte er in ein Irrenhaus gehört.

Ich habe nie erfahren, was wirklich mit ihm los war – ob er mit diesen Geisteskrankheiten schon zur Welt gekommen oder erst seit dem Untergang der uns bekannten Welt neben der Spur war. Jedenfalls glaubte er nicht, dass Atomwaffen die Vereinigten Staaten zerstört hatten, zumindest nicht von *Menschen* eingesetzte Atomwaffen. Er war sich sicher, dass irgendwelche Aliens aus dem All dafür verantwortlich waren, auch jetzt noch absichtlich Krankheiten und Seuchen unter den Überlebenden

verbreiteten und sich dabei als Menschen tarnten.

»Erzähl mir mal, woher du stammst«, forderte er mich eines Tages auf.

»Aus Youngstown.«

»Ach ja? Das findest du wohl witzig, wie? Glaubst du, ich mache hier Witze oder was?«

»Du hast mich was gefragt und ich hab dir geantwortet.«

Er richtete sein Gewehr auf mich. »Und woher soll ich wissen, dass du nicht einer von *denen* bist? Du behauptest also, keiner dieser Outsider zu sein?«

So nannte Weeks sie: *Outsider*. Niemals benutzte er den Ausdruck *Aliens*. Aber das brauchte er auch gar nicht. Wir wussten sowieso, wen er damit meinte.

Ich erfuhr nicht mal, wie Weeks ohne Verkleidung aussah. Niemals, wirklich niemals legte der Kerl seinen Schutzanzug ab. Er schlief sogar darin. Und selbst in der Kaserne trug er ihn pflichtschuldigst, denn

er wollte nicht, dass ihn Bakterien der Outsider befielen und ihn in irgendein *Ding* verwandelten. Es machte ihm Spaß, mit uns, seinen »Scheißern«, Spielchen zu treiben, indem er uns einzuschüchtern versuchte. Dauernd drohte er damit, uns in die Schute des Müllwagens zu werfen. Anfangs funktionierten diese Einschüchterungsversuche auch. Doch nachdem wir tagein, tagaus für die Zerstückelung der Toten gesorgt hatten, brauchte es schon sehr viel mehr, um uns aus dem Gleichgewicht zu bringen.

In Wirklichkeit war es Weeks, der schreckliche Angst hatte. Angst vor allem und jedem.

Besondere Angst hatte er jedoch vor Paulson, weil er ihn für einen *Outsider* hielt. Über Specs war er sich noch nicht im Klaren. Immer, wenn er mit einem von ihnen oder beiden redete, hielt er Abstand. Und wenn er ihnen eine Abreibung verpassen wollte, ließ

er das von den Schlägertypen unter seinen Soldaten erledigen.

Wie sehr er unter seiner Angst litt, fand ich eines Tages heraus, als er auf den Leichensekreten ausrutschte, die hinten aus dem Lastwagen sickerten. Ich griff nach ihm, ehe er zu Boden stürzen konnte.

Er schrie Zeter und Mordio.

War so außer sich, dass er seinen Karabiner zückte, weil er mich offenbar an Ort und Stelle abknallen wollte. Nur hyperventilierte und zitterte er so heftig, dass er nicht mal mehr das Gewehr halten konnte. Schließlich ließ er es fallen und kroch auf allen vieren davon.

»Jetzt bin ich besudelt! Dreckig und versifft!«, schrie er dabei. »Und das nur, weil du mich mit deinen besudelten, dreckigen, versifften Pfoten angefasst hast! Du bist verseucht, genau wie alle anderen!«

Schließlich rappelte er sich auf und sprang in die Fahrerkabine, wo er sich zweifellos mit antiseptischen Mitteln einsprühte.

Einer der Soldaten kam herüber und hielt mir den Lauf seines Gewehrs direkt vor die Nase. »Ich sollte dich auf der Stelle erschießen, du blödes Arschloch!«

Ich hatte keine Angst. Zu diesem Zeitpunkt empfand ich den Tod schon längst nicht mehr als Bedrohung. »Dann tu's doch!«, erwiderte ich.

»Was?«

»*Dann tu's doch*, hab ich gesagt.«

Der Soldat blickte zu seinen Kameraden hinüber und wusste nicht genau, wie er damit umgehen sollte. Die anderen Soldaten standen einfach nur herum und kamen sich in ihren weißen Schutzanzügen unbeholfen und zweifellos auch albern vor. Ich machte keinen Rückzieher. Schließlich gehörte ich jetzt mehr als einen Monat zu den

Leichensammeln und wusste, was gespielt wurde.

In der jüngsten Zeit hatte Weeks es nicht mehr geschafft, weitere Männer mittels Brachialgewalt für die Armee zu rekrutieren. Es hatte sich herumgesprochen, was die Armee im Schilde führte, und die Menschen versteckten sich, wenn die Militärtransporter vorfuhren. Nur die Erkrankten, einschließlich der *Krätzekranken*, und die Verrückten kamen aus ihren Löchern, aber für die hatte die Armee keine Verwendung.

Deshalb brauchte Weeks mich. Er brauchte jeden Einzelnen von uns.

Und deswegen tötete der Soldat mich nicht.

Aus diesem Grund hatte er *Angst*, mich umzubringen. Denn in Anbetracht der Lage waren wir knapp an Personal. Wenn ich starb, würde einer der Soldaten meinen Platz einnehmen müssen. Weeks würde darauf bestehen. Er drohte seinen Jungs ständig

damit. Und es würde derjenige sein, der auf den Abzug drückte, der meinen Job bekommen würde.

»Mir ist es ernst«, erklärte der Soldat.

Ich trat so weit vor, dass ich den Gewehrlauf unmittelbar vor der Nase hatte und das verbrannte Pulver darin riechen konnte. »Dann bring mich doch um, du Mistkerl. Tu's einfach, mach schon! Dann bist *du* damit dran, die Leichen einzusammeln.«

Der Soldat wich einen Schritt zurück, rief irgendwas und zog mir mit dem Gewehr eins über. Unter diesen Umständen blieb ihm gar nichts anderes übrig. Er konnte mich nicht töten, aber angesichts meiner offenen Rebellion auch nicht einfach weggehen. Scheiße aber auch, wo käme die Armee denn hin, wenn die Menschen nicht mehr auf ihre Befehle hörten und anfangen, eigenständig zu denken?

Ich rappelte mich auf, spuckte ein bisschen Blut und grinste. »Wenn du die Waffe noch

mal gegen mich erhebst, Söhnchen, ramme ich sie dir so weit in den Arsch, dass sie dir den Gaumen kitzelt.«

Erneut hob er die Waffe, genau wie ich es erwartet hatte: eine typische Abwehrreaktion. »*Du bist tot*«, sagte er. »*Hörst du mich? Du bist tot, du Arschloch!*«

»Dann drück doch auf den Abzug, du gotterverdammte Schwuchtel.«

Als er zögerte, machte ich einen Schritt vorwärts. Er wich zurück.

Die anderen Soldaten ließen uns nicht aus den Augen.

»Hast doch gar nicht den Mumm dazu«, provozierte ich ihn.

Und damit war die Sache entschieden. Nach all dem, was ich schon durchgemacht hatte, war dieser mickrige Schlägertyp ein armseliger Gegner. Er hatte furchtbare Angst davor, meinen Platz einnehmen zu müssen, denn diese Perspektive war ihm ebenso klar wie mir. Natürlich bestand auch die

Möglichkeit, dass ihm die Nerven durchgehen würden und er mich abknallte, aber auch das machte mir eigentlich keine Angst. Und wenn schon ... Seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen, Leichen auf den Müll zu schaufeln, ist nicht gerade der erste Schritt zu einer rosigen Zukunft. Von Anfang an war es mir darum gegangen, diesen kleinen ferngesteuerten Soldaten vor allen anderen bloßzustellen und symbolisch seiner Männlichkeit zu berauben. Und das hatte ich geschafft. Von da an galt er bei uns als Memme.

Ich hatte die Saat für eine offene Rebellion gelegt, die bald Früchte tragen würde.

Bei einer entscheidenden Machtprobe.

Ich glaube, alle von uns »Scheißern« im Leichensammlertrupp waren jetzt dazu bereit, *dürsteten* geradezu nach Rache. Ich wusste, dass dieser Tag der Rache bald kommen würde, denn das hatte mir das Schattengebilde bereits verraten. Genau wie er/

sie/es mir auch gesagt hatte, dass die Sache gut für mich ausgehen würde.

12

Wenn wir nicht gerade unterwegs waren, um »zugunsten des Gemeinwohls« Leichen einzusammeln, waren Weeks und seine Schlägertypen auf dem Stützpunkt der Nationalgarde in Austintown stationiert. Früher hatten Teile der 838. Einheit der Militärpolizei hier ihre Unterkünfte gehabt. Es gab dort einen Raum mit Feldbetten, der so aussah wie eine Krankenstation in einem uralten Film. Dort schliefen wir Leichensammler. Nachts schloss man uns ein, morgens ließ man uns heraus. Ein richtig tolles Leben! Nach einem Tag, an dem wir nichts anderes getan hatten, als Leichen zu »entsorgen«, sodass wir abends völlig besudelt waren und nach Verwesung stanken, steckte man uns in dieses Kabuff

und zwang uns dazu, in unserem eigenen Dreck zu schlafen.

Nachts hatte Specs oft furchtbare Albträume. Wenn er im Schlaf aufschrie oder schluchzte, nervte das die anderen, die ihre Nachtruhe dringend brauchten. Da er in dem Feldbett neben meinem lag, blieb es an mir hängen, ihn dann wachzurütteln. »Specs, Specs, hör um Himmels willen damit auf!«, sagte ich jedes Mal.

Und jedes Mal blinzelte er nur kurz, mit vor Schweiß glänzendem Gesicht. Das Ende unserer Welt hatte ihn völlig aus der Bahn geworfen – wen auch nicht?

Als wir beide eines Abends zusammensaßen und rauchten, sagte er: »Weißt du was, Nash? Ich glaube an Vorzeichen und Vorahnungen. Meiner Meinung nach ist die Geschichte der Zukunft bereits geschrieben; man muss nur herausfinden, wie man sie richtig liest.«

»Willst du mich verarschen?«

»Nein wirklich, Nash, das ist mein voller Ernst.«

Ich blies Rauch aus. »Was würde das denn schon ändern, Specs? Die Zukunft sieht verdammt schwarz aus. Besser, man weiß nicht, was auf einen zukommt.«

»Ich würd's aber gern wissen. Wenn man die Vorzeichen richtig deutet, kann das einen am Leben halten und dafür sorgen, dass einem nichts zustößt. Hätte ich Tarotkarten, könnte ich dir deinen Lebenspfad zeigen. All das, was geschehen wird.«

»Ich will ja gar nicht wissen, was geschehen wird.«

Doch Specs wollte mit all diesem hirnrissigen New-Age-Geschwafel einfach nicht aufhören.

Egal, wie man solche Spekulationen nannte: Für mich klang all das nach der Wahrsagerei von Zigeunern auf einem Rummelplatz. Aber Specs stand auf so was und wollte nicht aufhören, in allen Einzelheiten

davon zu erzählen – von der Macht der Pyramiden bis zur Energie von Kristallen.

Nachdem er fast 20 Minuten darüber geschwallt hatte, fuhr Paulson dazwischen. »Warum nehmt ihr Mädels euch nicht ein eigenes Zimmer? Ich versuch hier zu schlafen, verdammt noch mal!«

Aber Specs war immer noch in Fahrt. »Hör doch nur mal zu, Nash ...«

»Schlaf jetzt endlich.« Ich schloss die Augen und dachte über an all dieses verrückte Zeug. Und an meine Frau. In dieser Nacht hatte auch ich Albträume. Ich träumte, dass Ratten an Shelly nagten.

13

Zum Showdown – gewissermaßen zum »Endspiel« – kam es knapp drei Tage später.

Wie üblich drehten wir unsere Runden und sammelten die Toten ein, da bekam Weeks über Funk die Nachricht, dass zahlreiche Leichen den Parkplatz vor dem

Einkaufszentrum Southern Park verschmutzten, und das könne man nicht zulassen.

In einer von nicht bestatteten Leichen überschwemmten Stadt verlangten die wenigen noch arbeitenden Behörden von uns, diesen gottverdammten Parkplatz zu säubern. Schließlich war den vielen netten Touristen, die im Einkaufszentrum das Bekleidungsgeschäft American Eagle und den Dessousladen Victoria's Secret besuchen oder einen Schnellkurs im Herstellen von Teddybären mitmachen wollten, ein solcher Anblick wirklich nicht zuzumuten, denn was würden sie dann denken?

Für diese Behörden in ihrem Wolkenkuckucksheim spielte es offenbar überhaupt keine Rolle, dass das Einkaufszentrum mittlerweile in Schutt und Asche lag und die Besucher, die jetzt noch kamen, entweder wahnsinnig oder von der Strahlenkrankheit gezeichnet waren.

Vor Sears lag ein Leichenberg, der so ähnlich aussah wie derjenige, den ich vor dem 7-Eleven entdeckt hatte. Eine einzige stinkende hässliche Masse. Als wir mit dem Lastwagen vorfuhren, konnten wir schon die Fliegen summen hören. Vor uns stoben Schwärme von Möwen und Krähen auf. Wir Leichensammler sprangen von den Lastwagen ab, schauten einander an und schüttelten nur den Kopf. Es stank hier so penetrant, dass es selbst Maden vom Fleischverzehr hätte abschrecken können. Der Berg umfasste sicher einige Hundert Leichen, umschwärmt von zahllosen Fliegen. Und auch die Leichenfledderer hatten sich bereits darüber hergemacht, denn in allen Richtungen lagen einzelne Körperteile.

»Okay, Arschloch«, sagte Weeks zu mir. »Nimm den Schwachkopf mit und wate ins Tote Meer. Wird hier in zehn Minuten auch nicht besser riechen.«

»Das ist doch absurd«, wandte Specs ein.
»Die sind alle nur noch Matsch ... Wir brauchen Schaufeln.«

»Halt die Klappe, du blödes Muttersöhnchen. Los, macht schon. Und du auch, Mister Nichtsnutz. Einladen! Sofort!«

Da wir uns nach Meinung von Weeks nicht schnell genug in Gang setzten, feuerte einer der Soldaten ein paar Schüsse über unsere Köpfe. Doch wir ließen uns davon nicht beeindrucken und nahmen uns jede Menge Zeit. Nachdem wir den Umkreis des Leichenbergs erreicht und all diese zerfallenden leeren Hüllen, die von Vögeln zerhackten Gesichter und die hinunterbaumelnden Gliedmaßen gemustert hatten, sahen mich meine drei Kollegen, wie so oft in letzter Zeit, fragend an. Offenbar hielten sie mich für den Anführer der Revolte, die wir alle kommen sahen. Und das war ich wohl auch. Ich konnte geradezu spüren, wie die Rebellion Fahrt aufnahm, wie wir alle vor Spannung

knisterten und nur noch darauf warteten, diese Spannung bei erstbesten Gelegenheit zu entladen. Und meinen Kumpels ging es wohl ähnlich. Wir brauchten nur noch einen Katalysator, der das Gemisch aus Wut und Rachelust entzündete, und der würde sicher bald auftauchen.

»Lasst uns anfangen«, sagte ich zu den anderen. »Kommt, wir beladen diese verdammte Klappschute. Und dann sehen wir weiter.«

Also machten wir uns an die Arbeit.

Es konnte einem den Magen umdrehen, auch wenn wir ähnliche Arbeiten gewöhnt waren. Aber diese Leichen waren so weich und wabbelig wie Suppenhühner. Wenn man sie berührte, fielen Arme und Beine ab, und alles Fleisch löste sich sofort von den Knochen. Wir fuhren den Lastwagen so nahe wie möglich an den Leichenberg heran, da wir diese eklige, übel riechende Schweinerei Stück für Stück in die Schute werfen

mussten. Es dauerte Stunden – Stunden, in denen wir in unseren dreckigen Schutzanzügen furchtbar schwitzten und wegen der Wolken von widerlichen Fleischfliegen und wegen des Verwesungsgestanks ständig würgen mussten.

Irgendwann rastete Specs aus.

Normalerweise räusperte er sich nicht mal, wenn Soldaten in der Nähe waren, doch heute war es anders. Vielleicht gab ihm die Aussicht auf die kommende Rebellion frische Energie. Jedenfalls waren von ihm bald nur noch der Hintern und die Ellenbogen zu sehen: Er hatte sich hingehockt, grub sich geradezu in den brodelnden, vor Geschmeiß wimmelnden Fleischberg hinein und schien in dieser Arbeit völlig aufzugehen. Mit seinen Händen, die in Schutzhandschuhen steckten, tauchte er tief in die Masse ein, zog Leichenteile heraus und schleuderte sie weit ausholend in die Schute. Als ein weißer Leichenwurm aus den Überresten eines

Kindes herausglitt, zerstampfte er ihn zu Matsch, noch ehe sich die Kreatur im Sonnenlicht auch nur winden konnte.

»So ist's richtig!«, lobte Weeks ihn, kam jedoch nicht näher heran. Den Karabiner hatte er sich locker über die Schulter gelegt. »Genauso macht man das, Muttersöhnchen! Werf die Schweinerei in die Schute! Mach schon, du Hurensohn!«

Das stachelte Specs zu weiteren Großtaten an. Er stürzte sich so in die Arbeit, dass bald darauf Glieder, Knochen und Innereien in schneller Folge durch die Luft segelten. Fast hätte er mich mit einem Oberschenkelknochen ausgeknockt. Dann stieß er zufällig auf einen Kopf, den Kopf eines jungen Mädchens. Das Gesicht war von Pilzen überwuchert und aus dem weißen Schädel sickerte glibberiger Schleim.

Specs rappelte sich hoch und blieb wie angewurzelt stehen, während er diesen Kopf betrachtete, von dessen Schädeldecke langes

rotes Haar herunterhing. Das Haar war verfilzt und voller Dreckklumpen, aber von auffällig schöner Farbe. Schließlich streckte Specs den Schädel in die Luft.

»Was machst du da, Muttersöhnchen?«, fragte einer der Soldaten.

Das fragten wir uns inzwischen wohl alle.

Specs, der inzwischen am ganzen Körper zitterte, rührte sich nicht von der Stelle, streckte nur weiterhin diesen verwesten Kopf hoch, von dem Schleim tropfte. Seine Handrücken und Arme waren von widerlichen schwarzen Käfern übersät. Schließlich würgte er und ließ den Kopf mit einem erstickten Schrei fallen. Wie ein saftiger weicher Kürbis schlug er auf dem Pflaster auf und brach unmittelbar vor Specs' Füßen in zwei Teile. Aus dem zersprungenen Schädel kroch weiteres Geschmeiß, das Specs erneut zum Würgen brachte.

Wie nicht anders zu erwarten, wich Weeks bei diesem Anblick ein paar Schritte zurück.

Dieser Kopf war der Katalysator, auf den wir gewartet hatten.

Bis dahin hatte ich mitten in der Fleischmasse gehockt, aber jetzt stand ich auf. Mein weißer Schutzanzug war über und über mit grauen und schwarzen Leichensekreten befleckt. Nachdem ich ein paar Maden von meinem Ärmel gewischt hatte, fragte ich: »He, Specs, alles in Ordnung? Specs? Was ist mit dir, Mann?«

»Sofort weiterarbeiten!«, brüllte Weeks, aber wir beachteten ihn gar nicht, denn Specs war völlig weggetreten.

Wir mochten zwar von verwestem Fleisch und Leichensekreten besudelt sein und Tag für Tag mit menschlichen Überresten herumjonglieren, aber all das hatte ein festes Band zwischen uns geschmiedet. Hatte uns stärker gemacht. Hatte im Lauf der Zeit gegenseitige Anteilnahme geschaffen. Hatte uns ein bisschen menschlicher gemacht als diese waffentragenden Marionetten.

»Weiterarbeiten, hab ich gesagt, ihr Scheißer!«, brüllte Weeks und ballerte in die Luft.

»Fick dich«, erwiderte Paulson.

Vor Wut bebed machte Weeks zwei Schritte nach vorn, entleerte das Magazin seines Karabiners in die Luft und schob sofort ein neues hinein. »Hat der sich wirklich erdreistet, mir so was ins Gesicht zu sagen?«, fragte er seine Soldaten.

»Er hat gesagt ...«, begann einer der Soldaten, der sich kaum ein Kichern verkneifen konnte, »*fick dich*, hat er zu Ihnen gesagt, Sir.«

Weeks tobte, doch wir ignorierten ihn, stellten uns schützend vor Specs, nahmen ihn in den Arm und versuchten ihn zu beruhigen, während er leise weinend von seiner Schwester Darlene erzählte. Von Darlene mit dem schönen roten Haar, die in ihrem Bett an Typhus dahingesiecht war.

Irgendwann fiel uns auf, dass Weeks uns immer noch anbrüllte. Als wir uns zu ihm umwandten, sahen wir, dass er mit zitternden Händen die Waffe auf uns richtete. Entweder stand er Todesängste aus oder aber er war so außer sich, dass er es nicht mal gemerkt hätte, wenn er über ein Nagelbrett getrampelt wäre.

»He, Mister Nichtsnutz!«, schrie er. »Geh da weg, verdammt noch mal! Sofort! *Falls du nicht sofort gehorchst, du mieser Schwanzlutscher, leg ich dich auf der Stelle um. Du bist ein wandelnder Toter!*«

Paulson riss sich den Helm vom Gesicht und schleuderte ihn auf Weeks, der panikartig zurückwich, um nicht mit dem verdreckten Ding in Berührung zu kommen. Nachdem der Helm auf dem Boden aufgeschlagen war, kullerte er über den Parkplatz.

»Nein«, erklärte Paulson. »Ich weigere mich.«

»Nein? *Nein? Du verweigerst meinen Befehl?*« Weeks Stimme klang so trocken, als bliebe ihm die Spucke weg. »*Du kannst meinen Befehl nicht verweigern, verdammt noch mal. Hast du das letzte bisschen Verstand verloren oder was?*«

»Kann schon sein, Sir.«

Specs, Jakoby und ich standen nahe bei Paulson. Wir hatten einen Kreis um ihn gebildet, damit Weeks auf uns alle schießen musste, wenn er Paulson erwischen wollte.

»Zurücktreten, ihr anderen!«, befahl Weeks. »Entfernt euch von ihm, sonst knall ich jeden Einzelnen von euch ab.«

»Dann tu's doch!«, brüllte Specs. »Los, mach schon!«

Weeks kam mit seinen Soldaten so nah an uns heran, dass ich annahm, die Sache sei für uns gelaufen – SCHLUSS und AUS. Welch eine gottverdammte ekelhafte Weise, von dieser Welt abzutreten: Mit besudelten Schutzanzügen standen wir knietief in

menschlichen Überresten, umgeben von laut summenden Fliegen. Zweifellos würde Weeks gleich schießen.

Doch plötzlich griff Specs in die Klappschute des Lastwagens und zerrte einen aufgedunsenen weißen Arm heraus. »Hast du Hunger, Arschloch? Wie wär's mit einem Flügel?« Er schleuderte den Arm auf Weeks' Gruppe und traf damit einen der Soldaten so heftig, dass er schreiend hinfiel.

Wir kommentierten es mit lautem Lachen.

»Und wie wär's mit einem Schenkel?«, sagte Jakoby und wuchtete ein von Maden befallenes Bein hoch.

»Hier hab ich auch noch ein Bruststück«, erklärte Paulson und zog einen verwesten Oberkörper heraus. »Zumindest halte ich es dafür.« Er ließ den Oberkörper durch die Luft segeln.

Uns hatte geradezu ein Hochgefühl gepackt: Wie die Irren und voller Begeisterung bombardierten wir die Soldaten mit

Gliedmaßen und Knochen, Gedärmen und modrigen Fleischbrocken. Als Aas und Maden auf sie niederregneten, duckten sie sich und schrakten zurück. Weeks versuchte wegzulaufen, doch mit einem Schädel, der beim Aufschlag sofort aufplatzte und wimmelnde Würmer freigab, erzielte ich einen Volltreffer.

Selbstverständlich schrie Weeks wie eine angestochene Sau und fiel sofort auf den Hintern.

»Scheiß drauf«, sagte einer der Soldaten, drehte sich um und rannte quer über den Parkplatz.

»Komm sofort zurück!«, brüllte Weeks ihm nach. »Du bist ein *Deserteur*, wenn du deinen Posten verlässt!«

Aber der Soldat hörte nicht auf ihn, und da erschoss Weeks ihn, knallte ihn einfach ab.

Danach brach die Hölle los.

Einer der Soldaten schoss auf Jakoby, während der ihn ständig mit Knochen und

anderen harten Leichenteilen bombardierte. Von Kugeln getroffen, geriet Jakoby ins Stolpern, schaffte es jedoch noch, sich auf den Soldaten zu stürzen. Während Jakoby und sein Gegner gemeinsam zu Boden gingen, schleuderte ich ineinander verschlungene Gedärme zu Weeks hinüber, die seinen Oberkörper trafen und auf seinem weißen Schutzanzug eine gewundene graue Spur hinterließen. Er brüllte wie am Spieß und ließ sein Gewehr fallen. »*Ich bin verseucht, unrein, befleckt, besudelt!*«, kreischte er und wälzte sich auf dem Pflaster – vermutlich, um sich von einzelnen Resten der Gedärme zu befreien.

Der Soldat, auf den Jakoby gestürzt war, schaffte es schließlich, ihn von sich hinunterzuschieben. Als Paulson auf ihn zustürmte, in den Armen eine verweste Leiche, feuerte er zwei Salven mit je drei Kugeln auf ihn ab. Paulson schlug unmittelbar vor den Füßen des Soldaten auf dem Pflaster

auf, zusammen mit der Leiche, die beim Aufprall sofort auseinanderfiel.

Dieser Soldat hätte sicher auch uns erwischt, hätte das Schicksal in diesem Augenblick nicht zu unseren Gunsten eingegriffen.

Für kurze Zeit war der Mann geblendet, da ihn ein Strahl von Leichensekreten getroffen hatte. Sein Plexiglashelm, von dem eine zähe, mit Fleischbröckchen durchsetzte Flüssigkeit tropfte, war so verschmiert, dass er ringsum nichts mehr erkennen konnte. Deshalb setzte er den Helm ab und warf ihn zur Seite. Genau in diesem Moment glitt ein Leichenwurm aus dem Bauch des Kadavers, den Paulson fallen gelassen hatte.

Es war der gewaltigste Leichenwurm, den ich bislang gesehen hatte.

Zuerst hielt ich ihn für einen Teil der aufgequollenen Gedärme, die sich aus dem Bauch des Kadavers ergossen, doch dann *bewegte* er sich, zuckte wie ein elastisches weißes Band aus dem Leichnam und

schlängelte sich über das Pflaster. Dabei gab er einen hohen, durchdringenden Ton von sich, der fast wütend klang. Er war riesig, flach, segmentiert und glänzte vor Schleim und Leichensekreten.

Der Soldat entdeckte den Wurm etwa zu dem Zeitpunkt, als dieser mit einem schmatzenden Geräusch aus der Bauchhöhle des Kadavers kroch. Obwohl keine Augen zu erkennen waren, schien der Wurm zu wissen, wo er sich befand. Der hohe Ton steigerte sich zu einem lauten Summen, das in den Ohren wehtat. Zugleich schwoll der Körper dieser Kreatur so an, dass er fast an einen erigierten Penis erinnerte. Auch der kolbenähnliche Kopf blähte sich auf.

Gleich darauf richtete der Soldat das Gewehr auf den Wurm, doch der war schneller. Er spritzte ihm eine tintenartige Flüssigkeit ins Gesicht, die sofort Wirkung zeigte: Vor Schmerz brüllend sank der Soldat auf die Knie und barg das Gesicht in den

Händen – nur war das, was zwischen seinen Fingern hervorquoll, kein Gesicht mehr, sondern nur noch Brei.

Während der Wurm sich zurückzog, gingen Specs und ich zu Weeks hinüber. Immer noch jammerte er, schrie mit hoher Mädchenstimme, er sei verseucht, und kroch auf allen vieren auf dem Boden herum. Nachdem wir ihn kurz gemustert hatten, traktierten wir ihn so lange mit Fußtritten, bis er schlaff liegen blieb.

Danach zerrten wir die reglose Gestalt zum Müllwagen.

Zogen ihm den Schutzanzug aus.

Und schoben ihn in die Klappschute.

Anschließend warfen wir Leichen und Leichenteile in die Schute – alles, was gerade zur Hand war –, bis er unter Gedärmen, Rümpfen und Gliedmaßen begraben war. Sein Körper zitterte unter dieser dicken Schicht von Aasfleisch und Leichenwürmern. Irgendwann kam er wieder zu Bewusstsein

und versuchte sich laut schreiend aus der grünlichen Fleischmasse herauszukämpfen, indem er die Finger wie Klauen einsetzte.

Doch Specs kicherte nur und bediente die Automatik, die die voll beladene Klappschute nach innen kippte und die Schaufelblätter und Pressen in Gang setzte.

Ehe Weeks verschwand, sahen wir ihn noch einmal inmitten der Gedärme und Kadaver. Sein Arm steckte in den glitschigen Rippen eines Oberkörpers fest. Und wir sahen auch, wie ein fatter, wabbeliger Leichenwurm aus einem Kadaver glitt, um sich Weeks' Gesicht zu widmen.

Gleich darauf wurde Weeks zusammen mit dem Rest nach hinten geschaufelt, wo die Pressen die Fracht mit einem mahlenden Geräusch zu Brei zerstampften. Aus den Abflusslöchern am Boden des Lastwagens rann übel riechender Saft.

Das war's.

Specs und ich warfen unsere Schutzanzüge weg, zündeten uns wie Schwerarbeiter nach einem harten Tag Zigaretten an und verließen diesen Schreckensort, um nach einem funktionstüchtigen Fahrzeug zu suchen. Wir wollten nach Cleveland.

CLEVELAND, OHIO

1

Cleveland machten die Ratten noch viel schlimmer zu schaffen, als wir es von Youngstown gewohnt waren. Nachts stiegen unzählige hungrige Nager aus den Abwasserkanälen und Kellern nach oben, schwärmten wie Treiberameisen auf den Straßen aus und verschlangen alles, was zufällig ihren Weg kreuzte. Alle Ratten waren von Tollwut befallen und unglaublich böseartig. Bei Mondlicht konnte man in der Stadt so viele schlüpfrige graue Körper herumwuseln sehen, dass man die Straßen auf ihren Rücken hätte überqueren können, ohne den Boden zu berühren.

Ich habe selbst miterlebt, wie sie ganze Rudel wilder Hunde und Straßengangs anfielen und nichts als Knochen hinterließen.

Doch es waren nicht nur Ratten, die Cleveland heimsuchten, wie wir bald erfahren sollten. Cleveland litt auch unter dem »Roten Regen«.

2

In der ersten Nacht, die wir in Cleveland verbrachten, wachte ich von Specs' Schreien auf. Wir hatten uns in dem großen Cadillac Eldorado zusammengerollt, den wir auf einem verlassenen Parkplatz in Fairfax nahe bei der Cedar Avenue gefunden hatten. Der Wagen sah so aus, als hätte er mal einem Zuhälter gehört: Sitze, die mit künstlichem Leopardenfell überzogen waren, ein Bodenbelag aus knallrotem Plüsch, getönte Fensterscheiben.

Specs schlief hinten, ich vorne.

Als Specs am Morgen schreiend aus dem Schlaf fuhr, geriet ich sofort in Panik, rieb mir schnell den Schlaf aus den Augen und zückte meine Waffe. Ich hatte nur eine kleine

Taschenwaffe dabei, eine 38er mit einem Fünf-Schuss-Magazin, die ich vor ein paar Tagen in Ravenna/Ohio einem verstorbenen Polizisten abgenommen hatte.

»Was ist los?«, fragte ich und hielt nach einem Angreifer Ausschau.

Specs atmete schwer. »War nur ein Traum ... Hab ich geschrien?«

»Allerdings, du hast verdammt laut gebrüllt, alter Mistkerl. Ich dachte, jemand sei dabei, dich zu ermorden.«

»Oh je, tut mir wirklich leid, Nash. Manchmal hab ich grässliche Albträume, in denen es vor Leichen wimmelt. Hin und wieder träume ich auch von meiner Schwester, von Darlene.«

Der arme Specs. Ich wollte nicht, dass er wieder endlos lange über seine verstorbene Schwester redete.

In jenen Tagen trug ich noch eine Armbanduhr – eine schöne Indiglo Timex, die Shelly mir zum Geburtstag geschenkt hatte – und

machte es noch nicht wie die Ureinwohner Amerikas, die die Zeit nach dem Sonnenstand berechnet hatten. Die Uhr besagte, dass es zehn Uhr morgens war, aber im Wagen war es trotzdem ziemlich dunkel. Ich dachte, es müsse an den getönten Fenster­scheiben liegen, aber es hatte ganz andere Gründe. Die Fenster, alle Fenster des Cadillac, waren mit etwas Dunklem beschlagen, das ich nicht deuten konnte. Um einen klaren Kopf zu bekommen, spritzte ich mir aus der mitgebrachten Flasche lauwarmes Wasser ins Gesicht.

»Was ist das für ein Zeug an den Fenstern?«, fragte Specs, und in seiner Stimme schwang wieder mal Paranoia mit. Der arme Kerl. Specs war in fast jeder Hinsicht ein guter Typ, litt aber schrecklich unter Verfolgungswahn. Hinter jeder Ecke vermutete er ein Schreckgespenst, doch wie konnte man ihm das schon übel nehmen?

»Weiß ich nicht«, erwiderte ich.

Die Fenster des Caddy musste man noch auf die altmodische Tour öffnen, indem man sie mit der Hand herunterkurbelte. Es war ein riesiges Fahrzeug, mit jeder Menge Beinfreiheit, das seinerzeit in Detroit vom Fließband gerollt war. Genau wie Specs kurbelte ich wie verrückt, doch die Fenster klemmten. Also tat ich genau das, was ich hatte vermeiden wollen: Ich machte die Tür auf.

Und fand eine Welt vor, die in Rot getaucht war.

Die Straßen, Gebäude und selbst die Bäume und Verkehrsampeln hatten eine Farbe angenommen, als hätte man sie in knallrote Tinte getaucht. Es sah völlig verrückt aus.

Als Specs und ich ausstiegen und die Umgebung erkundeten, merkten wir, dass alles ringsum mit einer verkrusteten roten Schicht überzogen war. Nie hatte ich Ähnliches gesehen. Man hätte wirklich meinen

können, es hätte in der Nacht Blut vom Himmel geregnet. Als ich eine alte Eiche näher untersuchte, stellte ich fest, dass von ihren Zweigen immer noch blutrote Tropfen fielen.

»Das ist Blut, Nash. Mein Gott – Blut!« Specs klammerte sich so an mich, als wollte er mich gleich küssen.

Ich schob ihn weg. »Nein, das ist kein Blut, sondern irgendein seltsamer Regen. Vielleicht so was wie saurer Regen.«

Doch das glaubte ich selbst nicht ganz. Während wir diese blutroten Straßen entlanggingen, hatte ich ein mulmiges Gefühl im Bauch, denn nirgendwo war Leben zu sehen, nirgendwo rührte sich etwas. Es gab nur uns, dieses unheimliche Rot und den nebelverhangenen Himmel über unseren Köpfen. In der Stadt herrschte Friedhofsstille. Die Szenerie erinnerte mich an irgendein expressionistisches Gemälde, und bei diesem Gedanken fröstelte ich innerlich.

»Du weißt, was hier los ist, stimmt's?«, fragte Specs.

»Nein, keine Ahnung, aber du wirst es mir sicher gleich erzählen.«

»Es ist ein Vorzeichen«, erklärte Specs. »Ein böses Omen, Nash. Ein wirklich schlimmes Omen.«

Und das nahm ich ihm sogar ab.

3

Wir spazierten eine gute Stunde herum. Nach einer Weile verschwand das Rot einfach. Entweder hatte die Sonne es ausgetrocknet oder es hatte nur in bestimmten Stadtteilen Blut geregnet. Ich wusste es nicht und wollte es eigentlich auch gar nicht wissen. Wir liefen einfach weiter und weiter und die ganze Zeit über quasselte Specs ohne Ende, wie es seine Art war. Kein Mensch begegnete uns auf der völlig verwüsteten Cedar Avenue. Wieso nur hatte ich

angenommen, dass die Lage in Cleveland besser sein müsse als in Youngstown?

»Wirklich Pech, dass wir nicht den Caddy nehmen können«, bemerkte Specs. »Ist so ein schöner Wagen.«

»Klar«, erwiderte ich, während ich die Straßen vor uns musterte. »Ein wunderschöner Wagen mit zwei platten Reifen und einem kaputten Motor.«

»Wär aber trotzdem mal schön, und das weißt du auch. Wäre cool gewesen, damit in der Stadt herumzukreuzen.«

»Tja, und dann hätten wir sicher auch ein paar Tussis aufreißen können ...«

Die Stadt war tot. Zumindest der Teil, den wir bis jetzt gesehen hatten. Ein einziges Grab, und von Gräbern hatten wir die Nase mehr als voll. Überall standen oder lagen Autowracks herum, am Bordstein, auf den Gehwegen, quer auf der Straße; manche waren umgekippt und hatten eingeschlagene Fenster. Offenbar lebten hier noch

Menschen oder hatten bis vor Kurzem hier gelebt, denn bei vielen Wagen fehlten die Reifen. Und Reifen waren nützlich: Nichts brennt so lange wie Reifen.

Allerdings lag Cleveland noch nicht völlig in Schutt und Asche. In einigen Vierteln hatte es zwar gebrannt, aber längst nicht so schlimm wie in Youngstown. Dort hatte man ganze Bezirke mit Brandbomben ausradiert, um die überall grassierenden Seuchen – und die Seuchenträger – auszurotten. Das hier sah meinem Eindruck nach nicht nach systematischer Vernichtung aus, sondern eher nach »normalen« Bränden.

Aber natürlich waren auch in Cleveland viele Gebäude vom Erdboden verschwunden. Manche Bauten waren so in sich zusammengefallen, dass die Trümmer die Verkehrswege blockierten, und zahlreiche Häuser bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Überall stießen wir auf offene Keller, in denen von Blättern übersätes Wasser stand, während

von den Stockwerken darüber nichts mehr übrig war. Die Gehwege waren von Unkraut überwuchert, die meisten Telefonmasten umgekippt. Manche standen nur noch, weil ihre Kabel sich irgendwo verheddert hatten. Ringsum sahen wir angekohlte Geschäftsfasaden, zersprungene oder eingeschlagene Schaufensterscheiben, Steinmauern, die von einem Kugelhagel durchsiebt waren.

Und all diese Skelette mit ihren weißlich schimmernden Gebeinen ... Von Vögeln zerhackte Tote in Einfahrten, in Höfen, am Straßenrand. Manche saßen noch aufrecht hinter den Lenkrädern ihrer Wagen, als wollten sie gleich losfahren.

Neben menschlichen Skeletten sahen wir auch welche von Hunden, Katzen, Ratten und anderen Kreaturen; manche wirkten so abnorm, dass ich sie nicht identifizieren konnte.

Knochen stellten in dieser schönen neuen Welt das einzige Rohmaterial dar, das im Überfluss vorhanden war.

Irgendwann legten Specs und ich eine Pause ein und ließen uns auf einer verwitterten Holzbank nieder, nachdem wir sie von menschlichen Überresten befreit hatten. Aus dem olivgrünen Armeetornister, der mir als »Beutesack« diente, holte ich unseren Proviant. Jeder von uns verschlang eine Portion kalten Rindfleischeintopf aus der Konserve. Dazu tranken wir lauwarmes Sprudelwasser mit Kirschgeschmack aus der Dose. Das war unser Mittagessen.

»Wir müssen uns irgendeine Karre besorgen, Specs«, sagte ich nach einem großen Schluck Wasser. Das Schattengebilde in meinem Kopf hatte mir nämlich zugeflüstert, wir müssten weiter nach Westen ziehen. Und ich hatte nicht vor, das zu Fuß zu tun.

»Tja, schade, dass wir nicht den Caddy nehmen können.«

»Was wir brauchen, ist keine Zuhälterlimousine, sondern etwas Robustes. Am besten mit Allradantrieb. Sicher sind die Straßen mittlerweile alle in katastrophalem Zustand.«

Für die Fahrt von Youngstown nach Cleveland hatten wir Motorräder benutzt, sie jedoch an der Stadtgrenze von Cleveland, in Garfield Heights, zurückgelassen, da sich einige große Vögel auf uns gestürzt und Specs den Hut geklaut hatten. Keine Ahnung, was das für Vögel waren. Sahen wie Raben aus – riesige, mutierte Raben. Nach diesem Zwischenfall waren wir zu dem Schluss gekommen, dass wir ein Fahrzeug brauchten, das uns ein Dach über dem Kopf bot.

»Hast du dich schon mal gefragt, wo wir in einem Jahr sein werden, Nash?«

»Nein, nie. Hab hier und jetzt genügend Probleme.«

»Ich denke manchmal darüber nach und frage mich dabei, ob es irgendwo da draußen vielleicht noch Städte mit echten Menschen gibt.«

Ich hatte keine Lust, darüber zu spekulieren. Nachdem ich meinen Eintopf gegessen hatte, warf ich die Konservenbüchse auf die Straße. Wir Überlebenden waren wirklich schreckliche Umweltverschmutzer. Danach rauchte ich und trank den letzten Rest Sprudel aus, den wir uns in einem früheren Feinkostladen besorgt hatten. Alles in diesem Laden war längst verfault, aber die Konserven und Getränkedosen waren noch genießbar. Die zivile Welt mochte untergegangen sein, aber diese Softdrinks würden ewig halten.

»Wieso willst du eigentlich in den Westen, Nash? Wieso nicht in den Süden?«

Diese Frage hatte Specs offenbar schon lange auf der Zunge gelegen. Also erzählte ich ihm von dem Schattengebilde. Eigentlich

hatte ich das nicht vorgehabt, da er sich sowieso schon viel zu viel mit all diesem okkulten Mist befasste, und mir klar war, dass er dieses Schattengebilde für etwas Übernatürliches halten würde (was er selbstverständlich auch tat). Trotzdem blieb mir nichts anderes übrig, als ihn einzuweihen.

Danach dachte er fast an nichts anderes.

4

Als es dunkel wurde, hatten wir immer noch kein passendes Fahrzeug gefunden. Mittlerweile kotzten mich Specs' Spekulationen über das Schattengebilde wirklich an. Er war nämlich davon überzeugt, dass es ein alter heidnischer Gott sein musste, der jetzt, nachdem die Christenheit nahezu ausgestorben war, erneut auf der Bildfläche erschienen war. Ununterbrochen löcherte Specs mich mit Fragen.

»Hör mal«, sagte ich schließlich, »was ich dir erzählt habe, ist ein Geheimnis, und wir

reden nicht mehr darüber, okay? Lass die Sache einfach ruhen.«

Es gab genügend andere Dinge, die uns Kopfzerbrechen bereiteten.

Meine Erfahrungen in Youngstown sagten mir, dass man sich nach Einbruch der Dunkelheit auf keinen Fall im Freien aufhalten durfte. Wir mussten ein Nachtquartier finden. Im Moment gingen wir am Cuyahoga River entlang, wo es fast nur verwahrloste Industriegebäude gab, außerdem die üblichen Geschäfte, Bars und Schnellrestaurants, die sich in einer solchen Umgebung ansiedeln. Wir brauchten einen Unterschlupf, der uns die Möglichkeit zur Verteidigung bot.

Während ich die Gegend sondierte, zerrte Specs mich am Ellenbogen. »Du meine Güte, Nash«, sagte er. »Schau doch mal.«

Scheiße. Krätzekrank. Fünf oder sechs vor uns auf der Straße. Halb nackt, leichenblass und völlig verkommen hockten sie auf einem

Trümmerhaufen – wie Raubvögel, die nach leckeren Nagetieren Ausschau halten. Ich war mir nicht ganz sicher, ob sie uns überhaupt bemerkt hatten. Einer der Krätzekranken, nur mit einer schwarzen Motorradjacke bekleidet, starrte jedoch aufmerksam in die Richtung, aus der wir gerade gekommen waren. Die anderen musterten mit dumpfem Blick die eigenen Füße.

Leise zog ich die 38er aus meiner Jackentasche.

Während Specs und ich vorsichtig zu einer Reihe zerstörter Gebäude schlichen, die kaum zehn Meter von uns begann, war mir deutlich bewusst, wie laut der Schutt unter unseren Füßen knirschte. Ich glaube, ich wagte nicht mal zu atmen, bis wir die Strecke hinter uns gebracht hatten. Es waren die längsten zehn Meter meines Lebens. Schließlich duckten wir uns und stiegen durch ein großes Loch in der Steinfassade einer Bar,

das so aussah, als wäre hier ein Panzerabwehrgeschoss eingeschlagen.

Geschafft!

»He, nicht schlecht ...«, begann Specs, doch ich befahl ihm, die Klappe zu halten. »Schließlich sind die nicht taub!«

Als ich um die Ecke spähte, sah ich, dass die Krätzekranken sich nicht von der Stelle gerührt hatten. Mit dem Finger an den Lippen führte ich Specs in den hinteren Teil der Bar. Das Geschoss, das die Hausfassade getroffen hatte, war weitergefliegen und hatte auch einen großen Teil der hinteren Wand und der dort liegenden Toiletten zerstört. Mühelos konnten wir durch das Loch in der Rückwand nach draußen klettern und landeten in einer kleinen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Gasse. Nur um festzustellen, dass es eine von Schutt blockierte Sackgasse war.

Während es immer dunkler wurde, stiegen wir durch eine Fensterhöhle in ein anderes

Gebäude ein, merkten aber schnell, dass es entkernt war. Von den oberen Stockwerken gab es kaum noch Überreste, und durch das Dach ging ein großer Riss, durch den man den Himmel sehen konnte.

»Was zum Teufel ist hier passiert?«, fragte Specs.

»Muss ein regelrechtes Gefecht gewesen sein. Sieht so aus, als wäre das Gebäude bei einem Luftangriff zerstört worden. Oder vom Trommelfeuer schwerer Geschütze.«

Ein großer Teil des Fußbodens fehlte, weil er in den darunterliegenden Keller gestürzt war. Wir bewegten uns vorsichtig am Rand der Grube entlang und stießen dabei auf eine Tür nach draußen, aber dahinter sah es noch schlimmer aus – wie in London nach dem Blitzkrieg: überall Trümmer, entkernte Gebäude ohne Dächer. Die Fenster waren explodiert, ganze Mauern wie weggefeigt. Fußböden? Fehlanzeige. Nur riesige Gruben, die den Blick auf die düsteren, Unheil

verkündenden Keller freigaben, in denen sich Schutt türmte und schwärzliches Wasser stand. Wie Gerippe ragten noch einzelne Balken aus der Wand. Zweifellos war es gefährlich, darauf entlangzubalancieren.

»Ich weiß nicht, Nash«, meinte Specs.
»Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

Aber wir hatten kaum eine Wahl. Hinter uns hörte ich mittlerweile lautes Gebrüll und einzelne Schreie. Anscheinend waren weitere Krätze Kranke aufgetaucht. Zurück konnten wir auf keinen Fall.

»Du schaffst das schon«, erwiderte ich.
»Auf den Balken können wir leicht rüber. Schau einfach nicht nach unten.«

Als wir zum Rand der Grube gingen, wirbelten wir Wolken von Steinstaub auf. Vorsichtig stieg ich auf einen Balken und fand es gar nicht so schlimm da oben, denn er bot genügend Platz für die Füße. Man durfte nur nicht nach unten blicken. Der Abstand zum Keller war nicht sonderlich groß, vielleicht

zweieinhalb Meter, aber wenn man dort unten landete, mitten in Trümmern, spitzen Metallteilen, die einen aufspießen konnten, oder im stinkenden Brackwasser ... Wer weiß, was dort unter der Wasseroberfläche lauerte?

»Komm schon«, forderte ich Specs auf.
»Nicht nach unten schauen.«

Innerlich widerstrebend stieg er auf den Balken. Anfangs bewegte er sich im Schnecken-tempo, aber das änderte sich bald.

Nachdem wir den Balken überquert hatten, krochen wir auf einen halb zerstörten Torbogen zu und fanden uns in einem weiteren Gebäude ohne Fußboden wieder. Mir fiel auf, dass von der oberen Decke an irgendwelchen Stromkabeln ein mit Spinnweben überzogener Schaukelstuhl baumelte, der hin und her schwang – ein absurder Anblick. Im Wasser unter uns, das mit Blättern übersät war, tanzten einige Plastikflaschen auf und ab.

Auf dem mittleren Balken, der über das Wasser führte, hatte ich etwa zwei Drittel der Strecke hinter mich gebracht, als ich ein leises Plätschern oder Schwappen hörte. Schnell warf ich einen Blick hinter mich, um mich davon zu überzeugen, dass Specs noch da war. Ja, er hielt tapfer mit mir mit und grinste mich ziemlich dämlich an. Offenbar hatte er das Geräusch nicht gehört. »Ist gar nicht so schlimm«, meinte er. »Erinnert mich daran, wie ich als Kind auf Randsteinen balanciert bin.«

Ich nickte und lächelte leicht gequält. Als ich das schwappende Geräusch erneut hörte, drehte ich mich kurz um, und diesmal sah ich etwas. Etwas, das mich erstarren ließ, meinen Herzschlag beschleunigte und mir den kalten Schweiß ins Gesicht trieb. Unterhalb von Specs sah ich ... falls es keine Täuschung war ... ein weißes Gesicht unter die Blätter tauchen, sodass sich das Wasser kräuselte.

Trotzdem schaffte ich es hinüber.

»Stimmt was nicht, Nash?«

»Alles in Ordnung«, beruhigte ich ihn, obwohl ich jeden Moment damit rechnete, dass zwei weiße, schorfige Hände nach Specs griffen und ihn in die tödliche Tiefe zogen.

Aber auch er schaffte es unbehelligt hinüber, und danach huschten wir durch eine Wandöffnung, hinter der eine massive Steinmauer lag. Ich befürchtete, wir seien irgendwo seitlich abgebogen, anstatt geradeaus zu gehen, und bewegten uns in falscher Richtung durch das Gebäude, was uns viel Zeit kosten würde. Deshalb schlug ich einen anderen Weg ein, führte Specs um einige große Schutthaufen herum und danach durch einen fast eingestürzten Torweg in die pechschwarze Dunkelheit. In der Ferne konnte ich einen Lichtfleck sehen.

Meiner Meinung nach befanden wir uns in irgendeinem Lagerhaus, denn ringsum waren Kisten und Fässer gestapelt. In diesem

Gebäude war es sehr düster, und es bot irgendetwelchen uns gegenüber unfreundlich gesinnten Lebewesen tausend Möglichkeiten, sich zu verstecken. Und uns tausend Möglichkeiten, ums Leben zu kommen. Der Fußboden allerdings bestand aus Beton und war unversehrt.

Während ich Specs weiter hineinführte, klammerte er sich an mich, zerrte am Rücken meiner Jacke, lief mir zwischen die Beine, packte mich am Arm. Es war so, als spazierte man während eines Jahrmarkts mit einem völlig verängstigten kleinen Bruder durch ein Geisterhaus. Mit gezückter 38er schleppte ich Specs vorwärts und versuchte dabei, nicht ins Stolpern zu geraten. Einmal hörte ich ein Scharren, ein anderes Mal ein schleifendes Geräusch: Wir waren nicht allein hier drinnen.

Als der Lichtfleck – das Licht drang durch eine leere Türöffnung – nur noch etwa fünf Meter von uns entfernt war, zupfte Specs an

mir, damit ich stehen blieb. »Hör mal«, sagte er.

Sofort fiel es mir auf: ein leises, raues Atmen in der Dunkelheit hinter uns. Ich hätte schwören können, dass sich in unserem Rücken seltsame Umrisse in den Schatten bewegten. Was immer es sein mochte: Es rückte näher an uns heran. Da packte ich Specs und rannte mit ihm zur Türöffnung und hinaus ins blendende Licht.

Niemand folgte uns.

Der Himmel sah unheimlich aus: aufgewühlt von aufgeblähten rosafarbenen Wolken, deren Farbe sich von Sekunde zu Sekunde vertiefte, bis sie strahlend rot leuchteten. Plötzlich fiel ein Regentropfen auf meinen Fuß, und ein weiterer rann an der Windschutzscheibe eines demolierten Pick-ups herunter. Nur war das gar kein Regen ... gar kein Wasser. Es war so rot wie Blut.

»Scheiße«, hörte ich Specs murmeln.

Als ich mich nach einem Unterstand um-
sah, fiel mein Blick auf einen riesigen Mann,
der eine Pumpgun in den Händen hielt. Er
wirkte nicht gerade vertrauenswürdig. »Wo-
hin hättet ihr Arschlöcher es denn gern?«,
begrüßte er uns. »In den Bauch oder in den
Kopf?«

5

Zwar hatte ich meine 38er gezückt, aber ehr-
lich gesagt fühlte ich mich damit dem
Schießeisen, das der Riese in den Händen
hielt, nicht gewachsen. Der Mann war
mindestens 1,90 Meter groß und wog sicher
mehr als 110 Kilo. Sein Kopfhaar war kurz
geschoren, aber er hatte einen langen ver-
filzten Bart, der ihm bis auf die Brust reichte.
Seine schäbige Jeansweste war übersät mit
Aufnähern. Offenbar ein Rocker, ein ver-
damnter Motorradfreak.

»Wir sind keine Krätzekranken«, erklärte
Specs. »Wir sind nicht infiziert.«

»Ist mir klar, Kleiner. Sonst wärt ihr schon von dieser Welt abgetreten. Hab nach ein paar Normalos Ausschau gehalten, und das scheint ihr zwei Deppen ja zu sein.« Er stand unter dem breiten Vordach eines früheren Schuhgeschäfts und hielt den Blick auf den Himmel gerichtet, von dem jetzt weitere Bluttropfen fielen. »Ihr Jungs kommt wohl besser hier rüber. Wollt doch sicher nicht in den Roten Regen geraten.«

Nachdem wir uns zu ihm unter das Vordach gestellt hatten, zündete ich mir eine Zigarette an, erklärte ihm, wer wir waren und woher wir kamen, und erzählte ihm, dass wir nach einem funktionstüchtigen Wagen suchten, um damit nach Westen zu fahren. Er nickte zwar, doch es schien ihn nicht die Bohne zu interessieren. Seine bloßen Arme waren sehr muskulös und mit Tattoos übersät. Ich sah sofort, dass diese Tattoos – all diese Schlangen, Totenköpfe, Namen und Orte – eine bestimmte

Bedeutung für ihn haben mussten. Er war keiner dieser Möchtegern-Punks unter den Yuppies, die glauben, ein bisschen Tinte würde ihnen imposante Männlichkeit verleihen. Dieser Typ war ein echter Rocker, für den nur die eigenen Gesetze galten.

»Heiße McKree, Sean McKree. Meine Freunde nennen mich ›Chang‹«, bemerkte er beiläufig, während er den Himmel musterte, der ihm offensichtlich ganz und gar nicht gefiel. »Scheißwetter.«

»Freut mich, dich kennenzulernen, Chang«, sagte Specs höflich.

»Du darfst mich *Sean* nennen, Kleiner«, erwiderte er. »Meine *Freunde* sind nämlich alle tot.«

Weitere rote Tropfen fielen auf die Straße und klatschten auf die Motorhauben herumstehender Autowracks. Gleich darauf setzte ein Platzregen ein – ein blutiger Schauer, der sich wie ein Vorhang vor unsere Augen legte. Aber es kamen nicht nur Tropfen herunter,

sondern auch seltsame Klumpen und Brock-
en, die ringsum aufschlugen und sich danach
auf der Straße verteilten. Außerdem verbreit-
ete dieser Platzregen, der mehr als zehn
Minuten anhielt, einen ätzenden Gestank,
der fürchterlich in die Schleimhäute stach.
Doch auch das legte sich mit der Zeit. Nach
und nach trocknete die Flüssigkeit auf den
Straßen und hinterließ nur die klebrige rote
Schicht, die wir schon am Morgen bemerkt
hatten.

Als ich näher hinsah, stellte ich fest, dass
die Straße vor uns mit Knochen übersät war,
mit ziemlich kleinen Knochen, die meiner
Meinung nach von Tieren stammen mussten.
Vor dem Schauer hatten sie eindeutig noch
nicht hier gelegen.

»Es hat Blut und Knochen geregnet!«,
staunte Specs.

»Kann kein Blut sein«, widersprach ich.
»Das ist doch absurd. Muss saurer Regen
oder so was sein.«

»Ihr habt beide recht«, warf Sean ein.

Wir sahen ihn verblüfft an.

»Ihr habt mich schon richtig verstanden. Dieser Mist enthält Säure, und wenn sie euch im Freien erwischt, frisst sie sich durch eure Schuhsohlen und verätzt eure Haut. Aber das meiste davon besteht aus Blut und Fleischabfällen. In Cuyahoga gab es nämlich mal ein Schlachthaus. Früher haben sie ihre Abfälle direkt in den Fluss geleitet, der war im Sommer immer blutrot. Doch dann hat die Umweltbehörde die Leute gezwungen, den ganzen Mist vorschriftsgemäß zu entsorgen. Also haben sie zwei riesige Stahltanks gebaut, 15 Meter tiefe und 18 Meter breite Entsorgungstanks. Und da haben sie alles hineingepumpt: Blut, Knochen, Fett und was sonst noch anfiel. Das ganze Zeug sollte sich dann in der Säure auflösen ...«

Sean erzählte uns, dass die Tanks nicht überdacht wurden, weil die Flüssigkeit verdampfen sollte. Und als die Welt in Stücke

fiel, standen diese beiden Tanks, prall gefüllt mit Knochen, Fleischbrocken und Säure, immer noch offen in der Gegend herum. Er war sich nicht ganz sicher, nahm jedoch an, dass sich hin und wieder so etwas wie ein Wirbelsturm über den Großen Seen zusammenbraute, der dann den Fluss entlangfegte und alles mitnahm, das nicht fest verankert oder festgezurrert war. Aus unbekannten Gründen sog er fast jedes Mal auch fast alles auf, was sich in den beiden Tanks befand, rührte darin wie in großen Kesseln herum und beförderte den Bodensatz nach oben. Und diese Tanks trockneten nie aus, da der Rote Regen sie ständig wieder auffüllte – ein blutiger Kreislauf.

»Ich hab diese Tanks mit eigenen Augen gesehen«, fuhr er fort. »Man kann sie meilenweit riechen. Gut möglich, dass es auf dem Betriebsgelände noch weitere, kleinere Tanks voller Blut und Abfall gibt, nur werden die wohl von der Schwerkraft am Boden

gehalten. Früher oder später werden die offenen Entsorgungstanks wohl austrocknen – denen wird ja irgendwann der Nachschub ausgehen –, aber bisher ist noch kein Ende in Sicht.«

Rauchend und ins Gespräch vertieft blieben wir unter dem Vordach stehen, denn Sean sagte, wir müssten warten, bis das Wasser ganz verdunstet sei, sonst würde der saure Regen Löcher in unsere Stiefel fressen. Es wurde uns nicht langweilig, denn Sean unterhielt uns mit Geschichten aus seinem Rockerleben. Er war ein Sergeant der *Warlocks* gewesen, einer Motorradgang, die von New Jersey aus operierte. Der Titel »Sergeant« bedeutete, dass er das »vollstreckte«, was sein Club befahl. In diesem Job hatte er Gegner der Gang nicht nur zusammengeschlagen, sondern auch getötet. Hinten auf seiner Bikerweste prangte ein flammender Totenschädel. Und darüber die Schrift

WARLOCKS MC

BAYONNE, NEW JERSEY

»Bist ganz schön weit weg von Bayonne«, bemerkte ich.

»Tja, Bruder. Ehe diese verdammten Bombardierungen begannen, hat mein Club mich in diese Gegend geschickt, um einige geschäftliche Dinge ein für alle Mal zu regeln – war ja mein Job. Das sind Dinge, die nur den Club was angehen. Aber da's ja kein Gesetz, keine Polizei und keine Ruckerclubs mehr gibt, kann ich's euch ruhig erzählen. Hier in Cleveland existierte damals ein Charter der *Hells Angels*, mitsamt Clubhaus. Einer von diesen *Angels* – Ray Coombs, aber wir nannten ihn *Rattenköder* – wurde umgebracht. Ein paar Killer von den *Blood Brothers* haben ihn in Newark kaltgemacht. Die *Blood Brothers* waren nichts als mordlüsternes Geschmeiß und versuchten die *Outlaws* in Detroit dadurch zu beeindrucken, dass sie sich mit den *Angels* anlegten. Ihr müsst wissen, dass die *Hells*

Angels und die *Outlaws* damals die zwei wirklich großen unter den Bikergangs waren und einander hassten. Von beiden Seiten wurden jede Menge Morde, Rachefeldzüge und Revierkämpfe angezettelt. Wir von den *Warlocks* standen auf der Seite der *Angels*. Irgendwann forderte deren Charter in Oakland, Kalifornien, uns auf, diese *Blood Brothers*, die sich in Cleveland in den Stockyards versteckt hatten, ein für alle Mal aus dem Weg zu räumen. Und man betraute mich damit.«

Specs machte große Augen. »Willst du damit sagen, dass du ein Auftragsmörder bist? Und dass du hierhergekommen bist, um diese *Blood Brothers* umzubringen?«

»Nein, ich wollte nur ein Tänzchen mit denen aufführen«, gab Sean ironisch zurück und schaute mich dabei an. »Ist bei dem Kleinen ein Rad ab oder so was?«

»Nein, er hat nur viel durchgemacht.«

Sean zuckte die Achseln. »Einen von diesen Dreckskerlen hab ich erwischt, dann fielen die Bomben, und seitdem sitze ich hier fest. Hab bei einem *Angel* namens Dirty Sanchez und seiner Alten, die man Long Tall Sally nannte, Unterschlupf gefunden, aber vor ein paar Wochen haben die Trog die beiden erwischt, deshalb mache ich jetzt Jagd auf diese Monster.«

Er erzählte uns, die Trog lebten unter der Erde, seien wirklich gefährlich und hätten kaum noch was Menschliches an sich. »Wenn ich nicht gerade Trog umbringe, dann die Krätzekranken. Aber das ist so, als ballerte man auf Enten. Die erwischt man mühelos. Aber bei den Trog muss man geschickt vorgehen, ist eine sportliche Herausforderung.«

Mittlerweile war der Regen auf den Straßen getrocknet und hatte eine rot eingefärbte Welt hinterlassen. Jetzt senkte sich bereits Dunkelheit über die Stadt. Wir

brauchten ein Nachtquartier, einen Ort, an dem wir nicht befürchten mussten, dass man uns überfallen und die Kehlen durchschneiden würde.

Plötzlich hörte ich ein Piepsen und entdeckte eine Ratte. Ich wollte sie sofort erschießen, doch Sean hielt mich zurück. Gleich darauf waren schon sieben oder acht Ratten zu sehen – große, hässliche Viecher mit roten Augen und den uns schon bekannten Geschwülsten, die durch das räudige Fell hindurchschimmerten. Sie beachtetten uns gar nicht, sondern stürzten sich auf die herumliegenden Knochen, von denen binnen Minuten nichts mehr übrig war. Danach verschwanden sie.

»Weißt du, wo es noch fahrtüchtige Autos gibt?«, fragte ich Sean.

Er nickte. »Klar. Kann euch alles besorgen, was ihr wollt, aber nicht mehr heute Abend. Hab heute Morgen irgendeinen Lumpensack erzählen hören, dass die Kriegsbeil-Clans

von Norden her in die Stadt einfallen. Heute Nacht hält man sich besser nicht auf der Straße auf.«

»Wer zum Teufel sind diese Kriegsbeil-Clans überhaupt?«, fragte ich.

Er lachte nur. »Das willst du gar nicht wissen, Bruder.«

6

»Ich hab die High School vor dem letzten Schuljahr abgebrochen und lieber Autos geklaut«, erzählte Sean uns später in seiner schwer verrammelten Kellerwohnung, während wir Schweinefleisch mit Bohnen aßen und lauwarmes Bier dazu tranken. »Dafür hab ich Jugendknast bekommen, aber ich konnte abhauen, hab danach sofort wieder einen Wagen geklaut und mir mit der Landespolizei ein wildes Verfolgungsrennen geliefert. Der Richter meinte: Entweder du leistest Militärdienst oder wir buchten dich wieder ein, aber diesmal länger. Also

entschied ich mich für den Militärdienst und wurde Kundschafter bei der 4. Kavallerie. Tat meine Pflicht und Schuldigkeit bei *Desert Storm*, im ersten Irakkrieg. Als ich wieder Zivilist war, nahm ich Verbindung mit meinen alten Freunden auf und wir gründeten einen Rockerclub namens *Dirty Dozen*. Das Problem bestand darin, dass wir nur zu viert waren. Später waren wir dann sechs Leute und die anderen Clubs bezeichneten uns verächtlich als *Dirty Half-Dozen*. Die setzten uns schwer zu. Als wir schließlich 30 Mitglieder hatten, ließen wir uns von niemand mehr schikanieren und die anderen hörten mit der ständigen Anmache auf. Sowohl die *Pagans* als auch die *Warlocks* wollten uns in ihre Charter aufnehmen, und selbst die *Outlaws* und *Hells Angels* waren scharf auf uns. Die *Warlocks* mochten wir, weil sie genauso verrückt waren wie die *Mongols* in Kalifornien. Nur deshalb bin ich dort gelandet, wo ich heute bin. Die Zeit im

Knast, all die Drogen, die im Spiel waren, die Tussis, die ich verprügelt und die Kerle, die ich umgebracht hab, lass ich hier mal aus – ist ja alles Schnee von gestern, stimmt's?«

»Wir wollen nach Westen«, unterbrach Specs ihn. »Du solltest mitkommen!«

»Was in aller Welt soll ich im Westen?«

»Im Westen geht's ab, da tut sich noch was.«

Ich suchte Specs Blick und gab ihm zu verstehen, dass er das Schattengebilde nicht erwähnen durfte. Jetzt noch nicht, vielleicht auch nie mehr, und ganz bestimmt nicht gegenüber diesem Rowdy. Sean schien ja ganz in Ordnung zu sein, trotzdem war er ein knallharter Gangster, dem ich ungern den Rücken zugewandt hätte.

Während Sean sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte, hockten wir auf unseren Schlafsäcken am Boden. Im Zimmer stand ein abgesperrter grüner Waffenschrank aus Stahl, den ich gern geplündert hätte. Überall

lagen nützliche Dinge aus Armeebeständen herum: Klamotten, Konserven, medizinische Gerätschaften, Arzneimittel und vieles andere. Offenbar hatte Sean sich gründlich beim örtlichen Armeestützpunkt oder auch beim Waffenlager der Nationalgarde eingedeckt. Während ich ihm zuhörte, startete ich in die flackernde Flamme eines Petroleumkochers aus denselben Beständen.

»Tja, für morgen hab ich wunderbare Pläne, Brüder«, sagte er und blickte ins Dunkle hinauf. »Nicht mal zwei Straßenzüge von hier liegt ein Nest der Trops, ganz in der Nähe von dem Ort, wo ich auf euch gestoßen bin, Jungs. Muss dort einen Einstieg in die Kanalisation oder in irgendeinen Schacht geben, hab ihn bisher aber noch nicht gefunden. Da unten müssen sie irgendwo sein, Brüder. Und ich schnapp sie mir, darauf könnt ihr einen lassen. Nichts gibt einem einen größeren Kick als die Jagd auf Trops.

Ihr Jungs solltet mitmachen. Ich zeig euch schon, wie's geht.«

»Wir suchen aber nach einem Wagen«, entgegnete Specs.

»Vielleicht kann ich euch morgen einen besorgen. Aber erst müsst ihr mir dabei helfen, ein paar Trops umzulegen.« Er lachte. »Und jetzt pennen wir wohl besser. Die Jagd auf Trops ist Schwerarbeit. Mach den Kocher aus, Nash. Und dann legt euch hin.«

7

Am folgenden Morgen frühstückten wir ausgiebig. So gut hatte ich wochenlang nicht mehr gegessen. Seans Vorräte stellten unsere normale Diät aus Corned Beef und kalten Spaghetti weit in den Schatten. Er besaß jede Menge Lebensmittel und Fertiggerichte aus Armeebeständen, also verschlangen wir wie in den guten alten Zeiten Rühreier mit Schinkenspeck, Cracker und Marmelade, und als Nachtisch gab es Pfirsichkompott.

»Esst euch satt, Jungs«, forderte Sean uns auf. »Ihr werdet die Kraft noch brauchen.«

Wie sich herausstellte, hatte er recht. Später sollte ich mich immer wieder daran erinnern, dass Sean sehr oft recht hatte.

Nun ja, er rüstete uns mit Waffen aus und verleitete uns zu einer Jagd auf Trops. Mir gab er eine 9-Millimeter-Beretta und eine .30-06 Savage, Specs eine .357 Bluesteel Smith, wobei er ihn ermahnte, sich damit nicht selbst in den Fuß zu schießen. Außerdem sorgte Sean dafür, dass wir gelbe Bergarbeiterhelme mit Stirnlampen aufsetzten. Da Batterien Mangelware waren, sollten wir die Lampen nur auf sein Kommando einschalten.

Danach zeigte Sean mir die beiden weißen Phosphorgranaten, die er sich besorgt hatte.

»Für die Trops?«, fragte ich.

»Falls man auf ein ganzes Rudel stößt, kann man damit alle auf einen Schlag

erledigen. Hoffe, dass ich die Handgranaten diesmal einsetzen kann.«

Mein Gott!

Sie fragen sich, wieso wir dabei mitmachten? Keine Ahnung. Sean setzte uns weder unter Druck noch bedrohte er uns. Jederzeit hätten wir weggehen können – natürlich ohne die Waffen, die er uns gegeben hatte –, doch eigentlich wollten wir das gar nicht.

Sean verblüffte mich nicht zuletzt dadurch, dass er stets einen kühlen Kopf bewahrte und nie die Nerven verlor. Natürlich war er ein äußerst gefährlicher Zeitgenosse, aber auf eine ganz eigene Art auch ehrlich und loyal. Und er wusste sich stets zu helfen. Es gab kaum was, das er über Waffen, Munition und Kampftechniken nicht gewusst hätte. Wenn er etwas beherrschte, dann war es die Kunst zu überleben.

Einige Stunden nach dem Frühstück, das wir gegen Mittag gegessen hatten, befanden wir uns wieder in der Umgebung, in der Sean

uns aufgegabelt hatte. Er führte uns in ein vom Einsturz bedrohtes Gebäude nahe am Fluss. Die meisten Fenster waren mit Brettern zugenagelt und alle Wände mit Graffiti besprüht. Ich hatte den Eindruck, dass dieses Gebäude schon viele Jahre leer stand, nicht erst seit dem Zusammenbruch unserer Welt. Drinnen war es staubig und verdreckt; überall hingen Spinnweben so lang wie Luftschlangen herum. Im vorderen Teil waren früher offensichtlich Büro- und Lager Räume untergebracht gewesen, im hinteren Teil stießen wir auf eine riesige Garage. Vielleicht hatte dieser Bau mal als Feuerwehrzentrale gedient. Durch Lücken in den Fensterverschalungen und Löchern in den Wänden sickerte schwaches Tageslicht. Im Halbdunkel gingen wir an verschimmelten Kartons voll alter Journale und Aktendeckel und von Wasser beschädigten Kisten voll verrosteter Metallteile vorbei.

»Was war hier früher drin?«, fragte Specs.

»Wie zum Teufel soll ich das wissen?«, erwiderte Sean. »Weitergehen!«

Er führte uns mitten durch die verrotten Kartonstapel und tastete sich an den bröckelnden Wänden der von Spinnweben durchzogenen Gänge entlang, deren Böden von Rattenkot verdreckt waren. Als Sean auf einen menschlichen Schädel stieß, trat er dagegen und lachte, als er von der Wand abprallte und sauber in einem Mülleimer landete. »Eins zu null für mich!«

Unsere Gegenwart hatte einige Fledermäuse geweckt. Wir schrakten leicht zusammen, als sie sich knapp über unseren Köpfen in die Lüfte schlangen. »Igitt«, sagte Specs, »Fledermäuse kann ich wirklich nicht ausstehen.«

»Wenigstens sind es normale Fledermäuse«, meinte Sean. »Nicht so groß wie Geier und sie haben auch keine Jaguarzähne und lachen nicht wie Hyänen. In dem Stadtteil Detroit Shoreway hier in Cleveland

hab ich mal 'ne ganze Kolonie von solchen Exemplaren gesehen. Hab wochenlang Alpträume davon gehabt.«

Durch die Garage gelangten wir in einen angrenzenden kleineren Raum mit gewölbter Decke, dessen Boden mit Schuttbrocken übersät war. Es roch hier nicht nur feucht und schimmelig, sondern auch nach Verwesung, und wir sollten auch bald die Ursache dafür entdecken: Der Leichnam einer Frau verströmte diesen Gestank.

»Oh Gott«, stöhnte Specs.

Die Leiche hing kopfüber an einem Strick, der um einen Deckenbalken geschlungen war. Sie war so bleich wie ein ausgekochter Knochen und es sah so aus, als wäre das Blut Tropfen für Tropfen aus ihr herausgesickert. Vom Bauch bis zum Schritt war die Tote aufgeschlitzt. Offensichtlich hatte man ihr die Eingeweide herausgerissen, denn die Bauchhöhle war leer. Der Anblick erinnerte

mich an eine beim Metzger hängende Rinderhälfte.

Sean blieb vor dem Leichnam stehen, wedelte mit dem Gewehrlauf die Fliegen weg, musterte ihn interessiert und nickte schließlich. Links in seinem Armeegürtel steckte eine .44 Magnum, rechts ein großes militärisches Allzweckmesser. Außerdem hatte er am Gürtel auch noch eine kleine Axt und einen weißen Kartoffelsack festgezurr. Ich wusste nicht, wieso er all das mit sich herumschleppte, und er gab auch keine Erklärung ab.

»Fällt euch was auf?«, fragte er. »Man hat sie angefressen. Erkennt ihr die Zahnabdrücke hier und da drüben?«

Tatsächlich sah der Leichnam so aus, als hätte jemand oder etwas ihm Stücke aus der Schulter gebissen. Und die Vagina fehlte.

»Die Trops stehen auf Geschlechtsteile«, sagte Sean. »Fragt mich nicht, warum. Erst stürzen sie sich auf die Eingeweide, dann

nehmen sie sich die Geschlechtsteile vor. Ich hab die Frau hier gestern Morgen aufgehängt, also müssen sie sich wohl letzte Nacht bedient haben.«

»Du hast das getan?«, fragte Specs schockiert.

»Die war schon tot, Kleiner. Hab sie nur als Köder benutzt.«

Ich fand es wirklich zum Kotzen, wie besessen Sean von solchen Dingen war. Die Welt war zum Stillstand gekommen, doch er jagte unbekümmert irgendwelche Mutanten und hatte seinen Spaß dabei. Dieser perverse Zug an Sean machte mir zu schaffen.

»Die Trops sind doch nicht etwa noch hier, oder?«, fragte ich.

Sean versicherte mir, wir hätten nichts zu befürchten. Er war fest davon überzeugt, dass die Bewohner der Unterwelt sich genau wie die Vampire in B-Movies nur nachts nach draußen trauten. Ähnlich wie Erdwürmer, Maulwürfe oder Fledermäuse

scheuten sie das Sonnenlicht, sagte er, weil sie schon so lange unter den Straßen lebten, sich in Kellern und im Kanalisationsnetz versteckten. Das leuchtete mir ein. Denn die Unterweltler – oder Trog, wie wir sie nannten – waren im Grunde Nachtwesen, genau wie Höhlenbewohner. Der Auslöser ihrer Mutation war die Strahlenkrankheit gewesen, das Übrige hatte das Leben in ewiger Finsternis getan.

»Tagsüber kommen die nicht aus ihren Löchern«, wiederholte Sean, und ich hatte keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln.

Ich ging zu dem Leichnam hinüber, obwohl er so abstoßend wirkte. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon so viele Leichen gesehen – besonders bei der Arbeit im Säuberungstrupp –, dass es schon viel brauchte, bis ich mich ekelte. Die Leiche roch ziemlich schlimm, stank jedoch weniger nach Verwesung als nach etwas Scharfem, Ätzendem –

fast wie eine Mischung aus Katzenpisse und Ammoniak.

»Du riechst es, stimmt's, Bruder?«, fragte Sean. »Weißt du, was das ist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist die Pisse der Trops. Wenn man die einmal gerochen hat, vergisst man das nie wieder. Die Trops essen nämlich gern verrottetes Fleisch, musst du wissen. Sie haben auch nichts dagegen, dich oder mich umzulegen, um unsere Innereien aufzuspießen und dann zu verspeisen. Aber wirklich scharf sind sie auf wabbeliges, verwesenes Fleisch – abgelagertes Fleisch, sozusagen. Und sie markieren ihre Delikatessen, indem sie darauf pissen, so ähnlich wie Hunde ihr Revier markieren.« Er deutete auf sein vernarbtes Handgelenk. »Siehst du die Verbrennung? Die stammt von der ätzenden Pisse der Trops. Einmal hat mir einer auf die Hand gepinkelt. Tat höllisch weh.«

Specs wollte nicht näher an den Leichnam herangehen. Trotz seiner Erfahrungen im Säuberungstrupp sah er ein bisschen grün im Gesicht aus. Aber das mochte auch an Seans Geschichten liegen.

»Ich kann's auch riechen«, warf er ein.
»Aber der Gestank kommt von hier.«

Er stand an einem Durchgang, von dem Stufen ins Dunkle hinunterführten. Sofort ging Sean hinüber. So lächerlich es klingen mag: Er ließ sich auf Hände und Knie nieder und schnüffelte den Boden wie ein Jagdhund ab. »Stimmt. Trogpisse. Einer von denen muss diese Stelle markiert haben. Wette zehn zu eins, dass er im Keller ist. Wer möchte nachsehen?« Er stand auf. »Wie wär's mit dir, Kleiner?«

»Ich?«, fragte Specs entsetzt.

Sean lachte. »Du hättest doch gar nicht den Mumm dazu. Ich geh selbst.«

Specs baute sich vor ihm auf. »Nein, ich mach das.«

Sean grinste. »Lausch auf die Trops. Die atmen sehr laut.«

Das gefiel mir nicht. Specs war einer dieser Typen, die in einem anderen Leben als Kloge dient haben mussten, denn er nahm jede Scheiße hin. Und jetzt ließ er sich dazu provozieren, sich als ganzer Kerl zu beweisen.

»Ich geh mit«, sagte ich.

Specs funkelte mich an. »Ist nicht nötig!«

Er schaltete die Stirnlampe ein, zückte die 357er und stapfte hinunter. »Sei vorsichtig«, rief ich ihm nach, denn ich hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch, war sogar so nervös, dass ich mir eine Zigarette anzündete. Die ganze Zeit über hatte ich auf Specs aufgepasst und jetzt ärgerte es mich, dass Sean diese blöde Macho-Nummer mit ihm abgezogen hatte.

»Der kommt schon klar«, versuchte Sean mich zu beruhigen.

»Wehe dir, wenn nicht!«, gab ich zurück.

Sean warf mir einen scharfen Blick zu, den ich ohne mit der Wimper zu zucken erwiderte. Falls Specs etwas zustieß, würde ich Sean umbringen, und das war wohl auch ihm bewusst. Während die Sekunden verrannen, beobachteten wir einander wie zwei Raubkatzen.

8

Es dauerte nicht besonders lange, bis Specs aufschrie und mit weit aufgerissenen Augen und Schweißtropfen auf der Stirn die Treppe hinaufrannte. An seiner Jacke klebten Spinnweben.

»Oh Gott, oh mein Gott!«, brüllte er völlig hysterisch. »Das verfluchte Ding ist da unten, hab's mit eigenen Augen gesehen. Und es hat mich direkt angeguckt. Geht um Himmels willen nicht nach unten!«

Er war vor Angst außer sich, zitterte am ganzen Körper und schnappte nach Luft. Ich hielt ihn fest, bis er sich ein wenig beruhigt

hatte. Sean grinste nur: Er fand das alles urkomisch.

»Tagsüber sind die nicht besonders aktiv, Kleiner«, sagte er schließlich.

»Bockmist«, erwiderte Specs wütend. »Der da unten hat verdammt aktiv ausgesehen!«

»Ich werd mal nachsehen.«

»Das tust du besser nicht«, erwiderte Specs.

Aber Sean ging trotzdem, nachdem er seine Stirnlampe angeknipst und sein Gewehr gezückt hatte. Doch schon nach drei Stufen machte er kehrt und ging rückwärts hinauf, um den Keller im Blick zu behalten und sich abzusichern. »Verdammte Scheiße, ist ja nicht zu fassen«, fluchte er.

»Was?«, fragte ich.

»Dieser Trog da will hinauf ins Licht!«

Ich spürte, wie mir ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Und das aus gutem Grund: Es stank plötzlich stärker nach mit

Ammoniak versetzter Pisse. So stark, dass es einem die Nase verätzen konnte.

»Nichts wie raus hier!«, rief Specs.

»Nie und nimmer, Bruder«, erwiderte Sean. »Auf diese Gelegenheit hab ich nur gewartet!«

Specs und ich zogen uns an die hintere Wand zurück und bauten uns nahe an der Tür auf, damit wir notfalls sofort türmen konnten. Als ich das klatschende Geräusch nackter Füße vernahm, die die Treppe heraufkamen, trocknete mein Mund so aus, dass ich nicht mehr schlucken konnte. Ich hörte auch, wie der Trog zischend Luft holte. Und der widerliche Uringestank war jetzt so stark, dass meine Augen zu tränen begannen.

»Macht euch bereit«, flüsterte Sean.

Aus dem Halbdunkel sah ich einen Umriss auftauchen ... eine deformierte, kaum noch menschliche Gestalt, die leise knurrte. Dieses Wesen, das ich für weiblich hielt, wirkte wie

die bizarre Karikatur eines Menschen. Die Frau ging weit nach vorn gebeugt. Eine Schulter saß höher als die andere, und während der linke Arm bis zum Knie reichte, baumelte der rechte nur bis zur Taille. Der nackte Körper hatte einen krankhaften Gelbton, und die Haut sah aus wie bei einer Leprakranken. Sie hatte so viele Risse und Spalten, dass man Geldstücke darin hätte versenken können. Und diese Brüste ... wie schlaffe Ballons. Auch der Kopf war deformiert. Von der kahlen Schädelplatte baumelten verfilzte graue Haarsträhnen wie Spinnweben herunter.

»Mein Gott«, stöhnte Specs.

Mit funkelnden rosa Augen, durchzogen von dunkelroten Äderchen, sodass sie mich an unbefruchtete Eier erinnerten, musterte sie die Umgebung. In beiden Augen war ein winziger dunkler Fleck zu erkennen – die Pupille. Der vorgestülpte Mund gab den Blick auf schwarze, spitz zulaufende Zähne

frei; aus den Winkeln rann wässriger brauner Saft.

Als sie sich eine Hand vors Gesicht schlug, da das Licht sie blendete, fiel mir auf, dass die Handfläche mit ringförmigen Abdrücken überzogen war, die mich an die Saugspuren von Tintenfischen auf Walrücken erinnerten.

»Ich bin hier, du Miststück«, rief Sean.

Die Trogfrau sah zwar zu ihm hinüber, aber ich fragte mich, ob sie ihn überhaupt erkennen konnte. Schließlich stieß sie einen schrillen, durchdringenden Schrei aus, der lauter und lauter wurde und mir durch Mark und Bein ging. Fast hätte ich mir vor Angst in die Hose gepinkelt. Ich wich so schnell zurück, dass ich Specs anrempelte. Denn dieser Schrei, der von allen Wänden widerhallte, klang wie der eines verendenden Tiers im Todeskampf.

Dann begann sie zu sprechen, brachte zumindest sprachähnliche Töne hervor – üüüüüüüoooooooouuuuu –, die so schauerlich

klangen, dass sich in meinem Innern alles zusammenzog.

Wäre Sean nicht bewaffnet gewesen, hätte sie ihm die Gurgel herausgerissen und in seinem Blut gebadet. Vom Licht geblendet, zischend und außer sich vor Wut, stolperte sie auf ihn zu.

Sean ließ sie bis auf knapp anderthalb Meter an sich herankommen, dann schoss er ihr in den Bauch. Und ein Schuss aus einem Zwölf-Kaliber-Gewehr aus solcher Nähe ... Er zerfetzte sie in zwei Teile. Schreiend und um sich schlagend kippte sie um. Nachdem Sean einen weiteren Schuss auf ihren Brustkorb abgegeben hatte, wand sie sich kreischend am Boden und blieb schließlich still liegen. Ihr Blut stank genauso schlimm wie ihr Urin.

»So macht man das«, sagte Sean.

Meine Beine gaben nach, sodass ich hart neben Specs aufschlug, der bereits zusammengeklappt war. Beide dachten wir, mit

dem Tod dieses Monstrums sei die Sache erledigt. Aber so war es nicht – nicht für Sean. Nachdem er sein Gewehr weggelegt hatte, kniete er sich neben die Frau, wickelte ihr Haar um seine Hand und zog fest daran. Dann löste er die Axt vom Gürtel und enthauptete sie mit zwei Schlägen.

Danach stand er auf und streckte den abscheulich grimassierenden Kopf an den Haaren hoch, während aus dem abgetrennten Hals Blut tropfte.

»Will einer von euch Jungs den Kopf als Trophäe?« Wir starrten ihn nur wortlos an. »Hab ich auch gar nicht angenommen.« Er öffnete den mitgebrachten Kartoffelsack, warf den Kopf hinein und schlang den Sack wieder um den Gürtel.

Schließlich fand ich meine Stimme wieder. »Was zum Teufel willst du damit anfangen?«

»Hab meine Gründe, den Kopf mitzunehmen, Bruder. Trops sind nämlich abergläubisch, soweit ich weiß. Glauben an Geister

oder so was, ich weiß es nicht genau. Jedenfalls lassen sie die eigenen Toten in Ruhe und knabbern sie nicht an, auch nicht Teile davon. Einmal hab ich in der Klemme gesteckt, weil sich drei von diesen Monstern auf mich stürzen wollten und ich nur noch eine einzige Patrone hatte. Was tun? Ich hab einfach den Trogkopf, den ich als Trophäe aufbewahrt hatte, auf die drei Trogs geschleudert, und da sind sie so schnell weggerannt, als wäre der Teufel hinter ihnen her. Das hättet ihr sehen sollen!«

Ich war sehr froh, dass ich es nicht gesehen hatte.

9

Auf keinen Fall wollte ich noch mal bei einer Jagd auf Trogs mitmachen, man hätte mir noch so viel dafür bieten können. Wie ich von Sean wusste, lebten diese Monster vor allem in der Kanalisation, und sofern es nach mir ging, sollten sie da auch bleiben. Doch

dann geschah etwas, das einen Sinneswandel bei mir bewirkte.

Ich war froh, als wir das unheimliche Gebäude endlich verließen und hinaus in den Sonnenschein traten. Vielleicht um gut Wetter zu machen, hatte Sean gesagt, in seiner Wohnung warte eine noch ungeöffnete Flasche Jack Daniel's auf uns, und die konnte ich jetzt brauchen. Doch auf der Straße stießen wir sofort auf eine blutige Szenerie, denn hier hatte offensichtlich ein Gemetzel stattgefunden. Etwa ein Dutzend Krätze Kranke lagen tot auf dem Pflaster. Ihr Blut, das mir in der Sonne sehr hell und unnatürlich rot vorkam, hatte sich ringsum über Straße und Gehweg ergossen. Jemand hatte sie verstümmelt, zerhackt, aufgeschlitzt, ausgeweidet. Die Gedärme waren überall verstreut, einige baumelten sogar von einem Stoppschild herunter. Alle hatte man enthauptet und die Köpfe danach ordentlich am Straßenrand aufgereiht.

»Was zum Teufel ist hier passiert?«, fragte ich.

Sofort warf Sean sich nieder, als wäre er wieder in der Armee – ein Kundschafter im Feindesland. Ich hatte keine Ahnung, was los war.

»Wer hat die getötet?«, wollte Specs wissen.

»Haltet die Klappe, alle beide, verdammt noch mal!«, herrschte Sean uns an.

Während er zu den Leichen hinüberrobbte, sondierte er das Gelände in allen Richtungen. Danach untersuchte er einen der Toten und zog ihm etwas aus dem Unterleib, das wie ein zerbrochener Stock aussah. Doch als er uns das Ding unter die Nase hielt, merkte ich zu meiner Verblüffung, dass es eine Speerspitze war.

»Die Kriegsbeil-Clans«, erklärte Sean. »Sie müssen hier durchgekommen sein, während wir da drinnen waren. Geht zurück ins Gebäude.«

»Da geh ich nicht noch mal rein!«, protestierte Specs.

»Dann bleib eben draußen und stirb«, erwiderte Sean. »Denn das wirst du. Die Clans lassen niemanden am Leben, wenn sie ein Gebiet durchsuchen und dort aufräumen.«

Ich entschied mich dafür, auf Nummer sicher zu gehen, und zog mich ins Gebäude zurück. Schon zum zweiten Mal hatte Sean diese Kriegsbeil-Clans erwähnt. Ich wusste nicht, wer sie waren, aber wenn selbst Sean sie fürchtete, mussten es wirklich üble Typen sein.

Sean folgte mir schließlich und befahl uns, uns von den Fenstern fernzuhalten, doch er selbst blieb dort stehen, um die Straße zu beobachten.

»Was sind das für Clans?«, fragte Specs.

Sean seufzte genervt. »Jedenfalls sind sie verdammt gefährlich. Krätzekranke sind zwar Psychopathen, aber unorganisiert. Wenn sie nicht gerade ihre Spielchen treiben

– mit normalen Menschen, meine ich –, bringen die sich gegenseitig um. Aber die Kriegsbeil-Clans sind in großen Einheiten organisiert. Sie töten jeden, der ihnen über den Weg läuft. Und diejenigen, die sie nicht umbringen, die vergewaltigen, foltern oder versklaven sie. Mit denen legt man sich besser nicht an, denn sie sind ... primitiv, barbarisch. Besser kann ich's nicht erklären. Sie benutzen keine Feuerwaffen, sondern Äxte, Speere, Hämmer oder weiß Gott was. Ich will's mal so ausdrücken: Sie sind sehr spezielle Räuber und Plünderer. Habt ihr früher, als es noch Fernsehen gab, mal diese Dokus über tropische Armeeameisen gesehen? Die marschieren durch den Dschungel und vernichten alles, was ihnen in die Quere kommt. Genau das tun auch die Kriegsbeil-Clans. Es macht ihnen Spaß, Menschen zu skalpieren und ihnen Körperteile als Trophäen herauszuschneiden.«

Zwar hatte ich viele Fragen, stellte sie aber nicht, weil ich vor Angst wie gelähmt war, genau wie Specs. Sean war ein harter Typ. Meiner Einschätzung nach gab es kaum etwas, mit dem er nicht fertig wurde, aber die Clans fürchtete er, und das reichte mir.

Nachdem wir fast zehn Minuten geschwiegen hatten, winkte er uns zu sich. »Schaut mal.«

Ich sah drei Männer in schmutzigen alten Militärmänteln über einen Schutthaufen steigen und ihr Umfeld sondieren. Einer schwang eine Machete, ein anderer eine schwere Eisenkette und der Dritte hatte sich eine Feuerwehraxt über die Schulter gelegt. Am meisten verblüffte es mich, dass sie Gasmasken trugen wie die Soldaten in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs.

»Wozu tragen die Masken?«, flüsterte Specs.

Sean schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung, aber diese Dinger tragen sie alle. Müssen sie

wohl aus einem Depot der Armee oder der Nationalgarde geklaut haben, aus irgendwelchen Restbeständen. Hab noch nie gesehen, was unter diesen Masken ist, nur gehört, dass ihre Gesichter von Pilzen zerfressen sein sollen.«

Ich hatte genug gesehen und gehört und wandte mich vom Fenster ab, doch Sean beobachtete die Männer auch weiterhin. »Wenn du zwei oder drei von denen siehst«, sagte er, »kannst du darauf wetten, dass noch 30 andere in der Nähe sind. Das hier sind nur Späher. Ich sag's ja nicht gern, Brüder, aber wir stecken hier echt in der Scheiße. Eben haben die drei nur kurz die Lage gecheckt, aber gleich werden sie ein Gebäude nach dem anderen durchkämmen.«

Specs warf mir mit weit aufgerissenen Augen einen Blick zu. »Na toll. Und was jetzt?«

»Ruhig Blut«, erwiderte Sean. »Am besten ziehen wir uns in den Keller zurück.«

Specs schien kurz vor einer Panikattacke zu stehen. »Zurück zu den Trog? Spinnst du? Ich hab da unten ein großes Loch in der Mauer gesehen; und durch dieses Loch ist die Trogfrau in den Keller gestiegen!«

Sean grinste. »Klar ist ein Loch in der Mauer, da hast du verdammt recht. Und dieses Loch bietet Zugang zur Kanalisation. Genau da müssen wir hin!«

10

Unter diesen Umständen blieb uns keine andere Wahl.

Mit eingeschalteten Stirnlampen stiegen wir durch das Loch in der Kellerwand. Ich wusste nicht, ob die Trog das Loch geschaffen hatten oder ob hier eine Bombe eingeschlagen war, und es spielte ja auch keine Rolle. Jedenfalls landeten wir in einem dunklen Labyrinth von Abwasserkanälen. Unsere Lichtkegel fielen auf einen steinernen Tunnel, dessen Mauerwerk an einigen

Stellen zu bröckeln schien. Wenigstens war er mehr als zwei Meter breit und bot uns genügend Raum, allerdings würden wir durch das Abwasser waten müssen, das hier etwa 30 Zentimeter hoch stand. Als es an mir vorbeischwappte, fiel mir auf, dass es Schutt und ein paar tote Ratten mit sich führte.

»Nett hier«, bemerkte Specs.

Sean stieg ins Wasser und wir folgten ihm kurz darauf. Es war fast unangenehm warm – so als stünde man mitten in Pisse. Und von dieser Pisse stiegen ekelhafte Nebelschwaden auf.

»Das hier ist ein Hauptabfluss für Regenwasser«, erklärte Sean. »Führt meilenweit unter der Stadt hindurch. Hunderte von Kanälen zweigen davon ab. Manche sind so geräumig wie der hier, durch andere muss man auf Händen und Knien kriechen. Okay, los geht's!«

Ich fragte ihn nicht einmal nach unserem Ziel.

Während wir durch den Kanal platschten, hüpfen unsere Lichtkegel auf und ab und wir warfen riesige Schatten, die gespenstisch über die Tunnelwände glitten. Der dumpfige, faulige Geruch hier unten war fast unerträglich: Es stank nach abgestandenem Wasser, Verwesung und anderen Dingen, über die ich lieber nicht nachdenken wollte. Ständig tropfte es von den Wänden und hin und wieder hörte ich, wie sich Mauerstücke lösten und ins Wasser plumpsten. In den Tunnelspalten entdeckten wir riesige Kolonien leichenblasser Giftpilze, die so pulsierten, als würden sie atmen.

»Wie weit müssen wir gehen?«, fragte Specs Sean.

»Noch ein ganzes Stück, mindestens fünf, sechs Straßenzüge.«

»Und wie merken wir, dass wir am Ziel sind?«

»Ich merk das schon, keine Sorge.«

»Aber ...«

»Halt einfach mal ein Weilchen die Klappe, verdammt noch mal!«

Ich musste ein Grinsen unterdrücken. Typisch Specs. Wenn er nervös wurde, quasselte er so lange, bis einem fast das Ohr abfiel – er konnte nicht anders. Schmollend ging er an meiner Seite und warf mir aus den Augenwinkeln hin und wieder Blicke zu. Vielleicht wartete er darauf, dass ich ihn gegenüber Sean in Schutz nahm, aber dazu hatte ich keine Lust. Die Stille war wohltuend.

Schließlich gelangten wir zu Stellen, an denen der Tunnel von Steinbrocken fast blockiert war. Oft war die Ursache ein mit-
samt dem Keller eingestürztes Gebäude. Ringsum wucherte von Mehltau befallenes Moos, das grünlich phosphoreszierte.

Wir hatten etwa die Länge eines Straßenzugs hinter uns, als wir die ersten lebenden Ratten sahen – große schmutzige Ratten, deren Augen wie rote Glühbirnchen an

Weihnachten leuchteten. Sie ließen uns vorbei, aber nicht aus den Augen.

Immer wieder hörte ich etwas hinter mir, das wie das Scharren kleiner Füße klang. Vielleicht war es auch nur das Echo unserer Bewegungen, denn hier unten hallte alles wider. Doch je weiter wir gingen, desto fester war ich davon überzeugt, dass es etwas anderes sein musste.

Irgendwann blieb Sean stehen. »Hörst du was?«, fragte er mich.

»Allerdings.«

Jetzt konnten wir alle es deutlich hören: ein Scharren und Quieken wie von einer ganzen Rattenmeute. Und die Geräusche wurden immer lauter. Ich hatte schon früher mit Ratten zu tun gehabt. Schlimm genug, wenn es nur wenige waren, aber wenn sie in Scharen auftraten, steckte man wirklich in der Klemme.

»Vorwärts!«, befahl Sean.

Wir hasteten durch den Tunnel, was einfacher klingt, als es war, denn wenn man durch 30 Zentimeter hohes Wasser waten muss, kommt man nach einer Weile nur noch mühsam voran. Sean, der den Weg kannte (zumindest hoffte ich das), führte uns durch Nebentunnel und immer wieder zurück zum Haupttunnel. Es war ein ständiges Hin und Her, sodass ich irgendwann die Orientierung verlor. Als wir eine Bruchstelle in der Mauer erreicht hatten, stiegen wir vorsichtig in einen dahinterliegenden Keller. Die Stockwerke darüber fehlten, sodass wir in den Himmel blicken konnten – offenbar war das Gebäude explodiert. Die Sonne sah wirklich einladend aus, aber wir hatten keine Möglichkeit, zur Erdoberfläche zu gelangen. Also kehrten wir ins Tunnelnetz zurück und wählten eine weitere Abzweigung.

Plötzlich blieb Sean stehen. »Ein Trog«, fluchte er, entspannte sich aber gleich wieder. »Ist nur eine verdammte Leiche.«

Der Trog steckte in einer kleinen Mauernische fest und stand aufrecht da, die Hände vor der Brust gefaltet. Der Körper war grau und verwittert – nahezu schon mumifiziert – und mit einem feinen grünen Geflecht überzogen.

Schließlich stießen wir auf einen weiteren düsteren Keller, in dem das Wasser kniehoch stand. Ringsum ragten zerstörte Balken und geborstene Betonmauern auf, die mich an Stützpfeiler in einem Hafenbecken erinnerten. In dem von Blättern übersäten fauligen Wasser trieben Leichen und Leichenteile. Mein Blick fiel auf menschliche Knochen: hier ein Brustkorb, dort ein ausgebleichter Oberschenkelknochen. Die Luft roch nach Blut und Fleisch, was mir überhaupt nicht gefiel.

Und dann entdeckten wir hinter einem Schutthaufen auch noch ein Rattennest.

11

»Scheiße«, fluchte Sean, richtete die Stirnlampe auf das Rattennest und zückte die Waffe. Wir taten es ihm nach. Hinter uns hörte ich das Quieken und Scharren der Rattenmeute, die uns verfolgte. Allmählich setzte sich der Gedanke in mir fest, dass die Kriegsbeil-Clans vielleicht nicht so schlimm waren wie diese Meute.

»Wir müssen die töten«, meinte Specs.

»Nein, nur, wenn uns keine andere Wahl bleibt«, erwiderte ich. »Hat keinen Zweck, sie zu reizen, wenn es nicht unbedingt sein muss. Wenn wir auf sie schießen, sind sie gezwungen, sich zu verteidigen.«

»Schlauer Gedanke«, bemerkte Sean.

Mindestens acht saßen auf einer eingestürzten Mauer – riesige, dickbäuchige Ratten, deren rote Augen funkelten. Einige

knabberten an einer weißen, aufgedunsenen Masse herum: ein von Maden übersäter menschlicher Arm, wie ich gleich darauf erkannte. Eine der Ratten, aus deren Bauch wurmartige Auswüchse baumelten, fixierte mich und machte dabei obszöne schmatzende Geräusche. Sie hatte die Zähne gebleckt und die Krallen so gespreizt, als wollte sie sich gleich auf mich stürzen. Ihr schmieriges schwarzes Fell war gesträubt und zuckte so, als wimmelte es darin von Läusen. Während ich sie ebenso angewidert wie verblüfft beobachtete, löste sich ein wabbeliger weißer Parasit, so groß wie ein Gelee-bonbon, von ihrem Rücken.

»Ihr seid liebe kleine Ratten«, murmelte Sean beschwichtigend, während er an ihnen vorbeiging. »Wir sind nur auf der Durchreise. Wollen euch nichts Böses.«

Nachdem wir die Ratten und einen Schuttberg hinter uns gelassen hatten, stellten wir fest, dass der Keller in eine Art Höhle

überging. Von der Decke hingen Baumwurzeln herunter und aus dem Wasser ragte jede Menge Schrott, sogar einige verrostete Stahlträger. Und überall waren menschliche Knochen zu sehen, so sauber und strahlend weiß, als hätte jemand sie abgeschleckt. Ich stieß auch auf einige menschliche Schädel, die mit Zahnabdrücken übersät waren.

»Nash«, stöhnte Specs. »Nash ...«

Da sah ich sie: buchstäblich Hunderte mutierter Ratten. Heerscharen buckliger Monster mit scharfen Zähnen und glänzenden blutroten Augen, die auf uns lauerten. Eine war so aufgedunsen, dass sie kaum noch als Ratte zu identifizieren war, und fast unbehaart. Aus ihrem Leib ragten mehrere kleine Fötenköpfe mit blinden Augen, deren Mäuler sich öffneten und schlossen. Und der Gestank ... Mein Gott. Hatte es hier vorher nur nach Feuchte, Fäulnis und Blut gerochen, stank es jetzt durchdringend nach Verwesung.

Nichts, das die Natur hervorgebracht hatte, konnte derart stinken.

Die Ratten bewegten sich langsam auf uns zu und begannen uns zu umzingeln. Wir konnten sie atmen hören. Gleich darauf waren sie überall: hinter uns, vor uns, rechts und links von uns. Egal, in welche Richtung wir die Stirnlampen wandten, ringsum fiel der Lichtschein auf unzählige, vor Gier funkelnde Rattenaugen.

Sean zog eine der mit Phosphor gefüllten Handgranaten aus dem Beutel, den er sich um die Schulter geschlungen hatte, und machte sich zum Abwurf bereit.

Einige Ratten waren so groß wie Beagles oder Terrier – mutierte Kreaturen, zum Teil fast unbehaart oder mit zuckenden Geschwülsten übersät. Andere besaßen zusätzlich zu den normalen Gliedmaßen zwei oder drei besonders große Krallen. Etliche hatten höckerartige Auswüchse oder offene Wunden. Während einige mehr als zwei

Augen aufwiesen, waren andere einäugig oder völlig blind.

All diese Mutanten und Missgeburten rückten auf uns zu. Sie waren die Bewohner dieser dunklen, stinkenden Welt, der Szenerie eines Albtraums, wir die Eindringlinge. Während sie uns umzingelten, trieben sie uns zugleich vorwärts. Offenbar wollten sie uns zu einem bestimmten Ziel führen.

Also wateten wir weiter durchs Wasser, jederzeit bereit, bei drohender Gefahr auf die Ratten zu schießen. Aber was würden uns Kugeln schon nützen? Allein aufgrund der zahlenmäßigen Übermacht würden die Ratten uns binnen Sekunden lebendig begraben.

Als Specs um einen Schutthaufen bog – ein großer Teil des Fußbodens oberhalb von uns war eingebrochen –, ließ er einen Schrei los, der mir unvergesslich ist, weil er durch Mark und Bein ging. Es klang so, als explodierte sein Gehirn angesichts eines neuen, unermesslichen Schreckens.

Er stürzte zu mir hinüber, zerrte an mir, klammerte sich so an mir fest, als wollte er sich um mich wickeln. »Nash, Nash, Nash ... Da drüben! Hab das Monster genau gesehen. Hab gesehen, wie's mich ins Visier genommen hat ...«

Als mein Lichtkegel das Monster erfasste, riss bei mir irgendein Faden, weil dieser Anblick schlicht über meinen Verstand ging. Bis heute ist mir klar, dass ich etwas sah, das eigentlich gar nicht hätte existieren dürfen. Es gibt Anomalitäten und wirkliche *Mutanten*.

Das da drüben war eine Ratte vom Ausmaß eines Pritschenwagens. Vielleicht waren es auch zwei oder drei Ratten, die zu einer einzigen wabbligen Masse zusammengewachsen waren, unbehaart, so bleich wie ein Fischbauch und mit grässlichen Höckern übersät. Dieser lebendig gewordene Albtraum hockte in einer geräumigen länglichen Mauernische auf einem Berg ausgeweideter menschlicher Körper und Knochen. Es sah

so aus, als thronte das Monster auf einem obszönen Altar.

Der fast durchsichtige Körper – unter der Haut konnte man die Knochen erkennen – ähnelte pulsierendem Gelee, zuckte und wand sich, war in ständiger Bewegung. Auf rüsselartigen Hälsen saßen zwei Köpfe, die auf und ab tanzten, während die Kiefer mahlten und den Blick auf messerscharfe gelbe Zähne freigaben. Doch das Schlimmste waren die Augen. In einem der Köpfe saßen drei nässende rote Augäpfel, größer als Tennisbälle, im anderen konnte ich nur ein einziges entdecken, das mit einem Film und Pusteln überzogen war. Gleich darauf fiel mir noch ein dritter Kopf auf, der schlaff von einem stielartigen Hals herunterbaumelte.

Und ähnlich wie bei einer der kleineren Ratten wuchsen aus diesem Körper mindestens ein Dutzend Fötenköpfe heraus, die ein Eigenleben zu besitzen schienen.

Auch Sean schnappte nach Luft, als er den Unterbauch des Monsters im Licht seiner Stirnlampe musterte, denn dort wanden sich die Auswüchse wie Schlangen. Und ich meinte, sogar Augen darin zu erkennen, gelbe, mit Schleim verklebte Augen, die sich nach und nach öffneten.

Dieser Anblick beleidigte meine Sinne, verschlug mir die Sprache, machte mich krank. Es ist schwer, das Gefühl in Worte zu fassen. Ich kann nur sagen, dass ich zu Tode erschrak. Nie wieder habe ich etwas derart Widernatürliches, meinen Verstand Empörendes gesehen.

Derweil hatten sich die anderen Ratten zurückgezogen, und der Grund dafür lag auf der Hand: Ohne uns anzugreifen, hatten sie uns zu dieser scheußlichen Mutation geführt, weil wir ihr als Futter dienen sollten. Wir waren die lebenden Opfer, die sie dieser unersättlichen Mutter zu Füßen legen wollten.

Unverzüglich lösten sich die glänzenden Krallen des Monsters aus der lederartigen Ummantelung und die Pfoten setzten sich in Bewegung. Auch diese Bewegung war abnormal und ist schwer zu beschreiben, denn alle Körperteile waren daran beteiligt; die ganze schwabbelige Masse zitterte und bebte dabei und erschütterte den Berg menschlicher Überreste so, dass ein ausgehöhlter Brustkorb nach unten fiel.

Dort unten wuselten Hunderte von unbehaarten, quiekenden Rattenjungen mit transparenter Haut herum und taten sich am Aas gütlich – wie Maden im Speck.

Vermutlich war es dieser Anblick, der uns schließlich handeln ließ.

Am Fuße des Aasbergs angekommen, platschte die Rattenmutter mit ihren spatengroßen Pfoten über das nasse Holz. Dabei schwangen ihre gigantischen Zitzen wie Getreidesäcke hin und her. Die langen Zähne waren so gefletscht, dass wir die zwei

schwarzen Gaumen sehen konnten, in denen mehrere Zungen hin und her peitschten. Das wütende Zischen, das aus beiden Kehlen drang, hätte einer Dampflokomotive alle Ehre gemacht.

Uns allen war klar, dass diese degenerierte, bösartige Kreatur nicht am Leben bleiben durfte.

Und selbstverständlich war es Sean, der schoss, als er den Anblick nicht mehr ertragen konnte.

Mit dem ersten Schuss pulverisierte er einen der riesigen Augäpfel, der zweite zerfetzte eines der Mäuler. Das löste bei mir und Specs den Bann, sodass wir ebenfalls zu schießen begannen. Der Kugelhagel traf Gurgeln und Pfoten, Zähne und Bauch des Monsters. Und auch die Zitzen, sodass faulig riechende Milch herausspritzte.

»Rennt los!«, befahl Sean. »Nach drüben, in das Rohr!«

Aus der Wand ragte ein kleines Verbindungsrohr, dessen Durchmesser gerade ausreichte, um auf Händen und Knien hindurchzukriechen. Während Specs und ich hastig dorthin wateten, rutschten wir mehrmals aus und zogen einander wieder hoch. Alle drei feuerten wir weiter auf die nachrückenden Ratten, bis Specs als Erster in das Rohr kroch.

Als ich mich umdrehte, sah ich, wie Sean sein Magazin auf die Rattenmutter entleerte, dann am Abzug der Handgranate riss, sie direkt auf das Monster schleuderte und schnell ins Wasser abtauchte. Sofort explodierte die Handgranate mit blendend weißem Licht. Danach loderten Flammen auf, die die riesige Ratte umzingelten, sich über das Wasser verteilten und auch die aus der Wand ragenden Balken erfassten. Die anderen Ratten versuchten zu fliehen. Ringsum stank es widerlich nach verbranntem Fleisch und versengtem Fell. Die Rattenmutter und

ihre Legionen wurden bei lebendigem Leib geröstet.

»Los! Weiter ins Rohr hinein!«, rief Sean, als er in unserer Nähe aus dem Wasser auftauchte.

So schnell ich konnte, kroch ich auf Händen und Knien durch das Rohr. Hinter mir hörte ich Sean fluchen. Specs war uns weit voraus; ich konnte das Licht seiner Stirnlampe auf und ab tanzen sehen. Das Letzte, was ich aus diesem Albtraum mitnahm, waren die lauten Todesschreie der Rattenmutter und das schrille, wütende Quieken und Wimmern ihrer Brut.

Ich dachte, wir würden es niemals schaffen, sondern in diesem engen, Klaustrophobie erzeugenden Rohr verbrennen. Doch bald darauf mündete das Rohr – wohl eine Art Hochwasserüberlauf – in einen anderen Hauptabfluss.

Als ich hinauskletterte, wartete Specs bereits auf uns. Sein rußverschmiertes

Gesicht, in dem die Augen riesig wirkten, sah angespannt aus. Nachdem Sean mir gefolgt war, führte er uns quer durch das Wasser zu einer Leiter. Er stieg als Erster hinauf und stemmte, oben angekommen, den schweren Gullydeckel hoch. Ich hätte wohl kaum noch die Kraft dazu gehabt. Specs ging als Nächster. Ich bildete das Schlusslicht und war mehr als froh, diese Hölle endlich hinter mir zu lassen.

Nachdem Sean den Gullideckel wieder so angebracht hatte, dass er fest einrastete, hockten wir uns im hellen Tageslicht auf das Pflaster. Ringsum war die Straße bis auf ein paar verrostete Autowracks leer.

Sean atmete schwer. Mit seinem Schutzhelm und dem verdreckten, verschwitzten Gesicht sah er aus wie ein Bergarbeiter, der gerade aus einem Stollen gekrochen ist. Als er merkte, dass wir ihn musterten, grinste er und lachte dann leise. »So eine Scheiße aber auch. Ich hab

unterwegs meinen verdammten Trogkopf verloren!«

12

Sean war eindeutig verrückt, das können Sie mir glauben.

Nicht, dass Sie mich falsch verstehen: Auch ich war nach unserem Abenteuer in der Kanalisation fix und fertig. Ich zitterte, schwitzte furchtbar, hatte Magenkrämpfe. Einerseits hätte ich am liebsten laut losgebrüllt, andererseits am liebsten hemmungslos gelacht. Aber ich hatte nicht vor, diesem Anflug von Wahnsinn nachzugeben.

»Das konnten wir nicht vorhersehen«, bemerkte ich schließlich, zündete mir eine schal schmeckende Zigarette an und rauchte sie, indem ich sie mit beiden Händen umklammerte, sonst wäre sie mir wegen des heftigen Zitterns entglitten.

»Oh doch, Bruder«, widersprach Sean und klatschte mir auf die Schulter. »Da unten

lauert jede denkbare Scheiße. Kreaturen, die eine reichliche Strahlendosis abbekommen und sich dann in die Unterwelt verzogen haben, um Nachkommen zu zeugen. Dort halten sich Monster auf, die nie das Tageslicht erblicken werden, und dafür können wir nur dankbar sein.«

Specs hatte bis jetzt kein Wort gesagt. Er fixierte uns nur mit glasigem Blick. Vor allem starrte er Sean an und wollte gar nicht mehr damit aufhören.

»Was zum Teufel ist denn mit dir los, du kleiner Mistkerl?«, fragte Sean schließlich.

Specs war stinksauer, das konnte ich sehen.

»Wegen deiner blöden Jagd auf die Trogswären wir fast draufgegangen!«, explodierte er. »Du bist völlig durchgeknallt, ein gottverdammter Verrückter! Nein, noch schlimmer: ein gottverdammter rücksichtsloser, brutaler Verrückter, dem alle anderen Menschen

scheißegal sind. Fick dich und deine Trops, hast du kapiert? Fickt euch, alle beide!«

Als Specs aufstand und die Straße hinunterging, folgten wir ihm. Nach und nach gelang es mir, ihn zu beruhigen. Dass Sean immer noch über Specs' Wutausbruch lachte, machte die Sache für mich nicht leichter.

»Keine Angst, Kleiner«, sagte Sean irgendwann. »Ich werde dich nicht noch mal bitten, in die Unterwelt mitzukommen. Ist nicht dein Ding.«

Während Sean uns durch die Straßen führte, hielt er auch weiterhin nach den Kriegsbeil-Clans Ausschau. Etwa einen Block von seiner Wohnung entfernt sah ich jemanden auf dem Gehweg stehen. Ein Mädchen, anscheinend normal. Sie hatte auch uns gesehen, rührte sich aber nicht von der Stelle und sagte auch nichts. Als ich etwas zu ihr hinüberrief, reagierte sie nicht. Ich bedeutete den anderen, zurückzubleiben.

»He, fass sie mit deinen dreckigen Pfoten nicht zu heftig an, Nash«, sagte Sean.

Während ich auf sie zuing, sah ich, dass sie im Collegealter sein musste, höchstens 19 oder 20. Der Typ nettes, hübsches Mädchen von nebenan. Hohe Wangenknochen, große blaue Augen, honigblonder Pferdeschwanz, der ihr bis auf den Rücken reichte. Sie war zwar dreckig und zerlumpt, sah aber trotzdem umwerfend aus.

Beschwichtigend streckte ich die Hände aus. »Ich bin ein Normalo und die anderen beiden auch. Hast von uns nichts zu befürchten.«

Ihre Augen musterten mich eiskalt, ohne jedes Gefühl. Als ich auf sie zutrat, erwachte sie zum Leben und hatte plötzlich ein Messer in der Hand. Ich musste ein Weilchen mit ihr ringen, um ihr das Messer zu entwinden – was Sean zum Lachen brachte und Specs in Panik versetzte. Es war keineswegs leicht, sie

zu überwältigen, denn sie war kräftig und willensstark und wehrte sich heftig.

»Hör auf damit«, sagte ich. »Niemand will dir was Böses! Keiner von uns will dich zusammenschlagen, vergewaltigen oder umbringen!«

»Du kannst nur für dich selbst sprechen«, warf Sean ein.

»Halt die Klappe!«, fuhr ich ihn an.

In den Augen der jungen Frau sah ich, dass sie mir gern geglaubt hätte, aber Zweifel an meiner Aufrichtigkeit hatte – und wer konnte ihr das verübeln?

»Ich lass dich jetzt los«, erklärte ich. »Wenn du willst, kannst du weglaufen, wir werden dir nicht folgen. Du kannst aber auch gern mit uns kommen. Wir haben eine Unterkunft und auch was zu essen.«

Sie sah mich scharf an. »Und was wird mich das kosten?«

»Überhaupt nichts, du hast mein Wort.«

Als ich sie losließ, lief sie sofort weg, blieb aber bald wieder stehen, um uns zu beobachten. Wir gingen einfach weiter, ohne sie zu beachten, aber uns war bewusst, dass sie uns folgte.

»Also?«, sagte ich schließlich und drehte mich zu ihr um.

»Ich heiße Janie.« Sie schenkte mir ein zögerliches Lächeln.

13

Wir hingen noch ein paar weitere Wochen bei Sean herum. Ich weiß nicht genau, warum, denn ich musste ja eigentlich nach Westen, das Schattengebilde hatte es mir befohlen. Aber damals hatte ich keine Eile damit, das kam erst später. Das Leben in Cleveland war nicht gerade ein Zuckerschlecken, doch ich war gern mit Sean zusammen. Noch nie war ich einem so einfallsreichen Menschen wie ihm begegnet. Stets wusste er, wo man sich etwas besorgen

konnte; er kannte in der ganzen Stadt Orte, wo Lebensmittel, Überlebensausrüstungen der Armee und Waffen versteckt waren. Später erfuhr ich, dass das Cleveland-Chapter der *Hells Angels*, mit dem Sean befreundet gewesen war, all diese Verstecke angelegt hatte, um sich auf einen Krieg vorzubereiten.

Die Stadt war nicht nur voll von Krätzekranken, sondern man musste sich auch vor den Straßenbanden und vor allem vor den Kriegsbeil-Clans in Acht nehmen. Nachts war es wegen der Ratten, Mutanten und verwandelten Kinder, die sich in der Dunkelheit auf den Straßen tummelten, besonders gefährlich. Wir gewöhnten uns an den Roten Regen, der kam und ging.

Irgendwann fand ich in einem Geschäft für naturwissenschaftlichen Bedarf einen wunderbaren Ausrüstungsgegenstand: einen solarbetriebenen Geigerzähler. Sobald verstrahlte Kinder in meiner Nähe auftauchten,

schnellte der Zeiger in die Höhe und warnte mich frühzeitig. Der Geigerzähler brachte mich auch zu der Erkenntnis, dass der Rote Regen nicht nur Blut, Fleischabfälle und Säure mit sich brachte, sondern auch radioaktiven Niederschlag. Als ich mit dem Zähler über eine der roten Pfützen fuhr, schlug der Zeiger wie verrückt aus.

Während dieser Wochen bei Sean lernte ich Janie gut kennen. Offenbar vertraute sie Sean und Specs nicht, denn sie klammerte sich ausschließlich an mich. Dieses liebe, wunderbare Mädchen war stets an meiner Seite. Obwohl sie fast 20 Jahre jünger war als ich, mochte sie mich irgendwie und verliebte sich irgendwann in mich. In der früheren Welt hätte sie mich wohl kaum eines Blickes gewürdigt, selbst wenn ich in ihrem Alter gewesen wäre. Doch in dieser neuen Welt galten nicht nur andere Gesetze, sondern man hatte auch veränderte Ansprüche an Umwelt und Menschen und setzte

andere Prioritäten, und das galt auch für Janie. Als die alte Welt unterging, war sie in ihrem ersten Studienjahr gewesen. Sie hatte Ärztin werden wollen. Wie ich von ihr erfuhr, hatte sie in der High School zu den besten Schülerinnen ihres Jahrgangs gehört und war zu dessen Sprecherin gewählt worden, außerdem hatte sie sich auch in sozialer Hinsicht stark engagiert. Sie war regelmäßig zur Kirche gegangen, hatte ehrenamtliche Dienste im örtlichen Kinderkrankenhaus geleistet, im Winter Kleidung für Hilfsbedürftige und im Sommer Lebensmittelkonserven für Not leidende Rentner gesammelt.

Als die Bomben fielen, hatte sie sich zusammen mit anderen Studenten nach Painesville in Ohio durchgeschlagen und miterlebt, wie ihre Freunde und ihre Familie starben. Vor einem Monat war sie dann mit anderen nach Cleveland aufgebrochen und dort hatten sich die Kriegsbeil-Clans ihre

Freunde geschnappt, sodass sie völlig auf sich gestellt in der Stadt gestrandet war.

Sie hatte genauso viel wie alle anderen durchgemacht, war dabei aber das bildhübsche, gutherzige Mädchen geblieben, das ihr Herz auf der Zunge trug.

Wir alle mochten sie und wollten sie beschützen – selbst Sean, dem das gar nicht ähnlich sah. Ich glaube, wir alle beneideten sie darum, dass sie das Ende der alten Welt überlebt hatte, ohne ihre moralischen Grundsätze aufzugeben. Doch wir anderen konnten nicht so sein wie sie. Mittlerweile war die Welt ein einziger Dschungel, in dem nur die Starken und Grausamen überlebten. Und da Janie das nicht begriff oder nicht begreifen wollte, mussten wir ständig ein Auge auf sie haben. Sie hatte ein großes Herz, größer als ihr guttat, und da draußen gab es allzu viele Dinge, die ihr leicht ein Stück davon herausreißen konnten.

Gegen Ende unseres Aufenthalts in Cleveland begann das Schattengebilde wieder damit, mir etwas einzuflüstern. Diesmal ging es nicht darum, dass wir nach Westen ziehen sollten. Es wollte etwas anderes von uns, rückte aber nicht deutlich damit heraus. Ich wusste nur, dass es ihm um eine *Opfergabe* ging. In irgendeinem Hinterstübchen meines Schädels war mir bewusst, was das bedeutete, doch es war zu entsetzlich, um es auch nur in Erwägung zu ziehen.

Schließlich erzählte ich den anderen von dem Schattengebilde.

Janie wirkte keineswegs überrascht. Sie nahm das, was sie von mir erfuhr, einfach als gegeben hin. Sean dagegen hielt mich für völlig durchgeknallt und die Tatsache, dass ich »Stimmen hörte«, für ein Symptom von Wahnsinn. Specs reagierte wie erwartet: Ihm gefiel die Vorstellung, ein Opfer darzubringen. »Wenn das Schattengebilde eine Gabe

will«, sagte er, »dann müssen wir ihm eine beschaffen.«

»Eine Opfergabe?«, fragte Sean. »Was denn zum Beispiel? Ein Menschenopfer?«

»Genau.«

»Du spinnst doch, Kleiner. Aber was soll's? Wir können uns ja irgendeinen alten Lumpensack schnappen und den opfern.«

Janie sagte kein Wort, und das brauchte sie auch gar nicht, denn ich sah in ihren Augen, wie enttäuscht sie von mir war. Die Opfergabe war eine barbarische, üble Idee. Das war mir genauso bewusst wie ihr – und trotzdem machten wir uns daran, diese Idee in die Tat umzusetzen.

Specs war geradezu begeistert davon. Wie gesagt: Ihn faszinierte dieser ganze New-Age-Mist, ob es die Kristalle waren, Astrologie und Horoskope oder sonst was. Er hatte viele Bücher über Hexerei, Satanismus und all diesen esoterischen Bockmist gelesen,

deshalb kam ihm eine solche Opfergabe wie die natürlichste Sache der Welt vor.

Eines Abends schnappten wir uns irgendeinen zerlumpten alten Mann, fesselten und knebelten ihn, zerrten ihn auf einen leeren Parkplatz und banden ihn an einem Baum fest. Danach schichteten wir einen hohen Holzstoß auf und zündeten ihn an. Specs sagte, das bedeute Sühne; wir müssten ein Brandopfer darbringen, um das Schattengebilde zu befriedigen, nur so werde es auch weiterhin auf unserer Seite stehen.

Die entsetzliche Szene werde ich nie vergessen: Der alte Mann loderte wie eine Kerze auf und starb laut schreiend. Ich sah, wie seine Augen buchstäblich verschmorten und seine Haut sich so aufheizte, dass sie wie Wachs vom Körper rann und zischend in die Flammen fiel. Als der Alte nur noch schwelte, flehte ich das Schattengebilde an, ihn zu holen. Das war das erste Mal, dass das Schattengebilde physische Gestalt annahm

und uns erschien. Es nahm unser Brandopfer an ... verleibte es sich ein ... und dennoch hatte ich das Gefühl, dass dieses Opfer nicht das war, was es gewollt hatte.

Das Schattengebilde verlangte nicht nach einem Brandopfer, sondern nach einem lebenden Opfer.

War wütend über das, mit dem wir es abgespeist hatten.

Wollte eine weitere Gabe.

Und zwei Tage später wurde Specs krank.

14

Wir waren gerade von einer Expedition zurückgekommen, bei der wir nach fahrtüchtigen Wagen Ausschau gehalten hatten, die uns aus der Stadt bringen konnten. Den ganzen Tag über hatte Specs sich seltsam verhalten und kaum etwas gesagt. Als wir wieder in Seans Wohnung waren, gesellte er sich zu mir.

»Hab mir irgendwas eingefangen, Nash«, erklärte er. »Etwas wirklich Schlimmes.«

»Du bist bestimmt nur erschöpft«, versuchte ich ihn zu beruhigen.

»Ich huste aber schon seit drei Tagen.«

Und er hatte recht. Ich glaube, uns allen war klar, dass mit Specs irgendwas nicht stimmte; doch wir versuchten uns damit zu beruhigen, dass es allenfalls eine leichte Erkältung sein könne. Dabei verdrängten wir lieber, dass in diesen Tagen selbst leichte Infekte tödlich enden konnten.

»Ich kann nicht mehr durch die Nase atmen, Nash«, sagte Specs. »Manchmal bekomme ich kaum noch Luft. Und meine Muskeln und Gelenke tun mir ständig weh.«

»Sag den anderen vorerst noch nichts.«

Er schüttelte den Kopf. »Leider muss ich es ihnen wohl sagen. Ich darf sie doch nicht einfach mit dem anstecken, was mich erwischt hat.«

Der gute alte Specs. Sein ganzes Leben lang hatte er so ziemlich vor allem und jedem Angst gehabt. Er war einer dieser Menschen, denen Gott, die Natur oder wer auch immer kaum genügend Kraft mitgegeben hatte, um das Leben Tag für Tag zu bewältigen. Doch wenn es hart auf hart ging, konnte er unglaubliche innere Stärke beweisen. Und ungeheure Selbstlosigkeit.

Wir erzählten Janie und Sean von Specs' Erkrankung. Weder Specs noch ich hätten es den beiden übel genommen, wären sie auf Distanz zu ihm gegangen, aber das taten sie nicht.

»Du bist einer von uns, zusammen kriegen wir das schon wieder hin«, sagte Janie.

»Mach dir keine Sorgen, kleiner Bruder«, sagte Sean. »Wir bringen dich schon wieder auf die Beine. Ehe du dich versiehst, gehen wir beide wieder Trops jagen.«

Specs bemühte sich zu lächeln, doch seine Augen füllten sich mit Tränen.

Die folgenden Tage waren wirklich schlimm. Nach und nach nahm Specs' Haut eine giftig-blaue Färbung an, die uns alle beunruhigte. Ständig keuchte er, weil er kaum noch Luft bekam. Sein Körper fühlte sich glühend heiß an und über sein Gesicht rann säuerlich riechender Schweiß. Manchmal hatte er Erstickungsanfälle, die zehn Minuten lang anhielten. Sean machte einen letzten verzweifelten Versuch, Specs zu helfen: Aus Armeebeständen besorgte er Antibiotika. Wir pumpen Specs damit voll, doch auch das half ihm nicht mehr, es war einfach zu spät. Die meiste Zeit über war er verwirrt. Im Schlaf schlug er um sich und hatte Krämpfe. Wir konnten kaum noch etwas für ihn tun. Janie bemutterte ihn, so gut sie konnte. Hin und wieder wachte er auf, sah mich an und redete davon, wie wir in Youngstown Leichen auf den Müllwagen geworfen, in Autos übernachtet und andere seltsame Dinge getrieben hatten.

Da wusste ich, dass Specs sterben würde, und der Gedanke zerriss mir das Herz. So vieles hatten wir zusammen durchgemacht. Specs war für mich wie ein naiver kleiner Bruder, der einen zwar nervt, weil er ständig um einen herumwuselt und einen nie in Ruhe lässt, den man aber trotzdem sehr liebt und auf keinen Fall missen möchte.

Irgendwann bat er mich: »Nash ... lass mich nicht auf diese Weise sterben ... Es tut so weh ... Alles tut mir so verdammt weh ... Ich kann nicht mal mehr atmen. Erlöse mich aus diesem Elend.«

Ich schüttelte den Kopf. Daran wollte ich nicht mal denken.

Aber Specs ließ nicht locker. »Bitte, Nash, lass mich nicht leiden. Übergib mich ... dem Schattengebilde.«

Ich sagte, das sei heller Wahnsinn, aber er bedrängte mich weiterhin damit und zwang auch Sean und Janie dazu, ihm zuzuhören. Er glaubte nämlich, das Schattengebilde sei

böse auf ihn, weil er den alten Mann als Brandopfer vorgeschlagen hatte. Das Schattengebilde habe sich jedoch etwas völlig anderes gewünscht und ihn deshalb mit irgendeiner Krankheit bestraft, meinte er.

Vielleicht war etwas an der Sache dran, vielleicht auch nicht, wer weiß.

»Versteht doch: Das ist die ideale Lösung«, wiederholte er. »Ich werde dem Schattengebilde als Opfer dienen. Und wenn ich mich diesem Monster überlasse und es bei Laune halte, damit es sich auch weiterhin um euch kümmert und euch beschützt, bewahrt mich das zugleich vor einem quälend langsamen Tod.«

Ich war strikt dagegen. Allerdings wünschte sich das Schattengebilde tatsächlich ein weiteres Opfer. Ich wusste es, spürte es, hörte das Flüstern in meinem Kopf. Dass ich Specs davon erzählt hatte, war ein großer Fehler gewesen, aber es war nun mal geschehen.

»Bitte, Nash, bitte!«, flehte er immer wieder.

Wir alle waren dagegen ... aber dieser mitleiderregende, flehentliche Blick machte uns fertig.

Sean gab als Erster nach. Er meinte, es sei das Einzige, das wir jetzt noch für Specs tun könnten. Danach brach auch Janies Widerstand.

»Specs ist unser Freund«, sagte sie zu mir. »Eigentlich bin ich grundsätzlich dagegen, Leben zu vernichten, aber wir dürfen ihn nicht so leiden lassen. Wenn er es unbedingt will, sollte man es ihm wohl zugestehen.«

Wir gerieten darüber zwar in Streit, doch letztendlich setzte Specs seinen Willen durch.

Wir beschlossen, ihn zu opfern.

Wir beschlossen, ihn dem Schattengebilde zu übergeben.

Sean besorgte uns eine Trage. Als die Sonne unterging, transportierten wir Specs zu einem Lagerhaus. Wir wollten ihn weder verbrennen noch irgendein blödes heidnisches Ritual veranstalten, sondern ihn einfach dem Schattengebilde überlassen. Die Trage stellten wir auf ein paar Kisten. Danach zündeten wir auf Janies Vorschlag hin Kerzen an – schließlich liebte Specs den ganzen esoterischen Zirkus.

Dann war es so weit.

Niemals wird es mir gelingen, diese Nacht zu vergessen. Die flackernden Kerzen. Die tiefe Stille. Die unheimliche Kühle, die vom Fluss zu uns herüberkroch. Das Lagerhaus kam mir wie eine Grabstätte vor.

Ich hielt Specs' Hand und wir unterhielten uns leise miteinander. »Erinnerst du dich an den Tag, als wir zusammen auf jener Bank gesessen haben, Nash?«, murmelte er. »Wir haben Rindfleisचेintopf aus der Dose gegessen und dazu Sprudel getrunken. An

diesem Tag ist mir klar geworden, dass du der beste Freund auf der ganzen Welt bist.«

Ich konnte es nicht mehr ertragen, schlug mir die Fäuste vor die Augen und sagte den anderen, ich könne diese Sache einfach nicht durchziehen. Ich schlug sogar nach Sean und Janie, und sie ließen es geschehen, sahen mich nur hilflos und traurig an. Doch als ich zu Specs hinüberblickte, der um jeden Atemzug rang, wurde mir klar, was ich zu tun hatte: Ich musste jetzt das Schattengebilde heraufbeschwören.

Also schloss ich die Augen und konzentrierte mich auf jene dunkle Sphäre in meinem Verstand, die ich stets mit ihm assoziierte. Unverzüglich spürte ich, dass es sich näherte. Dabei durchströmten mich Urängste, sodass mir eiskalt wurde und ich erstarrte. Auch die Atmosphäre im Lagerhaus wandelte sich sofort, war nicht mehr neutral, sondern wurde *lebendig* – anders kann ich es nicht beschreiben. Was uns

umgab, war nicht mehr abgestandene Luft, sondern ein ätherisches Fluidum, tödlich aufgeladen und pulsierend vor Energie. Die Härchen auf meinen Armen und im Nacken stellten sich so auf, als hätte ich einen Stromschlag erhalten. Gleich darauf schwanden mir die Sinne und ich sank auf die Knie.

Janie und Sean brachten mich wieder zu Bewusstsein – und damit in Sicherheit.

Es roch penetrant nach Ozon und nach etwas schwer Definierbarem – so als verschmore Fleisch oder verkoche Blut zu Dampf –, gefolgt von einem ätzenden Gestank, der mich an geschmolzene Kabel oder durchgebrannte Sicherungen erinnerte. Der Boden begann zu vibrieren und bald darauf schien das ganze Lagerhaus zu beben. Etwas glühend Heißes loderte auf, das mich vorübergehend blendete – mir kam es wie eine Kaskade von Blitzen vor –, und nun erschien das Schattengebilde: eine auffallende schwarze Masse, wie eine Gewitterwolke, die

sich gleich entladen wird, um Blitze auf die Erde zu schleudern; eine wirbelnde, tosende, strahlende, instabile Urgewalt, so heiß wie ein Hochofen und in ihrem Glühen so tödlich wie ein Atomreaktor. Mir war so, als blickte ich in die Uranfänge der kosmischen Schöpfung unmittelbar nach dem Urknall.

Janie schrie.

Sean, der zu flüchten versuchte, fiel zu Boden.

Das Schattengebilde pulsierte, rotierte um eine Achse purer atomarer Energie, verwandelte sich in einen Wirbelsturm, der radioaktiven Niederschlag, Staub und partikelförmige Materie mit sich brachte. Und sein Kern bestand aus superheißem Plasma. Der Anblick war ebenso wenig zu ertragen wie das Tosen. Es klang so, als sumten Hunderttausende wütender Hornissen durch das Lagerhaus.

Als ich wie angewurzelt stehen blieb, spürte ich, wie die Hitze die Härchen auf

meinen Handrücken versengte. Das Schattengebilde war Materie, Kraft und pulsierende Energie, aber keine blinde Gewalt. Es war empfindungsfähig und agierte zielgerichtet. Das absolute nukleare Chaos war lebendig, böse und hungrig. Im Zentrum des Wirbelsturms lag eine schwarze Zone, die dunkler war als alles, was ich je gesehen hatte; es war eine Dunkelheit, wie sie nur jenseits von Zeit und Raum existieren kann. Und innerhalb dieser tosenden Leere von Antimaterie glühten zwei rote Augen so hell, als könnten sie Stahl zum Schmelzen bringen.

Kurzerhand nahm das Schattengebilde Specs in sich auf. Schluckte ihn einfach. *Oh Gott.*

Die Masse des Schattengebildes morphte ständig, erfand sich ständig neu. Doch wollte man räumliche Dimensionen nennen, würde ich sagen, dass diese Masse knapp vier Meter

hoch reichte und einen Durchmesser von knapp zwei Metern hatte.

Erst als diese Masse über Specs schwebte, wusste er glasklar, auf was er sich eingelassen hatte. Und schrie.

Vermutlich presste er das letzte bisschen Luft aus seinen Lungen, denn er schrie so, wie ich nie zuvor jemanden hatte schreien hören. Es war ein barbarisches, durchdringendes, hysterisches Brüllen, das von allen Wänden des Lagerhauses widerhallte.

Als Sean Specs zu Hilfe eilen wollte, hielt ich ihn davon ab. Specs war nicht mehr zu helfen. Und Sean wäre schlicht verdampft, hätte er sich diesem nuklearen Schmelzofen genähert.

Denn genau das widerfuhr Specs: Er wurde hineingesaugt und löste sich auf. Ich sah, wie er in dieser gottlosen Leere herumwirbelte, sich aufblähte und dann buchstäblich zu Teilchen zerfiel, die die Kernmasse sich einverleibte. Dieser subatomare Wirbelsturm

stahl jedem Atom die Energie, um sich damit anzureichern.

Doch irgendwann gab der Wirbelsturm Specs wieder frei und er fiel als schwärzlich-er, schwelender, Funken sprühender Brocken zu Boden.

Nach und nach ebbte das Summen ab, schien nur noch aus weiter Ferne zu kommen. Dann war eine mehrfach widerhallende Explosion zu hören, die mich an einen Überschallknall erinnerte. Es klang so, als wäre die Luft wieder in das Vakuum zurückgeflossen, das ein Flugzeug hinterlässt, wenn es mit Überschallgeschwindigkeit fliegt.

Das Spektakel war zu Ende.

Das Schattengebilde war verschwunden, und mit ihm Specs. Was von ihm noch übrig war, bestand aus einem schwelenden Brocken – einem Brocken, den das Schattengebilde zunächst mit elektrischer Energie aufgeladen, dann zu Teilchen zerlegt, auf molekularer Ebene neu zusammenmontiert

und zurück in diese Raumzeit geschleudert hatte.

Janie und Sean mussten mich praktisch tragen, als wir das Lagerhaus verließen. Lange Zeit sagten sie nichts, was ich ihnen nicht verübeln konnte. Schließlich hatte ich ihnen etwas gezeigt, das jedem geistig gesunden, mit Vernunft begabten Menschen erspart bleiben sollte.

Das Gesicht des Teufels.

16

Noch Wochen später lösten diese Ereignisse Albträume bei mir aus. Wieder und wieder sah ich, wie sich das Schattengebilde Specs einverleibte und seine Reste später ausspuckte. Wieder und wieder sah ich diesen schwärzlichen, schwelenden Brocken vor mir, zu dem Specs zusammengeschmolzen war. Dieser sehr loyale, sehr gutherzige Mensch war mein Freund gewesen. Und ich hatte ihn diesem verdammten Monster

überlassen. Wie um Himmels willen sollte ich das jemals vergessen können? Oder jemals lernen, mit diesem Wissen zu leben?

In einer Nacht, in der Sean allein wegging, um zu grübeln und sich dabei zu betrinken, schliefen Janie und ich zum ersten Mal miteinander. Sie war so viel jünger als ich, dass ich mir fast wie ein Kinderschänder vorkam, aber ich tat es trotzdem. Ich verlor mich in ihr und ihr warmer Körper an meinem war das Schönste, das ich je erlebt hatte. Zumindest machte ich mir das vor.

Eine wunderbare Welt, fürwahr. Menschenleere Städte, die Mutanten hervorgebracht hatten, Seuchen, Roter Regen, radioaktiver Niederschlag und ... das Schattengebilde. Ich wusste nicht, was es war, und weigerte mich, darüber zu spekulieren. Doch als ich es angesehen hatte, war ich mir sicher gewesen, dass es genau aus dem bestand, was das Universum ausmacht. Gewissermaßen stellte es die Essenz des

ursprünglichen kosmischen Schöpfungsaktes dar.

In jener Nacht kehrte Sean nicht nach Hause zurück. Janie und ich machten uns Sorgen, doch schließlich tauchte er gegen Mittag mit einem vollgetankten Geländewagen auf, zwei Männer im Schlepptau. Einer war groß und schlaksig, der andere klein, aber sehr muskulös. So hübsch Janie auch war, sie würdigten sie kaum eines Blickes, sondern starrten nur mich an. Und ich war mir sicher, so etwas wie Angst oder Ehrfurcht in ihren Augen zu lesen. Kurz fragte ich mich, was Sean ihnen erzählt haben mochte, verwarf es dann jedoch als unwichtig.

»Das hier sind Carl und Texas Slim«, teilte Sean mir mit. »Sie wollen auch nach Westen.«

»Herzlich willkommen«, sagte ich und fragte mich dabei, ob einer von ihnen eines

Tages würde brennen müssen, um uns
Übrige zu schützen.

Jetzt waren wir zu fünft.

ELKHART, INDIANA

1

Jetzt war ich mit dem Schattengebilde im Bunde.

Hatte ich vorher Zweifel daran gehegt, stand es nach Cleveland eindeutig fest.

Ich brachte ihm Opfer dar, wählte sie persönlich für ihn aus. Und das tat ich nicht nur, um meinen eigenen armseligen Arsch zu retten, sondern auch meine kleine Truppe. Wir sorgten für das Schattengebilde, und es sorgte für uns. Wir blieben gesund, waren im Unterschied zu den anderen Überlebenden nicht mit Geschwüren und Strahlungsverbrennungen geschlagen. Nie zogen wir uns Krankheiten zu, und auch unsere Gene spielten trotz des radioaktiven Niederschlags nicht verrückt.

Das Schattengebilde führte mich und wies mich stets in die richtige Richtung.

Die Belohnung dafür, dass ich es mit Leckerbissen fütterte, bestand darin, dass wir bei guter Gesundheit am Leben blieben, uns nachts in sicheren Unterkünften aufs Ohr hauen konnten und unsere Bäuche stets gefüllt waren. Nein, ich kann nicht sagen, wie das funktionierte. Nicht wirklich. Ich weiß nur, dass das Bündnis mit diesem Monster uns alle wie durch einen Zauber schützte.

2

Wir standen am Fluss herum und sahen zu, wie die Frau etwa eine halbe Stunde lang brannte. Der Gestank des verschmorenden Fleisches erhitzte unsere Gesichter. Später, als sie nur noch ein schwelendes Skelett war, starrten wir auf die Flammen, die immer noch aus ihrem Brustkorb und den Hohlräumen ihres Schädels schlugen. Es war morbide, faszinierte uns aber so, dass wir den Blick nicht von ihr wenden konnten – ähnlich wie Kinder im Bann eines Lagerfeuers.

Hat wohl irgendwas mit der mystischen Anziehungskraft des Feuers zu tun, das schon unsere Vorfahren, die Höhlenbewohner der Eiszeit, zu hypnotisieren vermochte.

Allerdings war der Gestank ekelhaft.

Man hätte doch meinen sollen, dass wir diesen Gestank nach all den brennenden Körpern, die wir gesehen oder sogar selbst in Brand gesetzt hatten, gar nicht mehr bemerken würden, so wie ein KZ-Wächter in Belzec ihn nicht mehr bemerkt hatte, wenn er die Öfen mit Leichen fütterte. Aber so war es nicht, wir alle litten darunter.

Noch tagelang sollten wir diese brennende Vogelscheuche vor Augen haben. Und uns an den Gestank erinnern – diesen Geruch nach versengtem Haar, verschmortem Fleisch und oxidierenden Knochen. Er verfolgte uns bis in die Träume hinein. Und wenn wir, in Angtschweiß gebadet, aufwachten, meinten wir, auf dem Kopfkissen neben uns einen verkohlten grinsenden Totenkopf zu sehen.

»Ich glaube, sie ist jetzt durchgebraten«, sagte Carl schließlich, brach sich einen winzigen Knochen aus dem brennenden Gerippe ab und entzündete seine Zigarette damit.

Texas Slim kicherte. »Ein bisschen Honigsoße, ein paar Kartoffeln und Bohnen, und wir können eine Grillparty veranstalten.«

Ich lachte, genau wie Sean. War ja auch komisch. Und noch komischer fand ich, wie der menschliche Verstand mit solchen Situationen umgeht. In der schlimmsten Lage sorgt irgendein psychischer Hebel oder eine Art Sicherheitsventil für die Stressabfuhr, setzt alles andere außer Kraft und bringt uns dazu, über die entsetzlichsten Dinge zu lachen. Vermutlich hat genau dieses Phänomen auch dazu geführt, dass sich Soldaten in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs menschliche Schädel wie Haustiere hielten und ihnen alberne Namen wie »Mr. Jingles« oder »Lippy« gaben. Wahrscheinlich ist es auch dafür verantwortlich, dass manche

Menschen auf Beerdigungen mit einem lauten Lachen herausplatzen.

»Das reicht«, sagte Janie und stellte sich auf die windabgewandte Seite, weit weg von der brennenden Frau. »Ich will das nicht hören.«

»Alles klar, Janie, wir haben ja nur Spaß gemacht.«

Aber Janie hatte für solchen Quatsch nichts übrig. Sie konnte nichts Komisches in den Toten sehen, die jetzt überall herumlagen. Die Städte waren zu Friedhöfen geworden und die Straßen mit Leichen und Leichenteilen übersät. Doch für Janie war ein Leichnam immer noch ein verstorbener Mensch, während er für uns andere nicht mehr zählte als irgendein Blattersack oder Pappkarton. Doch so war Janie nun mal. Voller Anteilnahme und Mitgefühl. Sie gehörte zu einer vom Aussterben bedrohten Art.

Es war fast zwei Monate her, dass wir Cleveland mit dem Geländewagen verlassen hatten, Carl und Texas Slim im Schlepptau. Und es waren zwei wirklich harte Monate gewesen: Wir hatten mit den Kriegsbeil-Clans gekämpft, waren vor den radioaktiven Staubstürmen in Deckung gegangen, hatten nach Fahrzeugen gesucht und uns Lebensmittel besorgt. Diese Tage hatten wir wie durch einen Nebel erlebt.

Und jetzt stand ich hier und starrte auf die Überreste eines weiteren Brandopfers, das wir dem Schattengebilde dargebracht hatten.

Janie stapfte davon.

Texas Slim und Sean beäugten mich vorsichtig, so wie Kumpels es tun, wenn die Freundin sauer auf einen ist. Ich schnorrte mir von Carl eine Fluppe, blieb verlegen stehen, rauchte und sah zu, wie der St. Joseph River vorbeirauschte.

»He, Nash«, sprach Sean mich an, »hab ich dir schon mal erzählt, wie ich meine Alte für einen Dollar verscherbelt hab?«

Texas Slim kicherte. »Das ist mal 'ne gute Geschichte.«

Ich sah Sean im Mondlicht grinsen, so breit, dass sein schiefes Gebiss mit den Zahnlücken zu sehen war.

»Wir waren damals in Sturgis, Mann, erinnerst du dich an das Motorradrennen? Na ja, und natürlich haben die Alte und ich uns mal wieder gefetzt, den ganzen Tag lang. Solche Scheiße lief bei uns ständig. Daher hab ich auch die Narbe an der Stirn. Wir waren in dieser ätzenden Hip-Hop-Kneipe, und da ist sie regelrecht aus den Latschen gekippt. Also hab ich angefangen, mit ihrer Schwester rumzumachen, die saß neben mir. Die Frau hat alles gefickt, das was zwischen den Beinen baumeln hatte. Während ich ihre Schwester mit einem Zungenfick verwöhne, kommt Trixie plötzlich zu sich, brüllt

irgendwas und knallt mir eine Bierflasche ins Gesicht. War 'ne richtig gemeine Schlampe, diese Trixie.« Er lachte. »Jedenfalls war das damals in Sturgis. Den ganzen Tag über hatten wir getrunken und Shit geraucht. Trixie und ich sitzen also an der Theke, kippen einen Wild Turkey nach dem anderen und gehen einander an die Gurgel, so wie immer. Und plötzlich sagt dieser riesige Kerl neben uns – kann sein, dass er zu den *Outlaws* oder zu den *Pagans* gehörte: He, wie viel willst du für deine Frau? Und ich darauf: Willst du dieses Dreckstück etwa kaufen? Und er: Klar doch, wie viel willst du? Einen Dollar, sage ich. Also gibt er mir den Dollar, schnappt sich Trixie, während sie mich anschreit – und das ist das Letzte, was ich von ihr sehe.«

»Und weiter? Was ist passiert?«, wollte Texas Slim wissen. »Hat der Kerl sie umgebracht?«

Sean zog an der Zigarette. »Quatsch, nichts dergleichen. Gegen drei Uhr morgens taucht sie wieder in unserer Absteige auf, völlig verdreckt und mit zerrissenen Klamotten, und ich sag: He, Babe, wie war's denn so? Da hat sie mich fast zusammengeschlagen. Am nächsten Tag spaziert dieser riesige Rocker zu mir herüber und sagt: Ich will meinen Dollar zurück. Und ich darauf: Sie war wohl echt mies, wie? Das findet er aber überhaupt nicht komisch. Sagt: Du Arschloch bräuchtest eigentlich 'ne Genehmigung dafür, solche Giftschlangen zu verkaufen.« Sean seufzte. »Tja, diese Trixie war schon 'ne irre Nummer. Das Letzte, was ich von ihr gehört hab, war, dass man sie wegen Drogenbesitz im Staatsknast von Utah eingebuchtet hat.«

Wieder lachten alle, bis auf Janie. Sie mochte solche Geschichten nicht. Natürlich war die Situation heute auch ganz anders als damals. Um zu überleben, musste man eng zusammenbleiben, konnte nicht einfach wie

in den früheren Zeiten mit den Jungs in irgendeiner Höhle versacken und die Zeit damit totschiagen, einander scharfe Geschichten zu erzählen und über Titten zu quatschen. Wenn du heute das Glück hattest, eine Frau zu haben, dann musstest du an ihrer Seite bleiben, und sie an deiner.

»Wir machen uns wohl besser auf den Weg, Nash«, meinte Carl. »Ich bin nicht gern im Dunkeln hier draußen.«

Wir schnallten die Rucksäcke auf, durchquerten Island Park mit gezückten Waffen und behielten dabei die dunklen Winkel im Auge, in denen sich sonst was verbergen konnte. Aber uns fiel nichts auf. Schließlich gelangten wir zum Jackson Boulevard, überquerten die Brücke und den Waterfall Drive und wählten die Abkürzung über die South Main. Wir brauchten dringend einen Ort zum Übernachten, denn wir waren alle todmüde. Normalerweise besorgten wir uns lange vor dem

Sonnenuntergang irgendein Nachtquartier, aber heute waren wir zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen.

»Überprüf mal ein paar Türen«, forderte ich Texas Slim auf. »Wir müssen uns hier irgendwo aufs Ohr hauen.«

Er tat es, aber alle Türen waren verschlossen. Natürlich hätten wir einfach irgendwo einbrechen können, aber der Lärm hätte zu viel Aufmerksamkeit erregt. Außerdem: Was hätte uns eine gewaltsam aufgebrochene Tür, die nur noch lose in den Angeln hing, überhaupt gebracht? Ich wollte ein Nachtquartier, das wenigstens ein bisschen Schutz vor dem bot, was da draußen im Dunkel lauerte.

»Schade, dass keiner von uns ein Flugzeug lenken kann«, bemerkte Sean. »Auf dem Flugplatz stehen jede Menge herum. Vielleicht sollte ich's mal ausprobieren, Nash.«

»Ach halt die Klappe«, fuhr Janie ihn an.

Der Vollmond strahlte sehr hell; in diesem Licht funkelte die Hauptstraße, die sich vor uns weit in die Ferne erstreckte, wie ein kosmisches Phänomen. Es herrschte Totenstille, und die ganze Umgebung wirkte surreal. All diese leer stehenden Häuser und Geschäfte auf jeder Straßenseite, all die am Randstein abgestellten Fahrzeuge. Hätten nicht überall Skelette in den Gossen gelegen, hätte ringsum nicht diese unheimliche Stille geherrscht, man hätte meinen können, es gäbe hier noch Leben. Ein Leben, in dem die Menschen immer noch in den eigenen Betten schliefen, kleine Kinder immer noch ihre Kinderträume träumten und sich alle für einen weiteren Lebenstag ausruhten.

Aber das war Vergangenheit.

Diese Gebäude waren nur Denkmäler eines Lebensstils, der jetzt verschwunden war. Die Hauptstraße sah aus, als hätte man ihr eine Glasglocke übergestülpt. Museal. Sorgfältig für die Nachwelt konserviert, doch längst tot.

Während wir die Straße entlanggingen – Carl für den Fall, dass Probleme auftauchten, mit gezückter Waffe ein Stück vor uns – entwickelte ich eine gewisse Gelassenheit. Natürlich war ich nicht gerade stolz auf das, was wir heute Abend getan hatten, aber wir atmeten noch, waren immer noch am Leben. Und wir würden auch weiterhin überleben, würden uns durch den kommenden Tag und den danach kämpfen.

Trotzdem beunruhigten mich die Fragen, wo wir uns in dieser Nacht verkriechen und wo zum Teufel wir morgen ein Fahrzeug besorgen sollten. Die meisten Wagen waren entweder kaputt, vielleicht auch ausgeschlachtet, oder sie hatten leere Batterien. Aber um nach Westen zu ziehen, brauchten wir unbedingt ein Fahrzeug.

»Diese Tür ist offen«, rief Texas schließlich. Er stand vor dem Eingang eines Tattoo ladens, der **FARBIG UND GEFÄHRlich** hieß. Aber wir waren ja nicht wählerisch.

»Mach schon, Carl«, sagte ich ungeduldig. Immer noch suchte Carl mit dem Lauf seiner AK-47 die Straßen ab und hielt nach irgendwelchen Gegnern Ausschau. Das tat er immer.

Nachdem wir im Gänsemarsch ins Haus gegangen waren, sperrte ich die Tür ab und ließ die Jalousie vor dem Fenster hinunter. Der Raum war eng, hatte aber wenigstens eine Hintertür, die zu einer Gasse führte. Im Notfall würden wir also schnell flüchten können. Wir rollten unsere Schlafsäcke aus. Während die Jungs rauchten, versuchte ich Janie dazu zu bringen, sich wieder normal zu verhalten. Doch nach dem, was im Park passiert war, wollte sie nicht mehr mit mir reden und zog sich völlig in sich selbst zurück. Was wir jener Frau angetan hatten und *wem* wir sie geopfert hatten, das hatte Janies Gefühle in jeder Hinsicht verletzt. Allerdings machte mir das nicht viel aus. Ich wusste nur, dass diese Sache erledigt war –

aus und vorbei. Wir hatten ein Opfer dargebracht und uns damit Sicherheit erkaufte. Zumindest für einen Mondzyklus. Bis es wieder Vollmond war.

Denn dann würde das Schattengebilde wieder mit leerem Bauch vor der Tür stehen und bei uns anklopfen.

3

Als Carl mich wachrüttelte, kam es mir so vor, als hätte ich mich gerade erst hingelegt. »Nash«, sagte er, »komm schon, Nash, wach auf, verdammt noch mal! Wir haben Probleme.«

»Probleme?«

»Ich glaub, da draußen ist jemand. Eigentlich bin ich mir sogar sicher.«

Ich stieg aus dem Schlafsack und blickte aus dem Fenster, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches entdecken. Die Straße war völlig leer – bis auf die vor sich hin rotenden Autowracks. Manche standen am

Randstein, andere auf dem Gehweg, einige waren auf der Straßenseite gegenüber direkt in die Schaufenster gekracht. »Sieht doch ganz friedlich aus«, meinte ich.

»Ich glaub, uns hat jemand verfolgt.«

Noch immer konnte ich nichts Auffälliges erkennen.

»Irgendjemand oder irgendetwas hat uns beschattet, das weiß ich einfach. Und jetzt lauert es da draußen.«

Carls Vorahnungen trafen nicht immer ins Schwarze, aber in gefährlichen Situationen verfügte er meistens über eine verdammt scharfe Wahrnehmung. Als ich die Straße beobachtete, sah ich zwar nichts Auffälliges, hatte aber das seltsame Gefühl, selbst unter Beobachtung zu stehen, sodass sich mir die Nackenhärchen aufstellten.

Jetzt kroch auch Sean aus seinem Schlafsack und streckte sich. »Wie zum Teufel soll ich schlafen, wenn ihr beide dauernd quasselt?«, motzte er.

»Jemand beobachtet uns«, gab Carl zurück.

»Das meinst du doch immer. Leg dich hin, verdammt noch mal. Steck dir einen Tampon ins Ohr und zieh dir ein bisschen Stoff rein, du Weichei.«

Fast hätte Carl ihm mit dem Gewehrkolben eins übergezogen – es wäre nicht das erste Mal gewesen –, aber ich ging wie immer dazwischen. Ständig stritt sich Carl mit Sean oder Texas. Man konnte ihn leicht auf die Palme bringen, und das wussten sie. Er verstand einfach keinen Spaß und war einer dieser Kerle, die eine Zielscheibe auf dem Rücken tragen.

Als ich erneut durchs Fenster spähte, meinte ich jemanden hinter einem Wagen abtauchen zu sehen. Aber vielleicht hatte ich mir das auch nur eingebildet. Meine Augen waren immer noch vom Schlaf verklebt. Der Mond über den Gebäuden war eindeutig

weiter über den Himmel gewandert, ich musste Stunden geschlafen haben.

Ich hatte meinen Kopf gerade vom Fenster weggezogen, als der erste Schuss fiel. Eine Kugel durchschlug die Scheibe und zischte an meiner Wange vorbei. Musste ein schweres Kaliber sein, denn sie riss nicht nur ein sauberes Loch ins Glas, sondern zerschmetterte es. Eine weitere Ladung drang gleich darauf durch die obere Glasscheibe der Tür. Sofort zückte Carl seine AK und feuerte mit der Automatik mehrmals eine Salve von drei Schüssen aufs Geratewohl Richtung Straße ab, was von mindestens drei Knarren beantwortet wurde. Das Türglas splitterte und die Wände hinter uns waren gleich darauf mit dunklen Einschusslöchern übersät.

Während Carl weiter auf die Angreifer schoss, rutschte ich auf Händen und Knien im Zimmer herum, bis ich alle um mich

gesammelt hatte. Wir rollten die Schlafsäcke zusammen und hasteten zur Hintertür.

Carl gab eine weitere Salve von drei Schüssen ab, um unsere Gegner davon abzuhalten, das Haus zu stürmen.

»Geht schon«, forderte Sean uns auf. »Ich werde die Indianer aufhalten und später wieder zu euch stoßen.«

Nie werde ich vergessen, wie er dort mit seinem Karabiner, einem Ruger Mini-14, stehen blieb, auf- und abtauchte und sich hin und her schlängelte, während Kugeln den Tatttooladen durchsiebten. Während er auf den Abzug drückte und die Gegner mit Sperfeuer belegte, forderte er uns immer wieder auf, endlich abzuhausen. Und ich werde auch niemals das schiefe, breite Grinsen vergessen, mit dem er zu mir hinübersah, kurz bevor eine Kugel ihn in den Kopf traf und sein Hirn in Brei verwandelte, der gegen die Wände spritzte.

Irgendjemand schrie. In Wirklichkeit waren es jedoch zwei, die losbrüllten: Janie vor Entsetzen und Carl vor rasender Wut. Ich war so schockiert, dass ich wie gelähmt war. Ich starrte nur zu Sean hinüber, der auf dem Fußboden zusammengeklappt war. Der obere Schädel war einfach ... weggeblasen. Seine Beine zuckten noch kurz, dann rührte er sich nicht mehr. Schließlich kroch ich zu ihm hinüber, entwand ihm den Karabiner, flüsterte ihm irgendwas zu – irgendwelche überschwänglichen, todtraurigen Worte – und folgte den anderen durch die Hintertür nach draußen. *Sean. Sie hatten Sean getötet, unseren verfluchten alten Sean. Oh mein Gott.*

Die Gasse entlang. Carl war schon losgerannt, doch Janie wollte auf mich warten, was Texas Slim nicht zuließ. Er hatte sie untergehakt und zog sie mit sich. Die gewundene Gasse mündete schließlich in die größere Straße ein. Als ich die anderen eingeholt

hatte, warf ich Carl Seans Karabiner zu, der eine viel größere Reichweite hatte als seine AK.

Plötzlich sprang einer unserer Gegner hinter einem Wagen hervor und feuerte auf uns. Zu weiteren Schüssen kam er allerdings nicht mehr: Carl, der jetzt Seans Karabiner einsetzte, erwischte ihn mit einem perfekten Bauchschuss, sodass er, vor Schmerz brüllend, auf die Straße sank.

Wir rannten los.

Und wurden verfolgt.

Ich sagte den anderen, sie sollten die Strecke vor uns auskundschaften; ich selbst wollte unsere Angreifer ein bisschen ablenken und meinen Freunden damit eine kleine Atempause verschaffen. Während die anderen drei weiterrannten, um sich zu verstecken, wartete ich ab. Die Stille war schier unerträglich. Ich hörte, wie der Wind an den Zweigen einer Espe rüttelte und in der Ferne ein Hund heulte. Sonst nichts. Es mochten

fünf Minuten vergangen sein, als ich hastige Schritte hörte. Sie rannten mir nach, waren nur noch einen Straßenblock von mir entfernt.

Ich zählte drei Männer, die sich gleich darauf hinter einen Wagen duckten. Sah einen Gewehrlauf im schwindenden Mondlicht funkeln. Also zückte ich meine .30-06 Savage und schoss. Zwar traf ich niemanden, aber meine Kugeln durchschlugen die Windschutzscheibe des Cadillac und verpassten den Männern zumindest einen Denkkzettel. Als sie die Schüsse erwiderten, feuerte ich noch einmal und rannte danach in geduckter Haltung den Gehweg entlang. Während weitere Kugeln ins Spiegelglas von Schaufenstern einschlugen, verschanzte ich mich hinter einem Kleintransporter. Wo mochten meine Freunde geblieben sein?

Ich wartete darauf, dass die Angreifer näher rückten, doch sie hatten es nicht eilig damit. Hin und wieder gaben sie einen

Schuss in meine Richtung ab, doch ich reagierte nicht darauf. Ich wollte sie aus der Reserve locken, und je länger ich mich still verhielt, desto eher würden sie nachsehen wollen, warum ich mich nicht rührte. Wäre ich schlau gewesen, hätte ich vielleicht aufheulen sollen, um ihnen vorzumachen, dass sie mich getroffen hatten. Aber so schlau war ich nicht. Außerdem wollte ich nicht, dass Janie und die beiden anderen mir zu Hilfe eilten und dabei in eine Falle gerieten.

Schritte näherten sich, leichte, wendige Schritte. Aber sie kamen aus der falschen Richtung, was entweder bedeutete, dass die Mistkerle mich umzingelt hatten, oder ...

»Nash«, sagte Carl, »zwei Blöcke weiter liegt ein Bahnhof. Ringsum ist das Gebiet völlig übersichtlich, offenes Gelände, ideal, um jemanden abzuknallen. Jeden, der sich nähert, können wir dort mühelos erwischen. Texas und Janie warten dort. Komm mit.«

Fast im selben Moment hörte ich Fahrzeuge starten. Es waren zwei, die gerade den Motor aufheulen ließen. Das sah schlecht für uns aus, denn wir konnten uns nur zu Fuß bewegen. Ich rannte Carl hinterher. Als ich schon dachte, mir würden die Lungen platzen, holten wir Janie und Texas Slim ein. Sie warteten hinter einem umgekippten Datsun. Ich folgte ihnen über die Tyler Street, durch Tore und auf den Parkplatz des Bahnhofs, der bis zum Ende der uns bekannten Welt ein Knotenpunkt der Amtrak-Linien gewesen war. Allerdings entdeckte ich auch Schilder kleinerer Eisenbahngesellschaften wie der Michigan Southern Railroad Company und der Conrail.

Carl hatte recht gehabt: Das Gelände war in jeder Richtung sehr übersichtlich, gut zu verteidigen, ideal dafür, jeden ungebetenen Besucher in die Schranken zu weisen. Niemand konnte sich uns ungesehen nähern.

Unserem Standort gegenüber lag das New York Central Museum und gleich dahinter befanden sich die Anlagen und Hauptverkehrsstrecken von Conrail. Diese Anlagen waren riesig und zogen sich endlos hin. Da draußen gab es nichts als verlassene Züge, die auf den Schienen vor sich hin rosteten. Und im Mondlicht konnte man meilenweit sehen – jedenfalls kam es mir so vor. Das einzige Problem bestand darin, dass sich das Gebäude über eine so große Fläche erstreckte. Zu viert konnten wir unmöglich alle Seiten abdecken.

Als ich Scheinwerfer in unsere Richtung kommen sah, war mir klar, dass wir eigentlich keine Wahl hatten. Aber der Horizont färbte sich bereits blau, in weniger als einer Stunde würde die Sonne aufgehen, was uns nur nützen konnte.

Das Gebäude stand offen und nachdem wir drinnen waren, verriegelten und verbarrikadierten wir den Eingang. Carl überprüfte

alle anderen Türen, sicherte sie, und danach verzogen wir uns sofort nach oben in die Büros. Von den Fenstern aus würden wir ein so leichtes Spiel haben wie bei einer Entenjagd.

Wir sahen, wie ein Pick-up und ein Ford Bronco auf den Parkplatz fuhren. Aus dem Kleintransporter stiegen zwei, aus dem Ford drei Männer aus. Alle sahen eigentlich ganz normal aus. Ich wusste nicht, was sie von uns wollten, und würde es wohl auch niemals erfahren. Vielleicht war das nur ein bunt zusammengewürfelter Haufen, der Überrest einer früheren Miliz, der auf den Straßen auf Jagd ging. Möglich, dass sie es auf unsere Waffen abgesehen hatten oder auf Janie.

Als sie aus den Wagen stiegen, färbte die Sonne den östlichen Himmel bereits rot. Sie quatschten miteinander und wirkten ziemlich locker, also wussten sie nicht, dass wir hier waren. Vielleicht ahnten sie es, aber

sicher waren sie sich keineswegs. Es wäre mir wirklich am liebsten gewesen, wenn sie einfach wieder verschwunden wären. Natürlich hätte ich mich gern an ihnen gerächt, weil sie Sean umgebracht hatten, aber ich war durchaus bereit, sie ziehen zu lassen, weil ich keinen aus unserem Trupp irgendeiner Gefahr aussetzen wollte. Und Carl hatte ja schon einen von denen getötet.

Aber sie fächerten sich auf und schwärmten aus.

»Scheiße«, flüsterte ich vor mich hin.

Wir hatten die Fenster schon aufgerissen. Ich zückte meine Savage, nahm einen Kerl mit Cowboyhut ins Visier, drückte auf den Abzug und legte ihn um. Carl feuerte nur einen Sekundenbruchteil später und erledigte einen anderen mit einem Kopfschuss. Einen weiteren erwischte ich am Bein.

Die beiden Toten blieben im eigenen Blut auf dem Parkplatz liegen, während der

Dritte, den ich ins Bein getroffen hatte, laut brüllte. Die übrigen Angreifer hatten sich hinter den Pick-up zurückgezogen und feuerten ein paar Magazine in unsere Richtung ab.

»Jetzt haben wir sie, Nash«, meinte Carl. »Sobald die Sonne aufgeht, geben wir denen den Rest.«

Ich nickte. »Erst wieder schießen, wenn's hell ist. Es sei denn, sie verlagern ihren Standort. Und das werden sie wohl bald müssen.«

Nach und nach wich die Dunkelheit einem Indigoblau, dann einem helleren Blau. In rund 15 Minuten würde es ganz hell sein. Die Vorstellung, den ganzen Tag lang Katz und Maus mit diesen Arschlöchern zu spielen, gefiel mir ganz und gar nicht, deshalb ging ich zu Carl hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Mein Vorschlag gefiel ihm. Hinter mir stand Janie und wartete ab, was wir als Nächstes tun würden. Texas Slim war

draußen auf dem Gang und hielt das Treppenhaus im Blick.

In den folgenden Minuten versuchten die Mistkerle da unten zweimal, es in ihre geparkten Wagen zu schaffen, und zweimal verfehlten Carls Kugeln sie nur um wenige Zentimeter. Sie saßen tatsächlich in der Falle. Noch immer versteckten sie sich hinter der Ladefläche des Pick-up. Der Ford Bronco stand ein bisschen weiter weg und sie wagten es nicht hinüberzustürmen. Was gut war, denn ich hatte bereits ein Auge auf den Wagen geworfen und wollte ihn für uns – egal, ob ich dafür jeden einzelnen von den Kerlen würde umlegen müssen.

Carl steckte sich eine Zigarette an und blies ein wenig Rauch aus. »Nash?«, fragte er.

»Alles klar, leg los.«

Janie sah mich an, doch ich verriet ihr nichts. Carl, die brennende Zigarette zwischen die Zähne geklemmt, nahm den Pick-up ins Visier und feuerte mehrere Salven ab,

wobei er abwechselnd in rascher Folge die Sicherung und den Abzug des Karabiners bediente. Mehrere Kugeln durchschlugen die Windschutzscheibe des Pick-up, andere das Rad an der Fahrerseite. Jetzt hatten wir die Mistkerle festgenagelt. Zwei weitere Schüsse trafen die Fahrerkabine. Und danach folgte der Todesstoß: Carl lehnte sich aus dem Fenster, zielte auf den Treibstofftank und drückte ab. Ins Schwarze getroffen! Sofort schoss Benzin aus dem Tank und bildete Pfützen unter dem Pick-up, was selbst diesen Idioten nicht entging. Sie brüllten laut.

Als Carl den Tank erneut beschoss, explodierte er mit lautem Widerhall, und die Benzinpfützen loderten auf. Das trieb die drei Überlebenden hinter dem Wagen hervor. Bei einem hatte die Kleidung Feuer gefangen, und er versuchte, heftig um sich schlagend, die Flammen mit den Händen zu ersticken. Um sich ballernd bemühten sie sich, es bis zum Ford Bronco zu schaffen, der etwa sechs

Meter entfernt stand. Also zielte ich auf den, dem ich vorher ins Bein geschossen hatte, und traf ihn in die Seite. Als er zu Boden ging, schrie er so entsetzlich, als würde er bei lebendigem Leib geröstet.

Der Rauch, der von dem brennenden Pickup aufstieg, war so dicht, dass er die anderen vor uns abschirmte – und uns vor ihnen. Gleich würden die beiden Überlebenden den Ford Bronco erreicht haben, deshalb gab ich zwei, drei Schüsse in ihre Richtung ab. Allerdings war mir klar, dass zumindest einer es bis dorthin schaffen würde. Und das wäre sicher auch geschehen, wäre in diesem Moment nicht etwas anderes passiert.

4

Carl stellte das Schießen ein und zog sich vom Fenster zurück. »Hört ihr das?«, fragte er. »Sie kommen ...«

»Und dieser Gestank!«, sagte Janie.

Ich hatte keine Ahnung, von was die beiden redeten. Ich roch das, was von draußen kam – brennendes Benzin, versengtes Metall, geschmolzenes Gummi und verschmorten Kunststoff –, und im Zimmer verbrannten Kordit. Und meine Ohren klingelten noch von der Schießerei. Aber ein neues Geräusch oder ein neuer Geruch war mir bis jetzt nicht aufgefallen.

Doch schließlich hörte und roch auch ich es: ein ständig ansteigendes Dröhnen, das aus sämtlichen Richtungen zu kommen schien, und ein süßlicher, Übelkeit erregender Gestank, so als karamellisierte Zucker in einer Pfanne. Bald darauf ging das Dröhnen in ein hohes Sirren über, und der Gestank ... wirklich zum Kotzen. Absolut überwältigend, so als säße man mit dem Kopf in einem vor Honig triefenden Bienenstock fest.

»Macht die Fenster zu, verdammt nochmal!«, rief ich, was gar nicht nötig gewesen wäre, denn Carl und Janie waren schon

dabei, und ich half ihnen gleich darauf. Natürlich waren wir dabei gut sichtbar und setzten uns dem Geschützfeuer von unten aus, aber das war uns im Augenblick scheißegal, denn wir wussten, was auf uns zukam und passieren würde, wenn wir die verdammt Fenster nicht schnell genug schlossen.

»Die sind unten im Foyer!«, rief Texas Slim, hastete ins Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Endlich waren alle Fenster zu, und das war unser Glück, denn soeben landete etwas draußen auf der Scheibe. Ein Insekt, etwa 15 Zentimeter lang, segmentiert und so kreidebleich wie eine Termitenlarve. Aus dem Brustkorb ragten winzige Stacheln. Es sah aus wie irgendeine verrückte Mutation, eine Kreuzung aus Wespe, Fliege und Stechmücke. Die breiten, durchsichtigen Flügel waren violett eingefärbt und wiesen ein filigranes dunkles Muster auf, sodass es so

aussah, als wären sie von winzigen Adern durchzogen. Die hervorstehenden rötlichen Augen waren so groß wie Murmeln, und ich würde heute noch schwören, dass diese Augen uns gierig ansahen.

Als Carl gegen die Scheibe klopfte, landeten dort drei weitere Insekten, gefolgt von einem fünften, sechsten und siebten Artgenossen. Sie wussten, dass wir uns hinter der Scheibe befanden und wollten zu uns hinein. Mit sirrenden Flügeln krochen sie über das Glas, wobei jedes Exemplar zur Sondierung einen dicken Saugrüssel ausfuhr. Dieser Saugrüssel war das Obszönste an ihnen: Er war gummiartig, pulsierte, und die Spitze stülpte sich so vor wie ein feuchter rosafarbener Mund. Als diese »Münder« an der Scheibe saugten, sich aufblähten und wieder zusammenzogen, sah es so aus, als würden sie das Glas küssen.

Instinktiv graut es uns vor Insekten, insbesondere vor großen, und dieses Grauen

kann sich zu panischer Angst entwickeln, wenn sie – so wie dieser Schwarm es tat – über uns herfallen.

Ich weiß nicht, was das für Kreaturen waren, das konnte damals niemand genau sagen. Jedenfalls waren es Ungeheuer, die aus der mit Radioaktivität gesättigten Asche aufgestiegen waren. Die radioaktive Strahlung hatte deren Gene so verändert, dass sie sich den Jagdgründen dieser neuen, aus den Fugen geratenen Welt perfekt anpassen konnten. Wir nannten sie *Blut-sauger*, und diese Bezeichnung erfüllte ihren Zweck, denn genau das waren sie. Laut sum-mend schwirrten sie in dichten Wolken herum und stürzten sich auf alles, das rotes Blut in sich hatte, um es vollständig auszusaugen.

Ich hatte das schon gesehen, es war wirklich grausig.

Als Carl erneut gegen die Scheibe klopfte, hatte ich ein mulmiges Gefühl im Magen, denn ich befürchtete, sie könne zerspringen,

aber das tat sie nicht, und die Insekten flogen davon. Auf dem Parkplatz unter uns hatten sich Hunderte von ihnen wie Eintagsfliegen zu einem riesigen summenden Schwarm versammelt, der auf- und abstieg. Manche schossen kurz aus der Masse heraus und wieder zurück oder vollführten Tänze umeinander.

Trotz des lauten Summens konnte ich unsere Gegner unten schreien hören, so entsetzlich, dass ich es wohl nie vergessen werde. Sie waren mit Blutsaugern übersät, buchstäblich von ihnen eingehüllt. Während sie sich auf dem Boden wanden, zerquetschten sie mit ihren Körpern Insekten, doch ständig strömten neue nach, um sich an ihnen zu laben. Diese vorgestülpten Lippen – ich weiß nicht, wie ich sie sonst nennen sollte – an den Enden der Saugrüssel hafteten an den Männern und saugten ihnen das Blut so laut aus, dass ich das Schmatzen hören konnte.

Es klang so, als schlürfte ein Kind Pudding durch einen Strohhalm.

Janie, die heftig zitterte, zog sich vom Fenster zurück, legte die Arme um sich und hielt sich schließlich die Hände über die Ohren. Sie weinte und hatte den Mund so geöffnet, als wollte sie schreien, aber es drang nur ein ersticktes Wimmern heraus.

Auch Texas zitterte. Beide hatten furchtbare Angst vor Insekten, und der Schwarm da unten verzehnfachte diese Angst noch. Texas nahm Janie in die Arme und sie hielt sich an ihm fest. Vielleicht hätte ich versuchen sollen, sie mit gelassenen Worten zu beruhigen, aber mir lief selbst ein Schauer des Entsetzens über den Rücken.

Auch Carl ging es nicht gerade gut, obwohl ihn normalerweise nichts und niemand einschüchtern konnte. Über sein Gesicht rannen Schweißperlen und ich hätte wetten können, dass sie eiskalt waren, genau wie die auf meiner Stirn.

Auf dem Parkplatz ging das Festmahl weiter. Mittlerweile hatte der Schwarm die Körper der beiden Toten entdeckt und sich darüber hergemacht. Der Treibstoff des Lastwagens war zwar längst verbrannt, doch er schwelte immer noch, stieß aber nicht genügend Rauch aus, um die Insekten zu vertreiben.

Während sich die Adern und Kapillaren der Blutsauger mit geraubtem Blut füllten, blähten sich ihre Körper auf und nahmen ein helles, kräftiges Rot an – genau wie das Hinterteil einer weiblichen Stechmücke, nachdem sie sich an einem menschlichen Arm bedient hat. Bei manchen Blutsaugern hatte das Blut den Körper so aufgetrieben, dass sie kaum noch vom Boden abheben konnten. Mit dem vorgewölbten, grellroten Brustkorb boten sie einen überaus bizarren Anblick – den von scharlachrot funkelnden kleinen Bällen mit Flügeln. Einige, zu aufgedunsen zum Fliegen, krabbelten träge

über den Boden und schleiften dabei die Flügel hinter sich her. Ihre Gefährten sprangen ihnen bei, indem sie auf ihnen landeten und mit ihren Rüsseln das überschüssige Blut absaugten.

Als weitere Insekten am Fenster landeten und Carl sie mit einem Klopfen wegschrecken wollte, hinderte ich ihn daran, denn falls die Glasscheibe zerbarst, würden wir sterben. Es war zwar Sicherheitsglas, und Sicherheitsglas bricht nicht so einfach, wie es in Filmen dargestellt wird. Aber um den Insekten Zugang zu verschaffen, reichte es schon, wenn eines der Fenster einen kleinen Sprung abbekam. Falls es vollständig zersplitterte, würden wir ausgesaugt sein, noch ehe wir die Tür erreichten.

Doch zu diesem Zeitpunkt konnten wir ohnehin nicht mehr aus dem Raum flüchten: Ich konnte hören, wie die Insekten gegen die Tür prallten, an ihr schabten und mit den Saugrüsseln das Holz abtasteten.

Vom Fenster aus sah ich, dass die Blut-sauger unten auf dem Parkplatz inzwischen von unseren Gegnern abgelassen hatten, nachdem sie ihnen jeden Tropfen Blut abgepresst hatten. Leichenblass lagen sie wie ausgetrocknete Spinnen auf dem Pflaster. Ihre Körper waren seltsam verdreht, die Arme und Beine angezogen, die Gesichter so zusammengeschrumpft, als wären sie uralte Mumien.

»Wieso verschwinden die nicht?«, fragte Janie. »Was zum Teufel wollen die?«

»Sie wollen uns«, flüsterte Carl.

Natürlich hatte er damit bei Janie nur noch Öl ins Feuer gegossen. Es war so, als sagte man einem Menschen mit Schlangenphobie, dass die Schlange in seinem Garten nicht eher verschwinden wird, bis sie sein Bein erwischt und zugebissen hat. Aber Einfühlungsvermögen hatte man Carl noch nie nachgesagt.

Der Lärm an der Tür – das Summen, Pochen, Schaben und Saugen – schwoll so laut an, dass ich erneut eine Gänsehaut bekam. Ich sah aus dem Fenster: Mittlerweile hatten die Insekten den Pick-up und den Bronco vollständig eingehüllt und bildeten auch auf dem Boden eine so dicke Schicht, dass man das Pflaster nicht mehr erkennen konnte. Und ständig ließen sich immer mehr von ihnen vor unseren Fenstern nieder.

Wie berauscht und aufgebläht von dem Blut schwirrten sie in verrückten Kreisen umher, stießen mit anderen zusammen und schlugen auf dem Boden auf. Plötzlich prallte ein Insekt mit solcher Wucht gegen die Fensterscheibe, dass das Glas vibrierte. Ich fuhr zurück. Das Insekt hatte so viel Blut getankt, dass es beim Aufschlag wie ein mit Wasser gefüllter Ballon explodiert war. Blut, Gewebefetzen und einige Gliedmaßen hinterließen eine grelle rote Spur auf dem Glas.

Das verspritzte Blut brachte den Schwarm zur Raserei: Unverzüglich pressten sich Dutzende von Insekten an die Scheibe, um es aufzuschlecken, sodass das Summen vor den Fenstern bald lauter war als das vor der Tür. Immer mehr Blutsauger stießen hinzu, legten sich übereinander und über die Scheibe, bis kein Licht mehr nach innen drang und es im Zimmer dunkel wurde.

Carl fand zwei Kerzen in seinem Rucksack und zündete sie an, während Texas Slim seine Grubenlampe herausholte und anschaltete.

»Wir müssen das einfach aussitzen«, meinte Carl verblüffend ruhig. »Wenn die merken, dass hier nichts mehr zu holen ist, werden sie weiterziehen. Das tun sie immer.«

Das klang plausibel. Und als der Anführer unserer kleinen Gruppe hätte ich wohl etwas darauf erwidern sollen, aber mein Mund war

so trocken, dass ich kaum noch etwas herausbrachte.

Carl ging zur Tür hinüber, untersuchte sie im Schein seiner Taschenlampe und steckte sich eine Zigarette an. »Schade, dass wir keinen Rauch hinauslassen können, Nash, denn das würde sie vertreiben.«

»Geh sofort von der Tür weg!«, befahl ihm Janie.

»Wollte mich nur davon überzeugen, dass sie noch hält.«

Texas Slim kicherte. »Und? Hält sie noch?«

»Scheint so.«

»Das sind ja gute Neuigkeiten, Carl«, frotzelte Texas. »Gibt mir das Gefühl, hier so geborgen zu sein wie in Mutters Schoß.«

»Leck mich doch am Arsch, du Assi.«

»Das reicht«, fuhr ich dazwischen. »Hört auf, euch herumzustreiten, okay?«

Texas, der auf dem Sofa an der Wand saß, hielt immer noch Janie in den Armen, was er

eindeutig genoss. »Na, du weißt doch, dass es nicht an mir liegt, Nash, sondern an Carl. Er hackt einfach gern auf Leuten herum, und je mehr man auf Leuten herumhackt, desto eher fließt Blut.«

»Sag bloß nichts mehr von Blut«, warf Janie ein.

»Ja, Liebling«, flötete Texas. »Ich tu doch alles, was du willst, mein Täubchen. Bin da, um dich zu trösten.«

»Und pass auf deine Hände auf! Meine Tit-ten brauchen keinen Trost und mein Arsch auch nicht!«

Das brachte uns alle kurz zum Lachen.

Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Diesmal hörte ich es als Erster: ein Schaben, das von Sekunde zu Sekunde penetranter wurde und eindeutig aus diesem Zimmer kam. Aber woher? Ich sah zum Sofa hinüber. Zum Schreibtisch. Zu den Ledersesseln. Zur Heizung. Zu der längst verwelkten Topfpflanze. Zur Einbautoilette, die durch eine –

jetzt geschlossene – Tür vom Hauptraum abgetrennt war. Zu den Stühlen vor dem Schreibtisch.

»Das gefällt mir gar nicht«, meinte Texas Slim.

Carl und ich begannen den Raum mit unseren Taschenlampen abzusuchen. Anfangs dachten wir, das Geräusch käme aus den Wänden, aber das war ein Irrtum. Als ich um den Schreibtisch herumging, fiel mein Licht schließlich auf den Lüftungsschlitz am Boden: Zwei hervorquellende rote Augen starrten mich an.

Während ich aufkreischte und stolpernd zurückfuhr, stieg ein Blutsauger aus dem Luftschacht empor und begann – so träge wie eine Motte eine Straßenlampe umkreist – das Zimmer zu umrunden. Er hatte keine Eile.

Sofort reagierten wir alle: Texas und Janie schrien auf und duckten sich, Carl zückte seinen Karabiner und ich versuchte, dem

Monster mit dem Papierkorb zu Leibe zu rücken. Im Schein der Kerzen und der Grubenlampe warf es einen riesigen Schatten an die Wand, der nur aus Beinen zu bestehen schien. Sein Flug erinnerte mich an die Wespen, die man früher in Zeitlupe in einem dieser Naturfilme auf dem Discovery Channel hatte beobachten können. Mit gekrümmtem Rücken und baumelnden Beinen ließ es sich einfach durchs Zimmer treiben.

Schließlich stürmte Carl vor, schwang seinen Karabiner wie eine Keule, schlug zu – und traf: Der Blutsauger prallte von der Wand ab, rutschte über den Schreibtisch und landete sieben oder acht Zentimeter vor meinem Stiefel auf dem Fußboden. Instinktiv zerstampfte ich ihn, hätte es aber fast bereut, da das Zersplittern des Insektenpanzers wirklich ekelhaft klang. Bevor ich das Insekt zu Brei zerquetschte, trillerte es wie in Todesqualen auf.

»Oh Gott!«, stöhnte Janie, denn der Gestank von glühend heißem Honig wurde immer stärker, und er stammte nicht von dem zerquetschten Einzelgänger. Und jetzt war auch wieder das Schaben zu hören, diesmal noch lauter als zuvor. Die Biester stiegen durch den Luftschacht nach oben.

Zwei davon sah ich gleich darauf herumfliegen und von der Zimmerdecke abprallen. Ein weiteres Insekt ließ sich auf dem Lampenschirm nieder. Carl fluchte, zückte sein Gewehr, feuerte und traf es so, dass gleich darauf zwei Hälften des Monstrums über den Fußboden glitten und schließlich liegen blieben.

»Nicht mehr schießen!« Ich blickte zu der dunklen, atmenden Masse hinüber, mit der die Fenster übersät waren. »Wenn die Fenster zerspringen, sind wir am Arsch!«

Texas und Janie klammerten sich noch fester als zuvor aneinander. In einer Hand hielt Texas ein Kissen und schlug damit wild

um sich. Es war die lächerlichste, unmännlichste Verteidigungswaffe, die ich je gesehen hatte.

Währenddessen versuchte Carl, weitere Insekten zu verscheuchen, die orientierungslos Spiralen drehten und gegen die Wände prallten. Eines davon fegte im Flug eine kleine Vase vom Schreibtisch, sodass sie auf dem Boden zerschellte. Während Carl ein weiteres Exemplar erwischte und mit dem Stiefel zertrat, traf ich eines so mit dem Papierkorb, dass es kopfüber nach unten stürzte. Sein Flügel war beschädigt, nur war es zu dämlich, es zu merken, und sauste wie ein sumrender Propeller im Kreis auf dem Boden herum, bis ich es endgültig erledigte.

Doch inzwischen war die Nachhut angerückt.

Ein neuer Blutsauger flog direkt auf Janie zu, doch es gelang ihr, ihn in die Flucht zu schlagen, und ich zerstampfte ihn mit dem Stiefel. Texas erwischte einen weiteren mit

dem Kissen. Zugleich griffen zwei andere Carl an. Als er sie wegscheuchen wollte, heftete sich einer an seine Faust, der zweite an seinen Arm. Zwar gelang es Carl, mit der Faust gegen die Wand zu schlagen und den einen dabei zu zerquetschen, doch der zweite fuhr seinen Saugrüssel aus und stach ihm so schmerzhaft in den Arm, dass Carl laut aufschrie. Ich sprang ihm bei, stülpte meine Hand über den glitschigen, heftig pulsierenden Insektenkörper und drückte mit aller Kraft zu, sodass die Flügel wie trockenes Zellophan knackten, der Panzer wie eine Eierschale aufbrach und brauner Schleim zwischen meinen Fingern hindurchsickerte. In einem Anflug von Übelkeit lockerte ich meinen Griff, ohne dass sich das Biest von Carls Arm löste, denn sein Saugrüssel, der wie ein Gummiband gedehnt war, steckte immer noch tief darin. Doch irgendwann gaben die vorgestülpten Lippen nach, ließen mit lautem Schmatzen vom Arm ab, und

Carls Blut spritzte in hohem Bogen auf meine Wange.

Während ich den Schmarotzer auf dem Boden zertrat, sah ich, dass Texas und Janie aufgesprungen waren und die Biester verzweifelt abwehrten. »Macht den Luftschlitz zu, verdammt noch mal!«, rief Texas zu uns herüber.

Genau das hatte ich vor, aber Carl war schneller. Da er nicht mehr riskieren konnte, seine Schusswaffe einzusetzen, hatte er sich eine Dose Silikonspray vom Wandregal geholt – die Art, die man zum Schmieren von Maschinenteilen oder zum Aufpolieren von Lederpolstern benutzt. Er kauerte sich vor den Lüftungsschlitz, drückte auf die Düse der Spraydose und hielt sein Feuerzeug an den Strahl. Sofort schoss eine mindestens 30 Zentimeter lange pilzförmige Flamme auf, die er an den Schlitz hielt. Einer der Blutsauger, der gerade herauskrabbeln wollte, verschmorte mit schrillum Zirpen, und Carl

erwischte auch die nachfolgenden und trieb die anderen den Schacht hinunter. Als der Rost über dem Lüftungsschlitz glühend heiß war, zerrte er einen der Aktenschränke hinüber und versperrte ihn damit.

Weitere Insekten töteten wir, indem wir sie mit Händen oder Füßen zerquetschten, bis nur noch etwa ein Dutzend übrig waren. Ein Blutsauger verfang sich in Janies Haar, und Texas hätte sie fast k. o. geschlagen, als er ihn herunterfegte. Einer heftete sich so an meinen Nacken, dass ich aufschrie, denn ich konnte ihn nicht wegzerren und spürte, wie sich seine gummiartigen, pulsierenden Lippen erst glühend heiß an mein Fleisch pressten und dann wie mit eiskalter Nadel zustachen.

Schließlich warf Carl sich auf mich und zog das Biest von meinem Hals weg. Als es zerquetscht liegen blieb, musterte ich das lange, nadelähnliche Gebilde, das ihm aus den vorgestülpten Lippen hing. Es war so dünn

wie Draht und diente vermutlich dazu, Venen und Arterien anzustechen.

Es war eine wirklich grauenvolle Schlacht, die wir auszufechten hatten, und am Ende waren wir über und über mit den Eingeweiden und dem Blut der Insekten besudelt. Aber wir gingen als Sieger daraus hervor. Schließlich blieben wir schwer atmend stehen, unter unseren Füßen Dutzende zermalmter Insekten.

Carl zündete sich eine Zigarette an. »Verdammt Scheiße, auf diese Weise Krieg zu führen«, meinte er.

Janie lachte schallend, allerdings klang es schrill und fast hysterisch. Ich konnte ihre Stimmung gut nachvollziehen, denn mir ging es ähnlich wie ihr. Als ich sie an mich zog, überwältigte mich der süßliche Gestank von Honigbienen, sodass sich mir der Magen umdrehte.

Während Texas tote Blutsauger in einer Ecke zusammenscharfte, gaben wir anderen

einfach unserer Erschöpfung nach. Carl hatte seine Zigarette gerade zu Ende geraucht, als wir ein Knacken hörten.

Dann ein Klirren.

Genau in diesem Moment implodierte das Fenster.

5

Das Glas war noch nicht mal herausgesprungen, als wir alle in Bewegung gerieten. Wahrscheinlich waren wir so mit Adrenalin vollgepumpt, dass wir sofort reagieren konnten. Im Nachhinein beeindruckt es mich, dass wir unverzüglich als geschlossene Einheit handelten: schnell, aufeinander eingespielt, ohne Fragen zu stellen.

Texas zerrte die Tür zum Wandschrank auf und wir schlüpfen einer nach dem anderen hinein. Zusammen mit vier oder fünf Insekten. Doch das war in Anbetracht dessen, dass gerade Hunderte davon ins Zimmer hineingefegt worden waren, nicht besonders

schlimm. Ich war der Letzte, der im Schrank verschwand, und schob Janie vor mir her. Als ich die Tür zuknallte, sah ich, wie sich der Raum vom Boden bis zur Decke mit Blutsaugern füllte.

Wie von einem Herbstwind hereingewehte Blätter drangen sie durch das zersprungene Fenster – ein laut summender Ansturm von Blutsaugern, der sich in einer einzigen brodelnden Masse von Flügeln, Rümpfen und hervorquellenden roten Augen entlud. Sofort schwärmten die Insekten aus und überschwemmten den Raum. Genau das sah ich in dem Moment, bevor ich die Schranktür zuzog – dabei zerquetschte ich drei oder vier Eindringlinge.

In dem engen Schrank, umzingelt von angriffslustig summenden Insekten, war unsere Lage mehr als brenzlich. Dieser Schrank war auch nicht groß und *begehrbar*, sondern nur ein ganz normaler Garderobenschrank, in den man seine Jacken und Mäntel hängen

konnte. Etwa ein Meter tief und eineinhalb Meter breit. Und wir alle hatten unsere Waffen dabei! Es war wirklich so eng wie in einer Sardinienbüchse. Außerdem teilten wir uns den Raum auch noch mit vier oder fünf Blutsaugern. Und selbstverständlich war es in unserem Unterschlupf stockdunkel.

Nur von der Grubenlampe und den Kerzen im Zimmer drang schwacher Lichtschein durch einen Spalt unten an der Schranktür, der anderthalb Zentimeter breit sein mochte. Während wir nach den Blutsaugern schlugen, kreischten und brüllten wir laut. Als sich einer davon an Janies Kehle heftete, rastete sie völlig aus. Carl war derjenige, der sie schließlich von ihm befreite.

Es dauerte eine Weile, bis wir alle Angreifer im Schrank erwischt hatten und sie tot vor unseren Füßen lagen. Wir waren danach nicht nur fix und fertig, sondern hatten bei der wilden Jagd auch Verletzungen abbekommen: Janie hatte mir mit ihren

Fingernägeln das Gesicht zerkratzt. Ich hatte Texas und Carl aus versehen mit der Faust getroffen. Später war Janie mir auf die Zehen getreten und hatte mich in den Bauch geboxt, während Carl mir einen Rippenstoß mit dem Ellbogen versetzt hatte. Texas klagte, jemand habe mit seinem Knie seine Eier erwischt, Carl jammerte über Aufschürfungen am linken Schienbein.

Hätte uns jemand mit versteckter Kamera in diesem Schrank gefilmt, hätte er sich sicher vor Lachen ausgeschüttet: Vier Erwachsene auf engstem Raum, die wie wahnsinnig aufeinander eindroschen, während sie versuchten, Insekten zu erschlagen. Das Ganze erinnerte mich an eine Fernsehfolge, in der die Komikertruppe »The Three Stooges« in einer Telefonzelle festsitzt.

Jedenfalls war es klassischer Slapstick-Klamauk. Natürlich gab es wegen der Kleiderstange keinen Platz, sich aufrecht hinzustellen. Die gebückte Haltung machte

uns schwer zu schaffen, besonders als uns klar wurde, dass es noch Stunden dauern konnte, bis es dem Schwarm langweilig wurde und er abzog. Er summt laut vor der Schranktür, während wir da drinnen wie in einer Honigwabe festklebten.

»Wessen Hand ist das da an meinem Arsch?«, fragte Janie. »Sei so gut und nimm sie da weg, ja?«

»Und wo soll ich sie hintun?«, wollte Texas Slim wissen. »Ich versuch ja nur, jeden verfügbaren Raum im Sinne der Gruppe zu nutzen, Liebling.«

»Lass diesen Raum gefälligst in Ruhe!«

»Ist wirklich das Letzte vom Letzten«, meinte Carl. »Wenn wir hier rauskommen, sind wir alle so platt und erhitzt wie frisch gebackene Flundern.«

Texas lachte. »Na ja, du wärst als gebackene Flunder sicher genauso ungenießbar wie sonst auch, Carl.«

»Ach ja? Fick dich doch selbst!«

Carl rückte noch weiter von Texas ab, schob sich gegen mich und drückte Janie und mich dabei gegen die Wand. Doch Texas rempelte ihn an, und bald darauf hatten sie sich wieder in den Haaren, was wir jetzt als Letztes gebrauchen konnten. Ich drängte Carl zurück, wobei Janie mich mit dem Ellbogen anstieß, wollte Texas von Carl weg-schieben, wobei ich Janies Kopf erwischte und sie mir in Gegenwehr einen Fußtritt versetzte. Schließlich sagte Carl, wir seien alle verdammte Deppen, warf seinen Kopf zurück und brach mir dabei fast die Nase.

»Es reicht!«, brüllte ich irgendwann.
»Lasst diese Scheiße!«

Alle beruhigten sich daraufhin ein wenig, sodass drei oder vier Sekunden lang himmlischer Frieden herrschte. Bis Carl knurrte: »Texas? Du rammst mir gerade deine Knarre in den Arsch.«

»Das ist nicht meine Knarre!«
»Du Arschloch!«

Und sie rauchten weiter. Erst als ich ein Machtwort sprach, gaben sie klein bei. Während wir warteten und warteten, summen die Blutsauger da draußen laut herum, prallten gegen die Wände, krabbelten über die Außenseite der Schranktür, schabten daran und saugten laut und widerlich. Als Carl seine Taschenlampe einschaltete, sahen wir die Bescherung: Etwa ein Dutzend Insekten hatten die Saugrüssel durch den unteren Türschlitz geschoben und die Lippen vorgestülpt, um nach neuer Nahrung zu suchen. Wir zerstampften die Saugorgane der schrill zirpenden Insekten. Nach einer Weile kapierten auch ihre Artgenossen, dass es ihnen nichts brachte, die Rüssel durch den Türspalt zu hängen. Doch die verendeten Blutsauger, beziehungsweise deren Einzelteile, hatten einen so penetranten Gestank im Schrank hinterlassen, dass ich fürchtete, wir würden daran ersticken.

Fast drei Stunden lang ging es so weiter. Und drei Stunden können sehr lang sein, wenn man sie in gekrümmter Haltung auf engstem Raum verbringen muss. Ständig musste ich Carl und Texas von Streitereien abhalten und betete darum, dass die Insekten bald verschwinden würden, trotzdem dachte ich die meiste Zeit über nach. Aber nicht über unser Schicksal oder darüber, dass nur ein paar Zentimeter Holz zwischen uns und dem Tod lagen, sondern über Sean, der gestorben war. Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie man ihm das Gehirn weggeblasen hatte, konnte aber noch immer nicht glauben, dass er wirklich tot sein sollte. Sean, der mir immer wieder den Arsch gerettet hatte – in Cleveland, in Toledo, in Bowling Green. Er war ein guter Mann gewesen. Knallhart, loyal, schlau und auf seine Art auch weise. Ein Kerl, der Waffen verscherbelt und sich Crystal Meth und Heroin gespritzt hatte, ein Blutsbruder und

Geldeintreiber der *Warlocks-Rocker* im Osten gewesen war und wegen bewaffneter Raubüberfälle und schwerer Körperverletzung im Knast gesessen hatte ... Doch immer, wenn ich allein mit ihm gewesen war, hatte er eine Seite an sich offenbart, die niemand bei ihm vermutet hätte. Eine sehr weise und mitfühlende Seite.

»Nash«, hatte er eines Nachts gesagt, als wir in einer Kleinstadt namens Vermillion am Ufer des Eriesees hockten. »Nash ... in dieser großen, durchgeknallten, vermammelten Welt, die uns geblieben ist, können wir nur eins tun: vergessen, was wir mal waren, und uns darauf konzentrieren, was wir jetzt sind. Es wird uns keine Kavallerie zu Hilfe kommen und die amerikanischen Marines kannst du genauso vergessen. Das einzige Glück, das wir vielleicht noch erleben, können wir nur selbst schaffen. Und auch die Hoffnung liegt nur in uns selbst. Kapierst du, was ich damit sagen will?«

»Tja.«

»Jetzt kommt's auf Kerle wie dich und mich an. Aber besonders auf *dich*.«

»Auf mich?«

Sean nickte. »Ja, denn du bist was Besonderes, und das ist uns allen klar. Wir können's spüren, wenn wir mit dir zusammen sind. Du führst uns irgendwohin, zu einer bestimmten Sache. Einer wichtigen Sache.« Ehe ich widersprechen konnte, setzte er nach: »Und ich meine damit nicht, dass das Schattengebilde dich seine Opfer aussuchen lässt. Dafür hätte er auch jeden anderen nehmen können. Dich hat er nur deswegen ausgewählt, weil du unterwegs zu einer großen Sache bist. Mag keine gute Sache sein, letztendlich vielleicht sogar eine verdammt hässliche, aber darauf steuerst du zu. Deshalb drängt dich das Schattengebilde immer weiter. Denn deine Bestimmung liegt irgendwo da draußen. Und ich hab das unheimliche Gefühl, dass diese Sache für die

ganze Menschheit, für uns alle sehr wichtig ist.«

Dauernd sagte Sean Dinge, aus denen ich damals nicht schlau wurde. Doch als ich später darüber nachdachte, verstand ich, auf was er hinausgewollt hatte. Auf seine Weise war Sean ein Prophet gewesen. Hatte gewusst, was ich nicht wissen konnte, und Dinge gespürt, die ihm eigentlich hätten verborgen bleiben müssen. Und er sollte recht behalten, was die späteren Entwicklungen betraf: Jetzt war ich tatsächlich unterwegs zu einer großen Sache. Wie wir alle. Die sich als schrecklicher entpuppen sollte, als wir je hätten ahnen können.

Ich konnte einfach nicht glauben, dass wir Sean für immer verloren hatten. Ich wusste nicht, was ich ohne ihn tun sollte – ohne seine Erkenntnisse, ohne seine Weisheit, ohne sein unerschütterliches Zutrauen zu mir.

Stets hatte er sich als Erster dem Kampf gestellt, um uns andere zu retten, und sich als Letzter in Sicherheit gebracht. Stets hatte er dafür gesorgt, dass sich die anderen zurückzogen, während er »die Indianer«, wie er sie nannte, aufzuhalten versuchte. Und am Ende hatte ihn der Versuch, uns zu beschützen, das Leben gekostet. Doch er hatte es nicht anders gewollt.

Während ich über ihn nachdachte, rannen mir Tränen über die Wangen.

Es war so, als hätte ich einen Bruder verloren.

Aber ich musste mich, wie er so oft gesagt hatte, auf das Hier und Jetzt konzentrieren und durfte mich nicht in der Vergangenheit verlieren. Sean war jetzt Teil der Vergangenheit und ich musste ihn loslassen, auch wenn das sehr wehtat.

Nachdem das Summen mehr als 30 Minuten verstummt war, rissen wir die Schranktür auf. Dutzende toter Blutsauger

lagen auf dem Fußboden, Todesursache unbekannt. Zwei oder drei lebten noch und hafteten an den Wänden, aber sie mussten alt, krank oder verletzt sein, denn als wir nach ihnen schlugen, fielen sie zu Boden und bewegten sich nur noch träge. Die Kerzen waren umgefallen und ausgegangen. Sechs Insekten waren gestorben, weil sie sich so an der Grubenlampe festgesaugt hatten, als wollten sie das Ding ficken. Wir pulten die Insektenpanzer von unseren Rucksäcken, vergewisserten uns, dass keine Blutsauger hineingekrabbelt waren, und sammelten unsere Habseligkeiten auf.

»Sieht so aus, als hätten wir freie Bahn«, meinte Texas Slim, während er durch das zersprungene Fenster auf den Parkplatz blickte. »Der Schwarm ist weg.«

»Am besten, wir nehmen den Bronco«, sagte ich.

Als wir die Treppe hinuntereilten, stießen wir auf weitere tote Blutsauger und zwei

träge Exemplare, die Carl freudig zertrat, doch ansonsten bestand keine Gefahr mehr.

Der Parkplatz war mit toten und sterbenden Insekten übersät. Ich wusste zwar nicht, was sie dahingerafft hatte, war aber dankbar dafür. Wir traten auf einen wahren Teppich toter Blutsauger, sodass jeder Schritt ekelhafte Geräusche erzeugte. Es klang so, als wäre der Parkplatz mit Erdnussschalen gepflastert.

Auch der Bronco war von toten Blutsaugern eingehüllt, doch zum Glück waren die Fenster und Türen geschlossen gewesen. Von außen säuberten wir den Wagen notdürftig, beluden ihn mit unseren Sachen und sprangen hinein.

Wie üblich war der Himmel mit Nebel überzogen. Dem Sonnenstand nach muss es fast Mittag gewesen sein, als wir vom Parkplatz aufbrachen. An der Windschutzscheibe klebten so viele tote Insekten, dass Carl die Scheibenwischer einschalten musste. Sie

zerquetschten die Blutsauger zu einem grässlichen braunen Brei und es brauchte eine Weile, bis die Wischer und das Wasser der Scheibenwischanlage den Matsch beseitigen konnten.

»Nichts wie weg hier!«, sagte ich.

6

Mein Plan bestand darin, die Stadt zu verlassen und bis nach South Bend zu fahren, denn dort mussten wir hin. Ob es meine Intuition war oder das Schattengebilde mir die Idee in den Kopf gesetzt hatte, wusste ich nicht und wollte es eigentlich auch gar nicht wissen. Jedenfalls hatten wir eine Mission zu erfüllen – so viel war mir klar. Und dazu mussten wir nach Westen ziehen. Außerdem hatte ich das Gefühl, wir müssten uns beeilen, denn an irgendeinem Ort, der auf uns wartete, wurde jetzt die Zeit knapp. Ich wusste zwar nicht, warum, aber spürte es deutlich.

Mutter Natur würde das Zerstörungswerk der Menschen auf ihre Weise vollenden.

Wir waren etwa einen Block auf der South Main entlangefahren, als sich ein Sandsturm zusammenbraute. Es dauerte keine fünf Minuten, bis wir nur noch sechs, sieben Meter weit sehen konnten. Carl reagierte sofort, denn ein heftiger Sandsturm kann einem im Nu einen Kolbenfresser bescheren. Und wenn du zu Fuß von einem erwischt wirst, dann gnade dir Gott. Also bog Carl in die erstbeste Einfahrt ein, die zufällig zum Parkplatz der Concord Mall führte. Wir hielten nicht an, um in irgendein Gebäude zu flüchten. Nein, so kultiviert war Carl nicht. Er lenkte den Bronco durch das Spiegelglas eines Schaufensters direkt in den Klamottenladen J. C. Penney, sodass die Auslagen und silbernen Vorführpuppen in alle Richtungen davonflogen.

Aber wenigstens waren wir jetzt drinnen.

Der Sand fegte uns hinterher, in den Laden, aber mitten durch die Auslegwaren fuhren wir mit dem Bronco sofort in den überdachten Innenhof, wo der Wagen von allen Seiten geschützt war.

Sandstürme sind wirklich hinterhältig. Egal, ob der heiße, trockene Sturm drei Tage oder nur drei Stunden anhält: Auf den Straßen begräbt er alles und jeden unter sich – und ebbt dann einfach irgendwann ab. Und dann kommt ein anderer Wind auf, der alles wieder säubert. Bei Sandstürmen kann man nichts anderes tun, als sie auszusitzen.

Aber es gibt Schlimmeres als Sandstürme: zum Beispiel Staubstürme.

Wenn man lange genug in der radioaktiv verseuchten Öde überlebt hatte, konnte man Staubstürme sehr genau von den Sandstürmen unterscheiden. Jeder Staubsturm brachte heftigen radioaktiven Niederschlag mit sich. Wenn man von einem erwischt wurde, war man so gut wie tot.

Seit die Bomben gefallen waren und überall im Land mit giftigen, sich in Regen entladenden Wolken ihren verdammtten Fallout verbreitet hatten, spielte das Wetter ständig verrückt. Staub, Schutt- und andere feine Materie-Teilchen waren in die Atmosphäre gelangt, und eine Zeit lang war es ziemlich kalt gewesen, da die Sonne durch all das nicht mehr hindurchdrang. Doch zum Glück hatte das nicht angehalten. Was sich oben angesammelt hatte, kam irgendwann auch wieder zur Erde hinunter. Nur wurden diese Anlagerungen hin und wieder von einer heftigen Böe erfasst und wirbelten dann überall herum. Manchmal war es nur Sand, aber gelegentlich auch Staub, von radioaktivem Niederschlag so gesättigt, dass er alles, was seinen Weg kreuzte, verzehrte.

Darüber hinaus traten auch sonderbare Gewitter voller elektrischer Ladungen auf, die den Himmel verdüsterten und brodeln ließen. Wenn er an einigen Stellen aufriss,

offenbarte er gezackte, rötlich und violett glühende Schichten. Sobald der Wind einsetzte, fuhren Blitze aus den Wolken auf die Erde hinab, spalteten Bäume, schlugen in Hausdächer ein und lösten Feuersbrünste aus, die tagelang anhielten.

Vielleicht würde der Planet eines Tages aus eigener Kraft wieder gesunden, aber das würde noch lange auf sich warten lassen.

Und jetzt waren wir in diesem Einkaufszentrum gestrandet und hatten keine andere Möglichkeit, als den Sandsturm auszusitzen. Da wir nichts Besseres zu tun hatten, gingen wir »einkaufen«. Größtenteils war die Mall so gut wie unberührt. Wenn die Menschen zuhauf an einer Seuche oder der Strahlenkrankheit sterben, verlieren Handelsketten wie Elder-Beerman, Footlocker oder die Great American Cookie Company zwangsläufig jede Bedeutung. Natürlich hatte einiges im Einkaufszentrum Schaden gelitten, aber nicht so vieles, wie man hätte

erwarten können. Bei Goodyear deckten wir uns mit Werkzeug, Wagenzubehör und Ersatzteilen ein, bei Champs Sports mit neuen Stiefeln und Socken und bei Leather & More mit neuen Jacken. Während Texas und Carl bei Spencer's Gifts herumalberten, plünderte Janie Bath & Body Works. Ich hatte schon alles besorgt, was ich haben wollte, stand inzwischen im Gastronomiebereich herum und starrte voller Gier auf die Fast-Food-Läden, die ich im jetzigen Dasein am meisten vermisste: Papa John's Pizza-Schuppen und Taco Bell.

Mich deprimierte dieses Einkaufszentrum. Schon in der guten alten Zeit hatte ich solche Malls als ziemlich deprimierend empfunden, aber so einsam und verlassen und von oben bis unten mit Staub überzogen, wie die Concord Mall jetzt dalag, wirkte sie verstörend und geradezu unheimlich.

Die ganze Welt hatte Schiffbruch erlitten und solche Errungenschaften wie

Zivilisation, Kunst, Dichtung und jede Art von Kultur und geistigem Leben mit sich hinuntergezogen. Bibliotheken und Schulen waren, sofern sie nicht bombardiert worden waren, aus anderen Gründen in Flammen aufgegangen. Aber künstliche Gebilde wie diese Mall hatten überlebt und standen noch. Plastikmuseen, Denkmäler der Gier, des Geldes und des Massenkonsums, der sich einen Dreck um den Rest der Menschheit scherte. Die dunkle Seite des amerikanischen Traums, der Krebs, der uns von innen her aufgefressen hatte, der hungrige Wurm, der niemals satt wurde. Kaufen und Geld ausgeben waren für uns doch wie Drogen gewesen, stimmt's? All diese Dinge, die man sich eigentlich gar nicht leisten konnte und trotzdem kaufte. Auf diese Weise waren die Konzerne reich geworden und die Kreditkartengesellschaften aufgeblüht. Der kleine Mann verkaufte nicht nur seine Seele,

sondern auch seine Würde für einen verlogenen, ihm von außen aufgedrängten Lebensstil.

Während ich so dastand und zu den Geschäften und Auslagen hinüberblickte, empfand ich unwillkürlich Abscheu. Was, wenn wir uns weniger um unsere Geldbeutel und mehr um unsere Mitmenschen gekümmert hätten? Wäre die Welt dann vielleicht – und das war ein großes Vielleicht – immer noch grün, sonnig und voller Kinderlachen? Hätte sie sich dann nicht in diese radioaktiv verseuchte Wüste verwandelt, heimgesucht von Mutanten, Wahnsinnigen und Pandemien? Zwangsläufig fragte ich mich, ob wir unser Schicksal womöglich verdient hatten. Ob in Anbetracht des von uns eingeschlagenen Weges, dieser geist- und seelenlosen Lebensweise, die von Tag zu Tag mehr um sich gegriffen hatte, der Untergang unserer Welt nicht unvermeidlich gewesen war.

Doch letztendlich lag die Verantwortung dafür nicht allein bei uns. Die Evolution hatte uns zu dem gemacht, was wir jetzt waren. Unsere Vorfahren waren aus purer Not habgierig gewesen, weil sie sonst nicht überlebt hätten. Je mehr der eigene Stamm besaß, desto eher bestand die Chance, durch den Winter zu kommen. Und natürlich hatte sich aus dieser Gier das materialistische Denken entwickelt. Das Menschentier ist stets auf mehr und mehr aus. Und gewisse Leute hatten auf unanständige Weise davon profitiert, indem sie sich dieses allgemein verbreitete, uns angeborene Bedürfnis zunutze gemacht hatten. Letztendlich hatten wir uns damit unser eigenes Grab geschaufelt.

Falls hier jemals Besucher von einem anderen Stern auftauchen sollten, würden sie sich vermutlich nur kurz umsehen, die Köpfe schütteln und ihr Heil auf einem anderen Planeten suchen.

Schließlich löste ich mich aus meinen Grübeleien und ging Janie suchen. Ich fand sie im Underground Attitude, einem Laden mit schrägen Klamotten, in denen sie herumstöberte. »Fragst du dich je«, sagte sie unvermittelt, »wie lange wir noch auf das Glück des Zufalls setzen und dabei überleben können?«

»Solange wir es müssen.«

»Glaubst du das wirklich, Nash? Glaubst du wirklich, wir könnten immer weiter gegen das Unvermeidliche ankämpfen?«

»Und was ist das Unvermeidliche, Janie? Der Tod? Sollen wir einfach klein begeben und uns um nichts mehr scheren? Willst du darauf hinaus?«

»Ich weiß es nicht, Nash. Will ich darauf hinaus?«

»Hör auf, in Rätseln zu sprechen. Für solchen Mist bin ich zu erschöpft.«

Janie starrte mich nur aus ihren glasklaren blauen Augen an. »Ich will damit nur sagen,

dass wir ständig weiterlaufen, Richtung Westen. Aber vor was laufen wir *weg*? Noch wichtiger: Wo laufen wir *hin*? Was wartet deiner Meinung nach da draußen auf uns, Nash? Glaubst du, wir finden dort das Paradies – eine Art Oase in dieser Wüste? Oder weißt du mehr als wir anderen?«

»Ich weiß einen Dreck, Janie.«

»Jedenfalls weißt du mehr, als du erzählst.«

Ich hasste es, wenn sie solche Szenen machte. Unsere Lage war schon schwierig genug, ohne dass sie in den Problemen herumstocherte. »Janie, ich weiß nur, dass uns irgendetwas nach Westen treibt ...«

»So, als wären wir Vieh.«

»Das Schattengebilde will es so. Und weißt du was? Ich will es auch, denn ich bin immer noch so optimistisch zu glauben, dass irgendwo was Besseres als das hier existiert. Es muss etwas Besseres geben.«

»Aber diese Seuchen ...«

»Die Seuchengefahr ist mir völlig bewusst. Hab sogar Albträume davon.«

Sie seufzte. »Ich meine ja nur, dass wir so nicht weitermachen können. Wir können nicht unbegrenzt auf Risiko spielen. Früher oder später wird die eine oder andere Seuche uns erwischen; es braucht sich ja nur ein Einziger von uns anzustecken. Wenn einer krank wird, dann wir alle.«

»Kann ja sein, dass wir immun sind.«

»Specs war's jedenfalls nicht.«

»Nein, aber wir Übrigen haben das, was er hatte, nicht bekommen, stimmt's? Vielleicht gab es einen Grund dafür.«

»Spielst du auf das Schattengebilde an? Glaubst du wirklich, dass uns das Schattengebilde davor bewahrt hat, Nash?«

Ehrlich gesagt wusste ich nicht mehr, was ich glauben sollte. »Hör mal, Janie, ich weiß nur eines: Seit das Schattengebilde mich aufgelesen hat, bin ich aus jeder gefährlichen Situation heil herausgekommen. Mehr weiß

ich nicht. Und meine simple Logik sagt mir, dass uns das Schattengebilde am Leben erhält, solange wir seine Wünsche berücksichtigen. Vielleicht macht es uns sogar immun gegen Krankheiten ... Keine Ahnung. Aber wenn wir einen Vorteil gegenüber allen anderen Menschen haben, wären wir verdammt dumm, ihn nicht zu nutzen.«

»Selbst wenn das bedeutet, Monat für Monat einem Menschen das Leben zu nehmen?«

»Ja.«

»Und das meinst du wirklich?«

»Allerdings. Und du auch, tief in deinem Innern.« Ich ging zu ihr hinüber und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Ich *muss* die Opfer auswählen, Janie. Das weißt du genauso gut wie ich. Falls wir's nicht tun, wird das Schattengebilde seine Opfer selbst aussuchen. Mich, dich, Carl, Texas, vielleicht auch uns alle.«

Schwer mit Kleidung beladen, wandte Janie sich um und ließ mich einfach stehen. Eigentlich war sie gutherzig, hatte ein Herz aus Gold. Aber in moralischer Hinsicht machte ihr unsere Lebensweise schwer zu schaffen. Ich hätte, bei Gott, auch gern anders gelebt, aber das war schlicht unmöglich. Die Viren ringsum waren unglaublich ansteckend und sie waren tödlich. Ich wollte nicht an der Pest oder Cholera, an Typhus oder einer schweren Grippe verrecken. Schon gar nicht am Ebolafieber. Und wenn das hieß, bei jedem Vollmond einen Unschuldigen zu opfern, um mich und meine Freunde zu retten, musste ich das in Kauf nehmen.

Zumindest redete ich mir das ein, als ich Janie hinterhersah.

In diesem Moment fühlte ich mich ziemlich großartig, geradezu überheblich, vielleicht sogar edelmütig – als wäre ich irgendein blöder Held, ein fahrender Ritter,

bereit, für Gott, Vaterland und seine Königin alles zu opfern. Doch bald darauf verließen mich diese Wahnvorstellungen, und ich dachte wieder nüchtern.

Ich zog mich an einen einsamen Ort zurück, in den hintersten Gang des Buchladens Walden Books, und setzte mich auf den Teppichboden. Umgeben von Regalen mit Kinder- und Jugendliteratur – mein Blick fiel auf Bücher von Junie B. Jones, Dr. Suess, Henry Higgins, Roald Dahl, Beatrix Potter, Suzy Klines *Horrible Harry*-Serie, Gertrude Chandler Warners Reihe *Boxcar Children* –, barg ich das Gesicht in den Händen und ließ den Tränen freien Lauf. Rief mir dabei die Zeiten ins Gedächtnis, in denen ich noch eine Frau, ein wirkliches Leben und, ja, auch ein gewisses Maß an Würde gehabt hatte.

Anders als jetzt.

Als ich die Augen wieder öffnete, starrte ich auf die wohlgeordneten Buchreihen. Auf

die Pappfiguren von Harry Potter und von Max aus *Wo die wilden Kerle wohnen*. Inmitten der Bücher, die die geheimen Welten meiner Kindheit heraufbeschworen, fühlte ich mich innerlich so kaputt, so gebrochen und mit den Nerven am Ende wie nie zuvor – ein postapokalyptischer Humpty Dumpty, so wenig zu retten wie die Figur aus dem alten englischen Kinderreim.

Fünf Tage lang hielt der Sandsturm an. Zwar ebte er zuweilen kurz ab, doch nur, um bald darauf wieder aufzufrischen.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir fast so weit, einander an die Gurgel zu gehen. Jede Abwechslung wäre uns willkommen gewesen, selbst ein Überfall von Wahnsinnigen oder ein Feuergefecht.

Als der Sturm sich endgültig gelegt hatte, stiegen wie einer nach dem anderen in den Bronco. Es fiel kaum ein Wort. Carl lenkte den Wagen aus dem Einkaufszentrum hinaus, zurück in die Außenwelt. Ganze

Straßen waren von Sanddünen blockiert. Die in Sand begrabene und mit weißem Staub überzogene Stadt war kaum noch wiederzuerkennen.

»Wohin, Nash?«, fragte Carl, als wir, genau wie vor fünf Tagen, die South Main entlangfuhren.

»Nach Westen«, erwiderte ich. »Nimm die Route 20. Ich glaube, in South Bend erwartet uns jemand.«

SOUTH BEND, INDIANA

1

Wir brauchten eine Woche bis nach South Bend, denn es tauchte ein Problem nach dem anderen auf. Hier soll der Hinweis genügen, dass zu allem sonstigen Unglück kurz vor unserer Ankunft auch noch ein Reifen platzte, sodass wir irgendwo am Arsch der Welt landeten, dazu noch bei Nacht. Und nichts war schlimmer, als nachts zu Fuß unterwegs zu sein. Zu vieles lauerte da draußen. Raubtiere, die sich vom Kadaver der Städte nährten. Rudel wilder Hunde, mutierte Ratten, Schwärme blutsaugender Insekten und Schlimmeres, für das man kaum Worte fand. Die Verstrahlung hatte seltsame Blüten getrieben.

Schließlich fanden wir am Stadtrand ein kleines einstöckiges Haus und beschlossen, dort unterzuschlüpfen. Hier draußen gab es

nichts als streunende Hunde, die in den Gassen herumschnüffelten, Ratten, jede Menge Autowracks und Staub, der durch die Straßen fegte.

Ich dachte, wir wären hier nachts in Sicherheit – doch weit gefehlt.

Das Haus war leer, solide gebaut und scheinbar gut zu verteidigen. Letzteres war natürlich nur schwer nachzuprüfen, da es drinnen stockdunkel war. Und ich wollte keine Taschenlampe einschalten, denn Batterien waren Mangelware und außerdem war ich nicht scharf darauf, das, was draußen lauern mochte, auf uns aufmerksam zu machen. Denn irgendetwas war da draußen, das verriet mir ein Kribbeln im Rückgrat. Und aus Erfahrung hütete ich mich, ein solches Gefühl als Paranoia abzutun.

Zehn Minuten nach unserer Ankunft hörten wir es alle: einen hohen, fast elektronisch klingenden Pfeifton – so als ahme irgendeine Maschine das Zirpen einer

Heuschrecke nach. Und es gab nur eines, das solche Geräusche erzeugen konnte. Also wappneten wir uns.

Während ich langsam ein- und ausatmete und die .30-06 Savage umklammerte, wartete ich ab, jederzeit auf seine Ankunft gefasst, denn es hatte uns mit Sicherheit bereits gewittert.

Die anderen – Carl, Janie und Texas Slim – hatten sich in der dunklen Küche verschanzt und versuchten, sich still zu verhalten, was ihnen nur schlecht gelang. Ich hatte nicht vor, dem Unbekannten, das gleich durch die Tür dringen würde, irgendeine Chance zu lassen. Ich war gewiss kein Held, aber die Vorstellung, dass es da draußen lauerte und in den nächsten Minuten in den engen Raum eindringen würde, in dem wir Schutz gesucht hatten ... Das konnte nur in einer Katastrophe enden.

»Macht euch bereit«, rief ich, als das Kribbeln in meinem Rückgrat stärker wurde.

Die anderen hielten das angespannte Warten kaum noch aus und hätten am liebsten sofort etwas unternommen, egal was – sei es zu flüchten, sei es, sich dem Kampf zu stellen.

»Tut sich was?«, flüsterte Carl von der Küche her.

»Bis jetzt nicht. Verhaltet euch still. Wir müssen abwarten.«

»Wie lange denn noch?«

»Hat's immer eilig, unser Freund Carl«, bemerkte Texas. »Ist dir das mal aufgefallen, Nash?«

»Und wer hat dich nach deiner Meinung gefragt, du Blödmann?«, fuhr Carl Texas an.

»Hört sofort auf damit!«, befahl Janie den beiden.

Ich schüttelte nur den Kopf. Diese zwei verhielten sich manchmal wie ungezogene Kinder.

In Situationen wie dieser, wenn ringsum alles dunkel und still war, musste ich immer

daran denken, wie es vor dem Krieg gewesen war. Wie ich geheiratet und ein völlig anderes Leben geführt hatte. Das kam mir mittlerweile so weit weg vor wie die Frühgeschichte der Menschheit. Jetzt war ich nur noch ein Plünderer, der zu überleben versuchte, indem er tötete, raubte und davonlief. Stets auf der Flucht, stets über einen gähnenden dunklen Abgrund voller menschlicher Gebeine balancierend.

37 Jahre alt, bewaffnet mit einer verchromten 9-Millimeter-Beretta, die im Taillenbund der Jeans steckte, und mit einem Messer mit Siebenzollklinge, das im Stiefel verborgen war. Das war der Mann, zu dem ich geworden war.

An meinem Rücken rannen Schweißperlen herunter.

Ich zündete mir eine Zigarette an, blies den Rauch aus und ging zum Fenster hinüber. Dabei achtete ich darauf, mich im Schatten zu halten, außerhalb des kühlen Mondlichts,

das ins Zimmer drang. Die Scheibe war mit Staub und Ruß überzogen. Nachdem ich eine Stelle freigewischt hatte, sah ich auf die Straße. Im Zwielficht der mondhellen Nacht hätte man meinen können, zehn Jahre in die Vergangenheit versetzt worden zu sein. Wagen, die am Randstein parkten. Von Bäumen gesäumte Alleen. Ordentliche kleine Reihenhäuser. Nur wenn das Mondlicht unmittelbar auf diese Szenerie fiel, merkte man, dass alle Wagen nur noch verrostete Wracks waren, die Bäume mitsamt ihren Blättern und Ästen verkümmert und abgestorben, die Häuser von den Sandstürmen verwittert, die Gärten mit Unkraut überwuchert, die Fenster zersprungen.

Nichts war erhalten geblieben.

»Carl?«, flüsterte ich. »Was sagt der Geigerzähler?«

»Alles im grünen Bereich, Nash.«

Ich überlegte, ob das Geräusch nur ein Aufheulen des Windes gewesen sein konnte und

meine Fantasie mit mir durchgegangen war. Aber falls das zutraf, dann war sie mit uns allen durchgegangen. Und ich hielt es für sehr unwahrscheinlich, dass wir alle unter derselben Halluzination gelitten hatten.

Draußen war alles still. Noch immer rührte sich nichts.

Ich lehnte mich gegen die Wand und rauchte die Zigarette zu Ende. Falls sich in den nächsten 20 Minuten nichts tat, würde ich wohl Entwarnung geben können. Dann würden wir den Staubsturm einfach die Nacht hindurch aussitzen und am Morgen auf Beutetour gehen. Irgendwo in der Stadt musste es ja noch ein funktionstüchtiges Fahrzeug geben.

Ein Knacken des Geigerzählers im anderen Raum – so laut, dass es mir fast den Atem nahm – riss mich aus meinen Gedanken. »Carl?«, rief ich.

»Ja, der Zähler zeigt jetzt 40, 50, nein, 60 Mikroröntgen an, und die Werte steigen immer noch, Mann.«

Mittlerweile knackte der Geigerzähler wie wahnsinnig und kam mir wie eine tickende Zeitbombe vor. Mein Herzschlag gab sich Mühe, mit dem Rhythmus Schritt zu halten.

»Jetzt steht er auf 100. Wird langsam brenzlig hier.«

Der Zähler knackte nun ununterbrochen, wie eine sich drehende Walze.

»150, und die Werte steigen immer noch. Scheiße, Mann.«

Während mir der Schweiß übers Gesicht rann, warf ich einen Blick aus dem Fenster. Und da waren sie. Die Kinder. Die verdammten verstrahlten Kinder. Standen einfach auf dem Gehweg herum, als warteten sie darauf, dass Susi oder Jim zum Spielen herauskamen.

»Sie sind hier. Angriff vorbereiten.«

Die Kinder hatten sich inzwischen nicht von der Stelle gerührt. Es waren sechs. Wenn man die Augen fest zusammenkniff, wirkten sie tatsächlich wie harmlose Kinder, aber sie waren alles andere als das. Geisterhafte Gestalten, die so aussahen, als wären sie gerade dem Grabe entstiegen. Die Kleider zerfetzte Lumpen, die Gesichter grau und runzlig, die glühenden Augen von so giftigem Gelb, als wären es siedende Reaktorkerne.

Wir mussten sofort handeln, mussten sie, ohne zu zögern, vernichten. Mit dem Gewehrkolben schlug ich das Fenster ein und nahm die Gruppe ins Visier. Unverzüglich ballten die sechs Kinder die Fäuste, streckten die Zeigefinger aus und deuteten auf mich. Ihre vorgestülpten Lippen öffneten sich zu dem hohen, monotonen Heulen, das mir vorhin den ersten Hinweis auf ihre Anwesenheit gegeben hatte. Nur wurde es jetzt ständig lauter, fast hypersonisch. Das penetrante Geräusch klingelte mir in den Ohren

und löste nicht nur in diesen, sondern auch in meinem Gehirn Wellen des Schmerzes aus.

Ich zielte auf das Mädchen in der Mitte, drückte den Abzug und traf sie in die Brust. Die Gewalt des Einschlags warf die kleine Gestalt nach hinten. Sofort spritzte aus der Eintrittsstelle des Geschosses eine dunkle, dampfende Flüssigkeit. Dann begann sie zu zucken und sich so zu winden, als hätte sie eine Starkstromleitung berührt. Etwas, das wie bläuliches Feuer aussah, entlud sich und verzehrte sie, während von ihrem Körper glühend heißer schwarzer Rauch aufstieg. Wie eine dieser rauchenden, knallenden Feuerschlangen, die man früher am Nationalfeiertag, dem 4. Juli, gezündet hatte, ging sie in Flammen auf, bis nur noch dunkle Asche von ihr übrig war.

Ich war gerade dabei, einen anderen der Gruppe ins Visier zu nehmen, als alle dieses misstönende, monotone Heulen von sich

gaben, das mich an einen einsamen Wolf erinnerte, der den Mond anheulte. Und das zugleich nach Insekten klang, nach aufgebrauchten Insekten, die, frustriert summend, über einem abgeernteten Feld herumschwirrten. Und nun kamen sie auf das Haus zu, ohne dass sie rannten oder gingen. Nein, sie *glitten*, bewegten sich auf eine überaus bizarre Weise vorwärts, die mir unbegreiflich war.

Inzwischen hatte sich unser ganzer Trupp in dem Raum mit dem Fenster versammelt, und alle hatten die Waffen gezückt. Selbst Janie, die Waffen verabscheute. Und immer noch knisterte der Geigerzähler vor sich hin, erfasste die gewaltige Strahlendosis, die von den Kindern ausging.

Jetzt waren sie an der Tür.

Ein kühles, flackerndes Licht drang durch die Ritzen. Gleich darauf knackte die Tür, wölbte sich vor, wobei sich breite, zackige Risse bildeten, schwärzte sich ein, begann zu

schwelen und implodierte. Die Kinder füllten die Öffnung. Deutlich hoben sich ihre gelblich funkelnden, schrecklichen Augen von den verrunzelten Gesichtern ab. Die vorgestülpten offenen Münder enthüllten viele Reihen winziger hakenförmiger Zähne. Und jeder Mund stieß Wolken radioaktiven Dampfes aus, die wie unter Reibungselektrizität zischten und knackten.

Als Erstes trat ein Mädchen ins Zimmer.

Als ihre nackten Füße den schmutzigen Teppich berührten, zischten sie und ließen darauf glühende Abdrücke zurück.

Ehe sie uns mit ihren Radionukliden verbrennen konnte, schossen wir. Alle. Carl mit seiner Mossberg-500-Pumpgun, Texas mit seiner 50-Kaliber-Desert-Eagle – einer halbautomatischen Pistole –, Janie mit ihrem Smith-&-Wesson-Revolver. Gemeinsam verfügten wir über beträchtliche Feuerkraft, und die brauchten wir auch, um die Kinder niederzumähen, während sie, eingehüllt in

eine glühende Wolke radioaktiven Nebels, ins Zimmer zu dringen versuchten.

Wir schossen weiter, bis uns die Ziele ausgingen.

Wimmernd und kreischend fielen die Kinder am Zimmereingang zu Boden und bildeten dort einen sich windenden Haufen, der giftiges schwarzes Blut verspritzte und an der eigenen nuklearen Sättigung zugrunde ging. Während die Kinder verbrannten, verwandelte sich ihr Fleisch zuerst in heißen, flüssigen Talg und dann in Asche. Wolken schwarzen öligen Rauchs füllten das Zimmer. Die nicht verbrannten überhitzten Gebeine phosphoreszierten, schlugen Funken und bäumten sich ein letztes Mal auf, als wollten sie den schwelenden Überresten des Fleisches entkommen ... Doch dann fielen sie in sich zusammen.

Als sich ein angesengter Schädel, aus dem Rauch aufstieg, in dem Haufen verlagerte, klappten dessen Kiefer so auf, als wollte er

schreien. Diesmal waren diese vor Radioaktivität glühenden Monster uns wirklich nahe gekommen, allzu nahe. *Irgendwann in der Zukunft*, dachte ich, *werden wir zu viel Strahlung aufnehmen und bald darauf mit Tumoren übersät sein. Unausweichlich.*

Carl erlöste mich von solchen Gedanken, indem er nach meinem Arm griff. »Wir sollten sofort abhauen!« Er hielt den heftig knisternden Geigerzähler hoch. »Höchste Zeit!«

Durch die Hintertür folgte ich ihm nach draußen, in die alles verzehrende nächtliche Dunkelheit. Und zu all dem Unbekannten, das da draußen lauern mochte.

2

Die Kinder.

Wer waren sie? Genauer ausgedrückt: *Was* waren sie?

Niemand, mit dem ich je darüber gesprochen hatte, hatte eine schlüssige

Antwort parat. Jedenfalls hatte die Verstrahlung, die Hunderttausende, ja *Millionen* von Erwachsenen dahingerafft hatte, bei Kindern eine völlig andere Wirkung gehabt. Und nicht nur bei einzelnen Kindern, sondern bei allen unter zehn Jahren. Und nur bei diesen. Möglich, dass sie mit dem Einsetzen der Pubertät aus biochemischen Gründen die Fähigkeit zur Umwandlung verloren. Doch alle unter zehn Jahren waren derselben Art von Mutation unterworfen. Die eigenen Kinder und die Nachbarskinder. Die niedlichen kleinen Mädchen, die sich im Garten so gern zu Prinzessinnen herausputzten, genau wie die wilden kleinen Jungen, die sich als künftige Baseball-Stars sahen ... Sie alle verloren jeden menschlichen Zug.

Verwandelten sich in Monster.

Die Strahlung hatte sie im Griff, machte geistesgestörte Nachtwandler aus ihnen, verlieh ihnen gelb leuchtende Augen und

Finger, die jeden Menschen, den sie packten, zu Asche verbrannten. Wie Wölfe oder Vampire jagten sie bei Nacht und in Rudeln und töteten alles, was ihnen über den Weg lief.

Aus irgendeinem Grund und auf irgendeine Weise – vielleicht, weil sie noch so jung und im Wachstum waren – absorbieren ihre Zellen den Fallout, verleibten ihn sich als Teil ihres natürlichen Organismus ein. Niemand wusste wirklich darüber Bescheid, und die meisten Leute wollten es auch gar nicht wissen, weil es ihnen entsetzliche Angst machte.

Manche der überlebenden Erwachsenen hielten die Kinder für Gespenster oder leichenfressende Dämonen – für übernatürliche Wesen, die nachts aus ihren Löchern krochen, um sich Nahrung zu besorgen. Natürlich war das Unsinn, aber solche Ideen konnte man keinem verdenken. Schließlich war ja kaum etwas Unheimlicheres vorstellbar als diese Kinder. Und in dieser neuen,

gespenstischen Welt war der radioaktive Niederschlag Teil des Alltags. Man musste damit leben und lernen, damit umzugehen. Musste sich darin üben, Gefahrenzonen rechtzeitig zu erkennen und sie zu meiden.

Doch die Kinder machten das schwer.

Im Grunde bestanden sie ja nur aus Fal-lout, aus hinterhältigem, bösartigem Fallout. Aus Fallout, der nach Opfern jagte. Ich nahm an, dass sie aus bestimmten Gründen auf die Jagd gingen oder gehen mussten. Vielleicht verleibten sie sich von Menschen irgendetwas ein, was sie dringend brauchten. Schwer zu sagen, was das sein konnte, aber offenbar benötigten sie irgendetwas für ihre Art von Existenz. Mir war klar, dass diese Kinder keine übernatürlichen Wesen sein konnten, auch wenn sie sich manchmal wie solche verhielten und tatsächlich erst bei Nacht in Erscheinung traten. In unserem Sinne waren sie keine Wesen aus Fleisch und Blut, dennoch besaßen sie etwas Ähnliches, nur war es

völlig anders als bei Menschen. Irgendetwas Fremdartiges bestimmte ihre Körper – bis hin zu den glühend heißen subatomaren Teilchen.

Trotzdem waren sie sterblich und man konnte sie töten.

Wenn man ihnen eine Kugel verpasste, verglühten sie so wie ein Atomreaktor. Vermutlich hätte man dieselbe Wirkung auch mit einem Speer erzielen können, der sie durchbohrte, aber wenn man so nahe an sie heranging, würde man verschmoren. Deshalb waren Kugeln die beste Waffe gegen diese Kinder.

Selbstverständlich war es das Klügste, ihnen aus dem Weg zu gehen, nachts die Straßen zu meiden und sich vor ihnen zu verbergen. Ich hatte keine Ahnung, wo sie beim ersten Tageslicht Unterschlupf suchten, und wollte es, ehrlich gesagt, auch gar nicht wissen. Im Hinterkopf spukte mir ständig die Vorstellung herum, dass sie sich

wie Untote in irgendeinem Reaktorkern ausstreckten. Doch niemand wusste Genaues.

Mittlerweile hatte jeder Angst vor Kindern, weil alle Kinder *mutierten*. Allerdings ging das Gerücht, dass sie jetzt schon als mutierte Geschöpfe auf die Welt kamen. Es gab Banden, die, um die Geburt weiterer Mutanten zu verhindern, schwangere Frauen auf der Stelle umbrachten, wenn sie ihnen begegneten.

In Anbetracht der Tatsache, dass die Folgegeneration aus scheußlichen menschenähnlichen Monstern bestehen würde, sah es für die Zukunft der Menschheit keineswegs gut aus.

Ihr Aussterben war nur noch eine Frage der Zeit.

3

Als wir mindestens einen Straßenblock hinter uns gebracht hatten, eilten wir auf eine alte Eiche zu, stellten uns in ihren

Schatten und nahmen uns Zeit, unsere Waffen nachzuladen. Atmeten tief durch, tranken Wasser aus den mitgebrachten Flaschen. Der Geigerzähler zeigte vierzig Mikroröntgen an, was in diesen Zeiten auf nichts anderes als eine recht normale Hintergrundstrahlung hindeutete. Vor dem Krieg hatte die Hintergrundstrahlung in den amerikanischen Städten durchschnittlich zehn bis 15 Mikroröntgen betragen, doch jetzt galten 20 als niedriger Wert und 50 bis 60 als hoch. Und selbstverständlich wurden dabei gewisse Städte gar nicht berücksichtigt, die wie Los Angeles unmittelbare Opfer der Bombardierungen gewesen waren und nach wie vor als gefährlich heißes Pflaster galten.

»Wir müssen einen Unterschlupf zum Übernachten finden«, bemerkte Carl.

Texas Slim kicherte. »Ist echt verblüffend, Carl, wie du jedes Mal direkt zur Wurzel des Problems vorstößt.«

»Ich komm dir gleich mit meiner Wurzel, Arschloch.«

»Wenn das deine Wurzel sein soll, Söhnchen, dann muss die Saison für Wurzeln aber wirklich schlecht gewesen sein.«

»Ach fick dich doch.«

Ich seufzte. »Haltet die Klappe. Alle beide.«

»Sollen wir uns wieder ein Haus suchen?«, fragte Janie.

Der Gedanke gefiel mir ganz und gar nicht. Die Kinder da draußen würden uns erneut finden. Ich hatte gehofft, in dieser Stadt auf keine mutierten Kinder zu stoßen, aber natürlich waren sie hier so zahlreich vertreten wie in jeder anderen Stadt. Nein, ein Haus kam nicht infrage, wir mussten uns irgendwas anderes suchen.

»Hört ihr das?«, fragte Texas Slim. »*Kojoten* sind das nicht.«

Ich hörte es: das verräterische Kläffen von Hunden, das von den Mauern der düsteren

Stadt widerhallte. Mutierte Kinder, Rudel wilder Hunde: Mein Gott, South Bend war genauso schlimm wie mittlerweile jeder andere Ort, allerdings mochte es noch schlimmere geben.

Wir mussten ins Stadtzentrum. Aber das hieß, sich noch weiter von dem Bronco mit dem geplatzten Reifen zu entfernen.

»Gehen wir«, sagte ich.

»In welche Richtung?«, wollte Texas Slim wissen. »Obwohl das wohl kaum noch 'ne Rolle spielt.«

»Zum Stadtzentrum. Bei Tagesanbruch kehren wir zum Bronco zurück. Aber jetzt müssen wir von den Straßen runter.«

Mit gezückter Waffe führte ich den Trupp vorwärts.

Die Nacht war zwar warm, aber nicht unangenehm schwül. Früher hätte man eine solche Nacht wohl gern mit einem kalten Bier vor sich auf der Veranda verbracht.

Durch ein wahres Labyrinth von Gassen, Nebenstraßen und breiteren Straßen gelangten wir, nachdem wir ein kahles Feld überquert hatten, bis zur Innenstadt.

Die Hauptstraße war, wie jede andere Hauptstraße in dieser neuen Welt, ein einziger Friedhof. Eingeschlagene Fenster, halb niedergebrannte Gebäude, Wracks von Personen- und Lastwagen, die die Straße verstopften, Sandverwehungen vor den Hauseingängen. Ein Bild der Trostlosigkeit.

Die Gehwege waren mit den Blättern des vergangenen Herbstes übersät. War ja niemand mehr da, der sie zusammengefedt hätte. Unter den Blättern zeichneten sich Dinge ab, die nach menschlichen Gebeinen aussahen, aber keiner von uns schenkte ihnen auch nur einen Blick.

In allen Gebäuden waren die Fenster wegen der Sandstürme völlig verdreckt. Schließlich passierten wir in Schatten getauchte Geschäftsfassaden. Einen Videoladen. Ein

Versicherungsbüro. Ein Café. Mehrere Boutiquen mit ausgeräumten Schaufenstern und stark verwitterten GESCHLOSSEN-Schildern. Ein Kaufhaus mit staubigen, von Spinnenweben überzogenen Halloween-Kostümen hinter den schmutzigen Scheiben. In anderen Schaufenstern entdeckten wir vergilbte, sich wellende Halloween-Dekorationen. Ein Theater mit dem hochtrabenden Namen »Großer Ballsaal« warb mit einem Schriftdisplay über dem Eingang immer noch für eine »Horror-Show bis zum frühen Morgen«. Mittlerweile fehlten zwar viele Buchstaben, aber es war noch zu erkennen, dass hier eine Allerheiligen-Party mit vier Spielfilmen und zwei Bühnenauftritten hätte stattfinden sollen.

»Siehst du das, Texas?«, fragte Carl. »Eine Halloween-Horror-Show. Muss einem Freak wie dir doch wie die Einladung zu einem großen Familientreffen vorkommen.«

»Klappe!«, sagte Janie.

Als ich die defekte Laufschrift über dem Theater und die Halloween-Dekorationen sah, überwältigten mich Erinnerungen. Großer Gott, Halloween. Ich hatte völlig vergessen, dass es so was mal gegeben hatte. Jetzt hatten wir jeden Tag Halloween. Die Bomben waren etwa eine Woche vor Halloween gefallen, und das war jetzt fast ein Jahr her, verdammt.

Wir zogen weiter, stets darauf gefasst, dass irgendetwas sein hässliches Haupt heben würde. Janie ging unmittelbar hinter mir, gefolgt von Texas Slim, während Carl uns mit gezogener Waffe nach hinten absicherte.

So viele Schatten ... Sie strebten auseinander, sammelten sich an einigen Stellen, erstreckten sich wie teerartige Sümpfe über die nächtlichen Straßen. Der leichte Wind trieb Blätter vor sich her und wirbelte Sand auf, der gegen die Fenster schlug und an ihnen herabrieselte. Ich führte meine Leute um einen auf dem Gehweg abgestellten Wagen

herum, einen Chevy. Es sah so aus, als wäre er auf den Bordstein geprallt und dann einfach zurückgelassen worden. Zwei Türen standen immer noch offen. Als Mondlicht in den Innenraum fiel, sah ich dort Sand und Blätter. Und das bräunliche, fast unter Sand begrabene Skelett eines Kindes, das sich auf dem Rücksitz zusammengerollt hatte. Die blonden Locken waren unversehrt. Ein Mädchen. Vielleicht war die Kleine eingeschlafen und friedlich gestorben, während sie auf die Rückkehr ihrer Mutter gewartet hatte.

War sie an der Strahlung gestorben? Oder an der Pest? Wer konnte das schon sagen.

Wir umrundeten weitere Autowracks, vermieden es dabei, ins Innere zu sehen, achteten aber darauf, ob sich drinnen etwas bewegte. Doch es blieb alles ruhig. Bis wir zu einem gestrandeten Kleinbus gelangten, in dem Menschen saßen.

»Bleibt, wo ihr seid!«, befahl ich ihnen mit gezogener Waffe. »Dann gibt's keine Probleme.«

Aber diese Menschen würden uns keine Probleme machen, wie wir sofort merkten. Es waren vier oder fünf ... Ein Mann, eine Frau und zwei oder drei Kinder. Vielleicht eine Familie. Sie kauerten dort, voller Angst. Der Gestank, der von ihnen ausging, drehte mir den Magen um. Es roch nach Wundbrand und alten medizinischen Verbänden, aus denen Blut und Eiter sickerte.

Kein Wunder: Ihre Gesichter wiesen aufgequollene Wunden auf – Pestbeulen, die aufgeplatzt waren und bluteten. Einem der Kinder schien ein Gewächs aus dem Auge zu sprießen. Alle machten beim Luftholen so rasselnde Geräusche, als wären ihre Atemorgane völlig verschleimt. Der Mann streckte eine Hand nach uns aus, bekam einen Hustenanfall und spuckte einen Schwall dunklen Blutes auf den Gehweg.

Der Gestank war unglaublich.

»Fieber«, sagte Janie. »Die haben das Fieber.«

Während wir alle zurückwichen, kroch die Familie mit ekelhaften Geräuschen auf uns zu, aber keiner von uns schoss auf sie. Blut und sonstige Körperflüssigkeiten in der Luft zu verteilen, war das Letzte, worauf wir aus waren. Viele der Krankheitskeime, die aufgrund des radioaktiven Niederschlags mutiert waren, wurden durch die Luft übertragen. Inzwischen benutzte man für sie die Sammelbezeichnung »das Fieber«. Es war ein zoologischer Garten voller Krankheitserreger, den die militärischen Seuchenexperten früher »tödliche Überträger« genannt hatten. Und nun standen die Käfige dieses Zoos zu unserem Unglück weit offen, und diese winzigen Bestien hatten sich hinausgeschlichen, sodass sie sich jetzt in der Luft, im Wasser oder sonst wo tummeln konnten.

Ich flüchtete, gefolgt von meinem Trupp. Abgesehen von den radioaktiven Kindern gab es nichts, das uns solche Angst einjagte wie von Pest befallene Körper.

Als ich die Straße überquerte, musste ich mir den Weg durch Treibsand bahnen. Kurz darauf umrundete ich einen verrosteten Möbelwagen und wäre fast in mein Unglück gerannt: In Mondlicht getaucht, lauerte dort ein Hund, dazu noch ein recht großer. Sah so aus, als wäre er mal ein Schäferhund gewesen, aber das war nicht mehr klar zu erkennen. Er hatte ein räudiges Fell mit zahlreichen offenen Wunden und kahlen Stellen, aus denen bizarre rosafarbene Geschwülste wie Hefeteig quollen. Aus diesen Tumoren tropfte eine zähe dunkle Flüssigkeit.

Um mit dem Hund nicht zusammenzupral-
len, ließ ich mich auf den Hintern fallen und rutschte auf dem Hosenboden nach hinten, bis die anderen mich eingeholt hatten. Aus

der Kehle des Hundes drang leises Jaulen. Das, was von seinem Fell noch übrig war, hatten die Absonderungen aus Wunden und Tumoren zu stacheligen Büscheln verklebt. Er hatte nur noch ein gesundes Auge; das andere hatte ein aus seinem Schädel sprießendes, rötlich pulsierendes Gewächs überlagert. Der ganze Körper wirkte schlaff und schwabbelig.

Schließlich riss er die Schnauze auf und knurrte, wobei er Schleim absonderte.

»Na komm schon«, forderte ich ihn auf.

Und das tat er. Als er sich anspannte und zum Sprung ansetzte, schoss ich zweimal. Eine Patrone durchschlug seinen Brustkorb, die andere seinen Kopf, halbierte ihn fast. Am ganzen Körper zuckend, fiel er auf das Pflaster, blieb dort leise jaulend liegen und warf den lädierten Kopf so hin und her, dass jede Menge Blut auf den Gehweg spritzte.

Nichts wie weg hier! In der Ferne hörte ich weitere Hunde heulen. Ich hatte zwar keine

Ahnung, nach was ich Ausschau hielt, wusste aber, dass ich mein Ziel auf den ersten Blick erkennen würde. Und schließlich entdeckte ich unseren Unterschlupf für die Nacht: ein Geschäft für militärischen Bedarf, dessen Tür offen stand.

Nachdem wir unsere Taschenlampen eingeschaltet hatten, gingen wir hinein. Drinnen hatten sich Blätter und Sand angesammelt. Die Regale mit den Auslagen waren umgekippt, und irgendjemand hatte eine Vitrine mit Kriegsmedaillen zertrümmert, doch ansonsten wirkte der Laden ziemlich unversehrt, was in diesen Zeiten wirklich ungewöhnlich war. Ich schloss daraus, dass Krankheiten und Seuchen in South Bend schwer gewütet haben mussten.

»Carl? Schließ die Tür, sperr sie ab und verbarrikadier sie mit irgendwas«, sagte ich.
»Hilf ihm dabei, Texas.«

»Jemand muss es wohl tun.«

Ich kehrte den beiden den Rücken. »Und du, Janie, siehst dich am besten nach einem Schlafplatz für uns um. Es wird erst in sechs Stunden hell.«

Nachdem jeder seine Aufgabe erledigt hatte, bereiteten wir uns auf eine lange Nacht vor.

4

Das Gute an dieser Nacht war, dass uns, mal abgesehen von Hundegebell und dem gelegentlichen Scharren und Trippeln der Ratten, die jetzt die Straßen heimsuchten, nichts und niemand belästigte. Im hinteren Teil des Ladens hatte Janie einen Abstellraum gefunden, in dem wir schlafen konnten – während jeweils einer von uns Wache schob.

Als schließlich der Morgen anbrach und sich die Schrecken der Nacht in ihre Löcher verzogen, stellte sich heraus, dass dieser Laden eine wahre Goldgrube war, denn im Keller stießen wir auf einen Lagerraum voller

Kostbarkeiten. Nachdem wir die abgesperrte Tür mit einem Brecheisen aufgestemmt hatten, entdeckten wir zahlreiche Kartons mit gefriergetrockneter Fertignahrung und Konserven jeder Art, Kisten mit Wasserflaschen und jede Menge Tabletten zur Wasseraufbereitung. Darüber hinaus auch solche nützlichen Dinge wie Schlafsäcke, Taschenlampen, wasserdichte Regenkleidung, Parkas, Decken, Verbandskästen und Reiseapotheken. Das Erdgeschoss bot uns Tarnkleidung in allen Größen, die aus amerikanischen und britischen Armeebeständen stammte.

Während Janie und ich Inventur machten, gingen Texas Slim und Carl auf die Suche nach einem fahrtüchtigen Wagen. Sie waren noch nicht mal aus der Tür, als sie darüber zu streiten begannen, wessen Mutter pro Nacht mehr Rocker »bedient« hatte. Ich war froh, die beiden vorübergehend los zu sein, denn diese ständigen Frotzeleien,

Beleidigungen und Streitereien konnten einem schwer auf den Wecker gehen, auch wenn solche Spielchen den beiden offensichtlich Spaß machten.

»Hier liegt tonnenweise nützliches Zeug herum«, meinte Janie, die zwischen Stapeln von Decken, Klamotten und grünen Erste-Hilfe-Kästen stehen geblieben war.

»Wir nehmen nur mit, was wir wirklich brauchen.«

Das war mittlerweile ein ungeschriebenes Gesetz. Es war Unsinn, sich wie ein Vielfraß oder Nimmersatt zu verhalten und mit allzu viel Gepäck zu belasten. Man nahm nur das Nötige mit und überließ alles andere irgendeinem anderen Unglücksraben. Ich wusste, dass wir bei Weitem nicht die Einzigen waren, die sich an diese Regel hielten. Selbstverständlich gab es auch jede Menge Leute, die das nicht taten, aber ich war fest davon überzeugt, dass das Schicksal sie letztendlich dafür bestrafen würde.

»Meinst du, die beiden schaffen es, einen intakten Wagen aufzutreiben?«, fragte ich Janie. »Wie stehen die Chancen deiner Meinung nach?«

Sie lachte. »Ganz gut, sofern sie sich nicht vorher gegenseitig umbringen.«

»Ach was, die hängen doch irgendwie aneinander. Nur drücken sie ihre Gefühle füreinander auf recht seltsame Weise aus.«

»Komm mit ins Lager, Nash, ich will dir was zeigen.«

Im Keller schloss sie die Tür hinter uns ab.

»Was willst du mir zeigen?«

»Was glaubst du denn?« Irgendetwas verlieh ihren Augen besonderen Glanz. »Du hast doch dasselbe wie ich im Sinn. Und ich hab's satt, die Naive zu spielen.«

Die Hitze, die in Janie brannte, übertrug sich auch auf mich, verzehrte mich geradezu. Janie war wirklich wunderschön. Und trotzdem stand mir plötzlich und ungewollt, wie so oft, das Bild meiner Frau vor Augen

und überlagerte alles. Shelly. Lieber Gott, *Shelly*. Ich musste an den Leberfleck an ihrem Oberschenkel denken. An ihr Lachen. An die vielen liebevollen Zettel, die sie in meine Lunchbox geschmuggelt hatte. An das Gefühl, wenn wir Hand in Hand gingen. Und auch daran, wie sie bei unserer Hochzeit ausgesehen hatte und wie glücklich und vom Schicksal begünstigt ich mich gefühlt hatte, als ich wusste, dass wir für immer zusammengehörten. Und wie stets sah ich gleich darauf vor mir, wie sie in jener Nacht, von Cholera gezeichnet, in meinen Armen gestorben war. Gelb am ganzen Körper, nur noch Haut und Knochen. Jeder flache Atemzug hatte ihren Brustkorb erschüttert. Und wieder und wieder hatte mir meine innere Stimme zugeflüstert: *Es ist Shelly, die hier stirbt. Deine Frau. Ihr Schmerz ist dein Schmerz.*

Aber all das war Vergangenheit.

Und mit der Zeit verblasst.

Während Janie mich ansah, verdüsterte sich ihr Blick, als wäre ein Schatten über ihre Augen gefallen. Doch das hielt nicht lange an, denn bald darauf löste ich mich aus meinen Erinnerungen, war wieder bei ihr, verlor mich in ihr.

Sie stellte sich vor mich, griff nach meinen Händen und legte sie sich auf die warmen Brüste. Ich fühlte ihr Herz schlagen – ein wunderbarer, gleichmäßiger Rhythmus. Ich küsste sie, drang mit meiner Zunge in ihren Mund ein, und daraus ergab sich alles andere. Als ich später, nach der sexuellen Befriedigung, voller Wärme daran dachte, hatte ich das Gefühl, tatsächlich mit Janie *verschmolzen* zu sein, auch wenn das wie ein Zitat aus einem billigen Groschenroman klingen mag. Es war kein Akt sanfter Verführung gewesen – es war dabei überhaupt nichts Sanftes oder Zartes im Spiel gewesen –, sondern eine von absolutem und wechselseitigem Verlangen gespeiste Vereinigung

zweier Menschen. Mit zitternden Fingern hatten wir Knöpfe und Reißverschlüsse geöffnet und sofort danach hatte ich mich auf ihr und in ihr bewegt, während ihr heißer, schwerer Atem in mein Ohr drang.

Sie stöhnte und bat mich, ewig so weiterzumachen. Und ich sagte ihr, wenn ich mich recht erinnere, wie sehr ich sie liebte. Als wir kamen, schrien wir beide auf. Auch wenn dieser Liebesakt nicht lange dauerte: Wir verschmolzen dabei auf perfekte Weise miteinander.

Immer noch miteinander verschlungen, blieben wir danach liegen, während unsere verschwitzten Körper langsam abkühlten. Schließlich stützte sich Janie auf einen Ellbogen und fragte: »Du denkst sehr oft an deine Frau, nicht?«

»Ja, das stimmt wohl.«

»Aber du redest nie von ihr.«

»Nein.«

»Warum nicht, Nash? Meinst du nicht, dass es dir guttun würde?«

Ich zog mich von Janie zurück, weil mir die Trauer um Shelly erneut zu schaffen machte. »Ich kann es nicht, kann es einfach nicht.«

Janie ritt nicht weiter darauf herum – das war nicht ihre Art. Stattdessen streckte sie ihren goldenen, langgliedrigen Körper neben mir aus. »Vertraust du mir eigentlich, Nash?«

»Ich glaube, du bist die Einzige, der ich wirklich vertraue«, erwiderte ich, und es war mir ernst damit.

»Ich möchte, dass du mir von deiner Frau erzählst. Nicht jetzt, aber irgendwann. Wenn du das tust, mir deinen Kummer anvertraust und mit mir teilst, weiß ich, dass ich auch dir vertrauen kann.«

Die Vorstellung, dass sie mir möglicherweise nicht vertraute, jedenfalls nicht absolut, tat mir weh. Mir war klar, dass sich Carl und Texas Slim nur deswegen an mich

hielten, weil sie glaubten, sie seien bei mir geschützt. Eigentlich hatte das nichts mit Zuneigung zu tun, sondern nur mit ihrer Notlage, vielleicht sogar mit *Angst*. Sie hatten Angst vor dem, wozu ich fähig war – Angst vor dem, was ich beim nächsten Vollmond heraufbeschwören würde. Es verlieh mir in ihren Augen den Anschein von Allmacht. Sie hatten Respekt vor dieser Macht und Angst davor, wie ich sie nutzen könnte.

Doch im Grunde galt diese Angst nicht mir, sondern dem, was ich *das Schattengebilde* nannte.

Aber Janie?

Nein, Janie hatte keine Angst vor mir. Die Beziehung zwischen uns war anders, reichte tiefer. Worin sie eigentlich bestand, war schwer zu sagen oder zu fassen, aber sie war immer und jederzeit präsent. Hin und wieder fürchtete ich, sie werde irgendwann fortgehen und mich allein zurücklassen. Einsam und allein. Und dann würde ich mich

nicht mehr an ihr festhalten können, wenn ich nachts zitternd und schweißgebadet aus Albträumen hochschreckte. Ich würde allein mit der Erinnerung an Shelly fertig werden müssen, wenn sie mich in den frühen Morgenstunden überwältigte und mir die Seele aus dem Leib sog.

Ich streckte die Hand nach Janies wunderbar glatter Haut aus, und dabei flüsterte mir diese penetrante innere Stimme wieder einmal zu: *Mein Gott, sie ist doch noch ein Kind ... Erst 19 Jahre alt und du wirst in drei Jahren 40 sein. Herr im Himmel, du könntest glatt ihr Vater sein. Und trotzdem klammerst du dich an sie und schläfst mit ihr. Wie fühlst du dich eigentlich dabei? Pervers? Dreckig?*

Nein, so war es nicht. Vielleicht war es früher mal so gewesen, aber das war längst Vergangenheit. Im tiefsten Graben versenkt, den man sich vorstellen kann. Unmöglich, in diesen Zeiten richtig und falsch noch

voneinander zu unterscheiden. Ich wusste nur, dass ich meine Beziehung zu Janie als richtig *empfand*, und das genügte mir. Denn diese Beziehung war alles, an das ich mich klammern konnte. Ich glaubte Janie zu lieben.

Und weil ich sie liebte, wünschte ich ihr den Tod.

Sie war einfach zu kostbar dafür, so wie alle anderen im Dreck zu landen. Immer noch hielt sie an Moral und Ethik fest, und für diese Dinge ließ diese Welt einfach keinen Raum mehr.

»Ich möchte, dass du mir vertraust«, sagte ich. »Ich brauche dein Vertrauen.«

»Vertraust *du* mir denn?«

»Ja.«

»Das will ich auch hoffen.«

»Ich liebe dich.«

Sie bettete den Kopf auf meine Brust.
»Dann liebe ich dich wohl auch.«

»Das klingt ja ziemlich unverbindlich. So, als wolltest du dich nicht festlegen.«

»Wie sollte man sich in einer Welt wie dieser noch festlegen können, Nash.«

Während ich so dalag und Janie spürte, mich als Teil von etwas spürte, fühlte ich mich dennoch einsamer als je zuvor in meinem Leben. Im Inneren quälte mich das, was ich getan hatte, was ich verloren hatte und niemals wiederfinden würde. Ich empfand es bei jedem Herzschlag, bei jedem Pulsieren meines Blutes. Ich öffnete den Mund, um Janie davon zu erzählen, schloss ihn aber wieder, denn mit meinem inneren Auge sah ich, wie meine Frau auf mich hinunterblickte.

Ja, tief im Inneren empfand ich Qualen, nichts als Qualen, und es war gar nicht nötig, ihnen einen Namen zu geben.

Die Albträume setzten, glaube ich, in unserer ersten Nacht in South Bend ein. Wie wir alle hatte ich auch vorher schon hin und wieder unter Albträumen gelitten, aber niemals unter solchen wie diesen. Sie als *Träume* zu bezeichnen war genauso untertrieben, als würde man eine 500-Megatonnen-Wasserstoffbombe nur eine *Bombe* nennen. Und das wirklich Unheimliche daran war, dass sie möglicherweise gar keine Träume waren. Dafür waren sie allzu ... greifbar – zu *körperlich*, falls das irgendwie plausibel klingt.

Ich kann nur sagen, dass Folgendes passierte, als Janie neben mir in der Abstellkammer schlief und Texas Slim und Carl auf der anderen Seite des Raums schlummerten: In meinem Traum öffnete ich die Augen und erblickte den von Schatten überzogenen Abstellraum. Ich setzte mich auf, blinzelte und sah mich mit namenloser Furcht um. Ich wollte hinaus, irgendetwas unternehmen, konnte mich jedoch nicht

bewegen. Vielleicht hatte ich auch nur Angst davor. Obwohl dieser Raum fensterlos war, leuchtete die ganze hintere Wand plötzlich auf, als wäre sie in blasses Mondlicht getaucht. Nur war es kein Mondlicht: Dieses Licht war energiegeladen, phosphoreszierte und flackerte. Nein, der Ausdruck »Licht« wird diesem Phänomen nicht gerecht. Es war heftig strudelnde phosphoreszierende Materie, lebendige Materie, die sich ausdehnte und schließlich die ganze Wand einhüllte, so dass nichts mehr von der Mauer zu sehen war. Und dabei zischte und brodelte dieser Wirbel, was zusätzlich an meinen Nerven zerrte.

Voller Ekel und Entsetzen wollte ich schreien – vielleicht tat ich es auch. Denn diese große, sich dahinschlängelnde Masse nahm immer mehr Raum ein. Sie sah so aus, als hätten sich Tausende leichenblasser Schlangen darin vereinigt, die sich jetzt wie Seile wanden, ineinander verhedderten, aus ihren

eigenen Körpern neue erzeugten und sich von einem Kern aus nach außen schoben. Und dieser Kern ähnelte einem Gesicht. Nur hatte es anstelle eines Mundes einen Schlitz, der zu einem hämischen Grinsen verzogen schien. Und diese Fratze hatte auch so etwas wie Augen, böse, nach oben gewandte Augen, in denen gestaltlose dunkle Leere pulsierte. Der Rest des »Kopfes« veränderte ständig die Form, zog sich zusammen, verlängerte sich, morphte. *Das Antlitz der Medusa*, dachte ich in meinem Traum. *Ich starre auf das Antlitz der Medusa*. Nur war diese Medusa völlig fremdartig und wirkte durch und durch obszön. Eine aus unzähligen Teilchen bestehende Einheit, die anstelle eines Gesichts ein groteskes, verschwommenes Gebilde hatte und aus weißen, sich windenden Tentakeln bestand. Genau wie das Gesicht bildeten diese Tentakel keine feste Form, sondern setzten sich aus zahllosen hin und her zuckenden Fäden

zusammen, die ihrerseits zahllose miteinander verflochtene Fasern vereinigten.

Während ich dieses Phänomen beobachtete, begann sich diese ganze Masse zu entrollen, bis es so aussah, als wäre die hintere Wand ein Nest, in dem sich eine riesige Anzahl glatter, weißer Kobras, deren Körper sich aus miteinander verflochtenen Würmern zusammensetzten, hin und her schlängelten.

Das Gesicht war dabei nicht verschwunden, jedenfalls nicht vollständig. Es höhlte sich zwar aus und löste sich zu zähen lebenden Fäden auf, aber die böswilligen Augen starrten mich auch weiterhin an. Sie sahen zu, wie ich dort mit geballten Fäusten und wild schlagendem Herzen kauerte, während mir saurer Schweiß aus den Poren rann.

Eindeutig hatten sie ein perverses Vergnügen an meinem Entsetzen und schienen zu sagen: *Du kannst zwar weglaufen, Nash,*

aber du kannst dich nicht verstecken. Ich, geboren aus winzigen Teilchen des Äthers, bin jetzt auf dem Vormarsch in die Wirklichkeit, wie du stets vermutet hast. Mein Weg führt von Osten nach Westen. Ich lasse nichts als Friedhöfe und weiß schimmernde Knochen hinter mir zurück. Und wenn du nach Westen ziehst, wende ich mich ebenfalls dorthin. Du beeilst dich besser, denn ich bin dir auf den Fersen. Youngstown habe ich bereits in einen Friedhof verwandelt. Die Straßen, auf denen du als Kind gespielt hast, sind mit aufgeblähten Leichen und angengagten Knochen übersät. Es gibt dort nur noch Fliegen, Ratten und Bussarde. Über die ganze Stadt hat sich der Gestank von Verwesung gelegt, der in die Lüfte steigt, während am Boden Totenstille herrscht. Jetzt nehme ich mir Cleveland vor. Und bald schon alles, was dir bis jetzt geblieben ist. Wirst du schreien, wenn ich dir Janie raube, deinen süßen kleinen Liebling? Oder wirst

du um dein eigenes elendes Leben schwächern, während die schwarzen Pocken ihren Körper vereinnahmen – während sie im gelben Meer der eigenen giftigen Körperflüssigkeiten ertrinkt – während aus ihren Poren verseuchtes Blut spritzt – während sie schwarzen Schleim spuckt, der aus ihren verflüssigten Eingeweiden hochsteigt? Was wirst du tun, Nash? Was wirst du mir anbieten?

Es war schon schlimm genug, dass dieses Ding in meinen Kopf gedrungen war und mich quälte, doch noch schlimmer war, dass es mich *berührte*. All diese sich windenden, sich entrollenden Fäden griffen nach mir, legten sich über mich, glitten wie Eissplitter in mich hinein, bohrten sich in meinen Körper und verseuchten ihn. Und das tat unglaublich weh. Als mich dieses Ding einverleibte, in sich aufnahm, neu erschuf, zu einem Teil dieses monströsen Parasiten, der Medusa, machte, durchliefen mich Wellen

des Schmerzes, die mich erzittern ließen und in wahnsinnige Drehbewegungen versetzten. Mein Blut erkaltete und klumpte sich zu pur-em Gift zusammen, meine Eingeweide lösten sich zu einer von Mark gesättigten Beize auf, mein Gehirn verwandelte sich in eine Masse grauen Gelees. Während das Gift in alle meine Zellen drang, eine nach der anderen infizierte, dehnten sie sich so lange aus, bis sie sich schließlich in einem Regen verseuchten Zellplasmas entluden. Ich war nur noch ein lebender Leichnam, der in seinem eigenen Unrat aus vergifteter Gallenflüssigkeit und verseuchtem Blut ertrank.

Ich verlor dabei den Verstand, wurde in ein Schwarzes Loch des Wahnsinns hineingesaugt, konnte aber immer noch eine Stimme hören. *Meine Stimme, die wild kreischte: Nash, Nash, Nash! Erkennst du denn nicht, was das ist und was es vorhat? Wirf einen Blick zurück, sieh nach Osten, der jetzt nur noch ein einziger großer Knochenhaufen ist,*

an dem die Vögel picken. Dort gibt es gar nichts mehr, keine Sonne, kein Licht! Dieses Ding zerstört alles auf seinem Weg und hinterlässt nur eine pechschwarze Leere, die sich immer weiter ausbreitet. Und jetzt ist es auf dem Vormarsch, kommt mit jedem Tag näher. Lauf um Gottes willen, um Janies willen oder auch um deinetwillen los, so schnell du kannst ...«

An diesem Punkt erwachte ich aus dem Traum – falls es denn einer gewesen war. In Schweiß getränkt, der mir heiß und zugleich eiskalt vorkam, torkelte ich zur Tür und verließ die Abstellkammer. Meine Eingeweide waren von unten nach oben gestülpt und die Beine trugen mich kaum, sodass ich gegen Wände prallte und über die eigenen Füße stolperte. Meine Muskeln schmerzten und zuckten, der Rücken hing durch, die Hände zitterten. Mein Kopf kam mir vor wie in einen Schraubstock gespannt und Wellen von Schmerz drohten mir den Schädel zu

spalten. An meinem Gesicht rannen Tränen herunter und die Zähne schlugen aufeinander. Und ich empfand ein solches Gefühl von Ekel, als hätte ich einen von Würmern zerfressenen Leichnam umarmt.

Doch das, was mich umarmt hatte, war weit schlimmer gewesen: kein Leichnam, sondern der *Leichenmacher*.

In der kühlen Nachtluft fiel ich vor dem Laden auf die Knie. Scherte mich nicht um Rudel wilder Hunde, verstrahlte Kinder oder sonstige Gefahren. All das zählte nicht im Vergleich zu dem, was ich gerade durchgemacht hatte. Ich wusste nicht, ob es nur ein Albtraum, Realität oder ein von einem Fieberwahn ausgelöstes Gemisch aus beidem gewesen war. Ich wusste nur, dass ich den penetranten Gestank verwesender Leichen in den Städten des Ostens tatsächlich gerochen hatte und in meinem Mund immer noch so etwas wie bittersüße Gallenflüssigkeit schmeckte.

Mehrmals übergab ich mich, bis alles draußen war und ich mich gereinigt fühlte. Doch selbst danach brachte mich der brutale Gestank des Erbrochenen – es roch völlig anders als alles, was mein Magen je von sich gegeben hatte – zum trockenen Würgen, das meinen ganzen Körper erschütterte.

Irgendwann kam Janie nach draußen. »Ist dir nicht gut, Nash?«

Mit heißem, aber wachsbleichem Gesicht und blutunterlaufenen tränenden Augen sah ich zu ihr auf. Schluckte einmal, zweimal, konnte aber kein Wort herausbringen. Als wir wieder drinnen waren, trank ich etwas Wasser und rauchte eine Zigarette. Und die ganze Zeit über starrte Janie mich an und wollte eine Antwort. »Nash, Nash? Du lieber Himmel, Nash, rede doch mit mir!« Aber das konnte ich nicht. Denn falls ich den Mund aufmachte und den Kehlkopf, der mir wie eingerostet vorkam, benutzte, würde nur eines in einem einzigen Schwall

herausdringen: pures, ungezügelter Entsetzen. Der Schrei, der jeden anderen Schrei in den Schatten stellen würde. Ich fürchtete, nie wieder damit aufhören zu können, sobald ich diesen Schrei herausließ.

Deshalb sagte ich nichts. Kein Wort.

In Janies Augen konnte ich Sorge um mich lesen, ja, aber auch Angst. Sie fragte sich, ob mich das Fieber erwischt hatte. Aber das, was ich nicht auszusprechen, nicht in Worte zu fassen wagte, war die Tatsache, dass mich nicht das Fieber, sondern die *Quelle aller Fieber* in ihrem Griff hatte. Und diese Quelle war auf dem Vormarsch. Rückte Tag für Tag näher. Ein namenloser Schrecken, darauf aus, alles zu vernichten, was von der Spezies Mensch noch übrig war.

6

Texas Slim und Carl fanden tatsächlich einen Wagen für uns – und was für einen! Etwa eine Stunde, bevor ein weiterer Sandsturm

wütete, kehrten sie damit zu uns zurück. Zwar fiel ihnen das Schweigen zwischen Janie und mir sicher unangenehm auf, doch sie fragten nicht, was passiert sei. Stattdessen nahmen sie uns mit nach draußen, um uns ihren Fund vorzuführen.

Beim Anblick des Wagens musste ich lachen, genau wie Janie.

Bei all den Dinosauriern im Dschungel der Automobile waren sie ausgerechnet auf einen VW-Kleinbus gestoßen, der zu Zeiten des Vietnamkriegs neu gewesen sein musste. Der Bus war abgenutzt und hatte jede Menge Dellen, und irgendjemand hatte ihn mit Blumenmotiven, Friedenszeichen und anderen, psychedelischen Symbolen überstrichen, die im Laufe der Jahre verblasst waren. Es war ein wirklich hässliches Fahrzeug, das ausgezeichnet in diese hässliche neue Welt passte.

»Wo zum Teufel habt ihr den denn aufgetrieben?«

»In der Garage von jemandem«, erwiderte Carl und kratzte sich am dichten, schwarzen Bart. »Wir haben die Garagen in diesem Viertel nach was Brauchbarem durchgekämmt und da sind wir auf den Kleinbus gestoßen. Sieht scheiße aus, klar, aber er läuft noch und kann uns von hier wegbringen. Vielleicht nach Michigan City oder Gary in Indiana – egal, wohin.«

»Wurde sogar ein bisschen gepflegt und gewartet, Nash«, setzte Texas Slim nach. »Übrigens haben wir auch seinen Besitzer gefunden. Er lag auf dem Garagenboden, hatte immer noch einen öligen Lumpen in der Hand.«

»Ist er am Fieber gestorben?«, presste ich heraus, weil mir mein Traum nicht aus dem Kopf ging.

Texas schüttelte den Kopf. »Nein, sah nach der Strahlenkrankheit aus. Sein Haar war ausgefallen und er hatte auch andere Symptome.«

»Ja, aber fast hätten wir den Bus nicht bekommen, weil da ein Hund im Garten war«, erklärte Carl.

»Oh je, gleich wirst du die Geschichte in voller Länge erzählen, wie?«, stöhnte Texas Slim.

»Ein Hund?«

»Ja, eine große schwarze Hündin. War da draußen wahrscheinlich schon tagelang angekettet und so durchgedreht, dass sie Schaum vor dem Maul hatte. Und der gute alte Texas hat versucht, sich mit ihr anzufreunden. Wollte sie streicheln.«

»Stimmt doch gar nicht.«

»Klar wolltest du das.«

»Nein, wollte ich nicht.«

»Doch, du Depp. Hast so süß und lieb auf sie eingeredet, als wolltest du das Miststück bumsen. Nicht, dass mich das gewundert hätte.«

Texas lachte nur. »Hör mal, Nash, das hat mein Freund hier, der mit dem kleinen

Pimmel, einfach frei erfunden. Carl verliert manchmal den Überblick, weil mit seinem Kopf was nicht stimmt. Ist ja auch kein Wunder bei einer Mutter, die's in Haus und Hof mit allem und jedem getrieben hat, was nicht rechtzeitig auf den Bäumen war.«

Carl machte einen Schritt auf ihn zu. »Was hab ich dir von meiner Mutter erzählt?!«

»Nur Dinge, die ich schon auf Klowänden gelesen hatte.«

»Mach nur so weiter, du geistig minderbemittelter Hurensohn. Irgendwann wirst du deinen winzigen Pillermann mal in irgendwas reinstecken, das ihn dir abbeißt.«

»Ich werd ihn einfach von deinem Maul fernhalten.«

An diesem Punkt musste ich wieder mal dazwischengehen, denn das Letzte, was ich jetzt brauchen konnte, war ein Kampf, bei dem sich diese zwei Arschlöcher verprügelten und einander die Zähne einschlugen. Als

hätten wir nicht schon genug Sorgen! Und gleich würde der Sandsturm einsetzen.

Also bat ich Carl, den Bus in irgendeiner Garage abzustellen. Als er zurückkehrte, war der Sandsturm schon in vollem Gange. Uns blieb nichts anderes übrig, als uns wieder in dem Laden für Armeebedarf zu verschanzen und den Sturm auszusitzen. Und so blieben wir noch vier volle Tage in South Bend. An Aufbruch war nicht zu denken, denn die Sichtweite war auf wenige Meter zusammengeschrumpft.

Wir hörten, wie der Sand durch die Straßen fegte, angetrieben von Höhenwinden, die durch die Stadt heulten und sie mit Verwehungen und Sandhosen unter sich begruben.

Die Sandhosen peitschten auch gegen unser Gebäude. Das ging tagelang so. Wir lauschten darauf, wie der Sturm toste und der feinkörnige Sand gegen die Fenster rieb. Sofern er feine Risse fand, drang er auch in

den Laden ein, sammelte sich am Fußboden und überzog die Auslegwaren und Regale mit einer Pulverschicht.

Wir saßen den Sturm unten im Lagerraum aus. Doch selbst hier unten spürten wir, wie sich der Sand auf unsere Haut legte, uns die Poren verstopfte, in unser Haar geriet und unsere Gesichter einstaubte. Es schien einfach nicht mehr aufzuhören.

Wir kuschelten uns aneinander, blätterten alte Zeitschriften durch, und keiner sprach viel. Wir alle wollten möglichst schnell weg aus dieser desolaten Festung – zurück auf die Straße.

Doch Mutter Natur hatte anderes mit uns vor.

Während wir warteten, versuchten Carl und Texas Slim andauernd, einander schweigend niederzustarren. Janie beachtete die beiden kaum und zeigte mir die kalte Schulter. Auf diese Weise zog sich das Warten verdammt lange hin. Ich verbrachte die Zeit

damit, die Karte mit den vielen Eselsohren zurate zu ziehen und fragte mich dabei, auf was wir auf der Interstate stoßen würden. Die ganze Zeit über saß ich wie auf Nadeln, weil wir hier feststeckten.

Ich wurde den Traum nicht mehr los. Mag sein, dass ich unter Verfolgungswahn litt – ja, eindeutig –, aber ich spürte deutlich, dass aus dem Osten etwas Hässliches auf uns zukam. Vielleicht hatte ich es sogar schon seit längerer Zeit gespürt. Jedenfalls zweifelte ich nicht daran, dass dieses Hässliche real war. Wir konnten nur überleben, wenn wir weiter nach Westen zogen. Das musste so sein, und keiner der anderen wollte wissen, warum.

Sie wussten, warum.

Sie wussten sehr wohl Bescheid.

Und sie wussten auch, dass es nicht mal mehr eine Woche bis zum nächsten Vollmond war und ich bald das nächste Opfer aussuchen musste.

Die Zeit des Schattengebildes rückte näher
und näher ...

GARY, INDIANA

1

Wir kamen an einem stillen, nebelverhangenen, Unheil verkündenden Tag in der Stadt an. Unser Hippie-Bus, der VW, pff in- zwischen auf dem letzten Loch. Genau wie die wilden Tage der freien Liebe in Haight-Ashbury hatte der Bus seine besten Zeiten hinter sich. Auf der Interstate 80 Richtung Gary setzte sein Motor zweimal aus, und Carl erklärte, die Radlager seien im Eimer und der Vergaser verstopft. Deshalb rollten wir mehr oder weniger im Leerlauf in die Stadt hinein, wobei diese Liebeskutsche so keuchte wie ein asthmatischer alter Mann. Wir brauchten unbedingt ein anderes Fahrzeug, schließlich konnten wir nicht zu Fuß quer durchs Land tippeln.

Wir schlugen einen Bogen um Tolleston und fuhren mitten durch Ambridge bis zur

Innenstadt. Mittlerweile spuckte unser VW-Bus ständig blaue Rauchwolken aus. Er rollte noch bis zu einer Reihe von Wohnhäusern und erstarb dann mit einem lauten Knall aus dem Auspuff.

Carl, der hinter dem Steuer saß, fluchte. Und gleich darauf fluchte er noch ein zweites Mal.

Ich stieg aus und fächelte mir mit einer Baseballkappe der Cleveland Indians Luft zu, denn mein Gesicht war völlig verschwitzt. In der hohlen Hand, um das Streichholz vor dem Wind zu schützen, zündete ich mir damit eine Zigarette an, die schal nach altem Tabak schmeckte. Danach musterte ich die desolate Szenerie: die umgekippten Autos, die Trümmer, den Abfall in den Gassen, die Sandverwehungen vor den Gebäuden. Auf einer Verkehrsampel saß eine Krähe und krächzte. Es war ein heißer, diesiger Tag, so trocken wie von der Wüstensonne gebleichte Gebeine. Ringsum war nichts Auffälliges zu

sehen oder zu hören. Wie in den meisten Städten seit den Bombardierungen herrschte auch hier Grabesstille. Am Randstein stand ein Pick-up, hinter dessen Lenkrad ein vermutlich von Vogelmist verkrustetes gelbliches Skelett saß, denn zwischen dessen Rippen hatten Vögel ihre Nester gebaut.

Ich versuchte ein Gefühl für diese Stadt zu bekommen. Dafür, wo wir uns am besten hinwenden und, nach unserer Ankunft an diesem Ziel, was wir unternehmen sollten.

»Tote Hose, Nash. Lass uns weiterfahren!«, rief Texas Slim mir aus dem Kleinbus zu.

Ich ignorierte ihn, entfernte mich ein Stückchen vom Bus und musterte die zerstörten Gebäude ringsum. Ich sah zwar kein Leben, keine Bewegung, wusste aber, dass es irgendwo da draußen noch so was geben musste. Irgendwelche Augen beobachteten mich heimlich, taxierten mich. Die Zeiten, in denen man Fremde noch mit offenen Armen

empfangen hatte, waren längst vorbei – so lief es heute nicht mehr.

Irgendwo in dieser Stadt musste es noch Menschen geben und nicht alle von ihnen konnten von der Strahlenkrankheit oder Seuchen befallen sein. Ich musste nur irgendwie und irgendwo einen von ihnen finden, schließlich würden wir bald Vollmond haben.

Denn falls ich hier kein Opfer fand, würde ich eines aus meinem Trupp auswählen müssen, und diese Vorstellung war mir mehr als zuwider.

Mittlerweile waren wir zu fünft: Janie und ich, Carl und Texas Slim sowie der Neue, Gremlin. Wir nannten ihn Gremlin, weil wir ihn in Michigan City eingesperrt in dem Kofferraum eines uralten Gremlin gefunden hatten. Gremlin hieß dieser hässliche Kleinwagen, den die American Motors Corporation von 1970 bis 1978 produziert hatte.

Als wir den Jungen fanden, sagte er, in der letzten Nacht seien Krätzekranke auf Beutezug gewesen, deshalb habe er sich im Kofferraum versteckt. Später habe er sich nicht aus eigener Kraft daraus befreien können. Er war darin so eingekeilt, dass wir alle mit anpacken mussten, um ihn aus dem Wagen zu zerren.

Ich war mir noch nicht sicher, was ich von ihm halten sollte. Es gab Dinge an ihm, die ich nicht mochte – etwa sein ständiges Herumnörgeln –, aber auch welche, die mir gefielen: Was man ihm auftrug, musste man nicht zweimal sagen, er erledigte es ohne jedes Hin und Her. Janie verhielt sich ihm gegenüber neutral, während Carl und Texas gern auf ihm herumhackten. Das war die Art der beiden, dem Neuen auf den Zahn zu fühlen.

Während ich dem VW-Bus den Rücken kehrte und die Straßen musterte, hielt ich nach einem fahrtüchtigen Wagen Ausschau,

sah aber nur Wracks. Plötzlich hörte ich seltsame Geräusche aus der Gasse gegenüber, ohne sie identifizieren zu können. Ich rief den anderen zu, sie sollten im Bus bleiben, vielleicht sei es eine Falle. Mit der Zigarette im Mundwinkel ging ich hinüber, zog die Beretta aus dem Hosenbund, lud durch und bereitete mich auf das Kommende vor.

Von den Schatten der gegenüberliegenden Gebäude fast verborgen, stand ein Mann in der Gasse. Allerdings hatte er kaum noch menschliche Züge. Er war so ausgemergelt, dass er einem Strichmännchen ähnelte, und seine Beine trugen ihn kaum noch. Außerdem schleppte er drei Monster mit sich herum – Ratten. Riesige Ratten, so groß wie Katzen. Aus ihren aufgedunsenen Körpern quollen Geschwulste, die das schmutzige, räudige Fell kaum noch überdeckte. Mit funkelnden Augen, aus denen die Tollwut sprach, sahen sie nur kurz auf und machten sich dann wieder über den Mann her. Das

war es, was ich gehört hatte: die Geräusche gierig fressender Ratten, die dabei wie Hunde, die saftige Knochen abnagen, schmatzten und sabberten.

Es war zwar nicht mehr viel Fleisch an dem Mann dran, doch die Ratten nahmen alles, was sie kriegen konnten. Eine von ihnen hatte die Schnauze in seine Kehle gegraben und zerrte an irgendetwas. Die anderen beiden waren mit seinem Bauch beschäftigt, rissen ihm die Innereien heraus und kauten darauf herum.

Dreiste Mistviecher, dazu noch bei Tageslicht!

Schließlich hob die Ratte, die dem Mann an der Kehle saß, die blutbeschmierte Schnauze und zischte leise, bereit, ihre Beute gegen alles und jeden zu verteidigen. In Kampfhaltung hockte sie sich auf die Hinterbeine. An ihren Schnurrhaaren glitzerten Blutstropfen. Und aus ihrem Bauch hingen sich windende, wurmartige Auswüchse

heraus, die Zitzen ähnelten, nur bewegten sie sich und pulsierten. Ich zielte, drückte ab und befreite den Mann von dem Ungeheuer, indem ich dessen Kopf pulverisierte. Mit zuckenden Beinen wälzte es sich auf dem Boden noch einmal herum und verendete.

Die beiden anderen Ratten ließen jetzt vom Bauch des Mannes ab, um mich mit ihren roten Augen tückisch anzustarren. Als sie die Mäuler aufrissen, enthüllten sie blutbefleckte Zähne. Von ihren Kiefern baumelten Gewebefetzen herunter. Die Erste erledigte ich mit einem Kopfschuss, die Zweite erwischte ich am Bauch. Aufkreischend und blutend versuchte sie noch wegzukrabbeln, wobei sie die inneren Organe hinter sich her über das schmutzige Pflaster schleifte, doch nach einem weiteren Schuss rührte sie sich nicht mehr.

Der sterbende Mann blickte auf, das Gesicht von entsetzlichen Qualen verzerrt. Ursprünglich hatte er sich hinter einem

Müllcontainer versteckt – ich sah die Blutspur zur Gasse – und zweifellos hatten sich die Ratten schon dort auf ihn gestürzt und an ihm gütlich getan. Während ich ihn beobachtete, wünschte ich, ich hätte irgendwas für ihn tun können. Es herrschten zwar harte, grausame Zeiten, aber in Situationen wie dieser war ich immer noch fähig, Mitgefühl zu empfinden. Ich hätte dem armen Kerl wirklich gern geholfen. Aber es war zu spät und ich war nun mal kein Wundarzt.

Die Ratten hatten irreparablen Schaden angerichtet, dem Mann auf grauenhafte, widerwärtige Art zugesetzt: Sie hatten ihm Kehle und Bauch aufgerissen und seine Eingeweide herausgezerrt und zerbissen. Schlimm genug, aber er war offensichtlich schon vorher dem Tode geweiht gewesen – aufgrund der Verstrahlung. Mittlerweile hatte ich das schon häufig gesehen und konnte es erkennen. Dem Mann waren fast alle Haare ausgefallen und der Schädel und die

Haut waren aufgesprungen und von gezackten Furchen durchzogen. Überall hatte er Geschwüre. Er hatte auch die meisten Zähne verloren und die wenigen, die ihm geblieben waren, saßen als bräunliche, verfaulte Stümpfe im Zahnfleisch. Darüber hinaus blutete er aus den Ohren, der Nase, dem Mund und sogar aus den Augen.

Er streckte eine Hand zu mir hoch – eigentlich eine mit grässlichen Flecken übersäte Krallen –, als wollte er ein letztes Mal Verbindung mit einem menschlichen Wesen aufnehmen. Gleich darauf fiel sein Arm herunter und er blieb an Ort und Stelle liegen, wobei er blutete, Gallenflüssigkeit und Blut spuckte und vor Schmerzen keuchte.

»Tut mir leid, Alter«, sagte ich. »Wünschte, ich könnte dir irgendwie helfen.«

Ich spannte mich an und schoss dem Alten eine Kugel in den Kopf, um sein Leiden zu verkürzen. Es war das Einzige, was ich für

ihn tun konnte, trotzdem gab es mir im Inneren ein eiskaltes, leeres Gefühl. Hätte ich irgendein geeignetes Gebet gekannt, hätte ich es jetzt vielleicht vor mich hingemurmelt.

»Es ist nicht von Belang«, flüsterte ich, verblüfft darüber, wie so oft, dass es in meiner Seele nach all der Scheiße, die ich durchgemacht hatte, noch etwas so Immaterielles wie ein Gewissen geben sollte.

Im tiefen Schatten der Gasse raschelte etwas und huschte vorbei.

Weitere Ratten.

Vermutlich befand sich in der Nähe eine ganze Kolonie.

Hastig ging ich zum VW-Bus zurück. Es war noch mitten am Nachmittag und normalerweise wurden die Ratten erst nachts richtig aktiv, aber man konnte ja nie wissen ... Ratten konnten sich unglaublich bösartig verhalten, wenn sie ihre Nester bedroht sahen. Falls sie mich zuhauf verfolgten,

würde es mir nicht mal helfen, mein Waffenmagazin auf sie zu entleeren. Mit ihren Zähnen, Klauen und verlausten Körpern würden sie mich im Nu unter sich begraben und meine Knochen innerhalb von Minuten sauber abnagen.

Sobald ich wieder im Bus saß, wies ich Carl an loszufahren.

Keuchend und ruckelnd setzte sich der Wagen in Bewegung, nahm jedoch nach und nach Geschwindigkeit auf.

2

Das, was ich an Janie am meisten hasste, war ihre brutale Ehrlichkeit. Sie hatte nicht das kleinste bisschen Unaufrichtigkeit in ihrer Seele. Doch in unserer Lage war die Selbsttäuschung und die Täuschung der anderen ringsum pure Selbsterhaltung. Es bewahrte einen davor, verrückt zu werden, und hielt einen am Boden. Aber nicht Janie.

Immer, wenn wir beide allein waren, sah mich Janie mit diesen so wunderbar klaren, so wunderbar blauen Augen an und stellte mir wieder und wieder dieselbe Frage: »Wo gehen wir hin, Nash? Wo bringst du uns hin?«

»Nach Westen«, erwiderte ich jedes Mal.
»Wir ziehen nach Westen.«

»Aber warum nach Westen? Was soll da draußen anders sein als hier?«

»Wir müssen ganz einfach nach Westen. Punktum.«

Dann hielt Janie meistens kurz den Mund, bis sie irgendwann nachhakte: »Will es das Schattengebilde so? Hat das Schattengebilde dir das befohlen?«

Und dann fühlte ich mich plötzlich wie gelähmt vor Angst und es nagte eine böse Vorahnung an mir, die mich bei lebendigem Leib zu verzehren drohte. Ich konnte kein Wort herausbringen, blieb, Janie in den Armen, nur stumm liegen, spürte den

abkühlenden Schweiß auf ihrer Haut, roch ihren süßen, moschusartigen Duft. Das Schattengebilde, oh Gott! Was es alles wollte, von mir verlangte! Der Gedanke daran, was ich ihm einmal im Monat während des Vollmonds opfern musste, entsetzte mich.

Aber so war Janie nun mal: Ausflüchte nahm sie nicht hin. Die anderen hätten sich niemals getraut, mich so was zu fragen. Sie wussten über das Schattengebilde Bescheid. Wussten, was es wollte ... Und da das kein angenehmes Thema war, brachte es keiner von ihnen je zur Sprache.

Doch Janie war anders: Sie bombardierte mich mit Fragen und ich kam nicht umhin, sie zu beantworten. Wenn ich meine Stimme wiedergefunden hatte, diese alte, verkratzte Stimme, die mittlerweile so abgenutzt und blechern klang wie eine Schellackplatte aus der Steinzeit, erwiderte ich meistens: »Ja, das Schattengebilde will es so. Wir sollen

nach Westen ziehen, weil da draußen irgendetwas wartet.«

»Was?«

»Das weiß ich nicht. Irgendetwas ist da draußen. Mag auch sein, dass es hier etwas gibt, vor dem wir flüchten müssen. Ich weiß es nicht.«

Mehr sagte ich nie. Janie musste nicht erfahren, was ich vermutete: dass irgendetwas hinter uns her war, das seinen Weg quer durchs Land mit Leichen pflasterte, eine Stadt nach der anderen einnahm und dort nur Gebeine zurückließ.

Wenn Janie dann tief ein- und ausatmete, strich ich ihr über den nackten Rücken, über die wunderbar glatte, gebräunte Haut, und dachte dabei daran, wie sehr sie Shelly ähnelte. Nur war Shelly jetzt tot und Janie am Leben.

»Wie lange soll das noch so gehen, Nash? Wann wird das Schattengebilde seinen Hunger gestillt haben? Wann hat es genug?«

Aber darauf antwortete ich nie, denn es machte mich krank, darüber nachzudenken, was ich irgendwann würde tun müssen. Und wen ich dabei vielleicht würde opfern müssen. Mit schrecklicher Gewissheit war mir klar, dass das Schattengebilde niemals genug haben würde. Das wusste ich so sicher, wie ich wusste, dass Blut durch meine Adern strömte. Zwar war auch mir nicht bekannt, was genau das Schattengebilde war, doch ich spürte, dass es zu dieser neuen Welt gehörte – eine neu aufgetauchte Naturgewalt, eine Naturgewalt wie der Wind, das Wasser und der Sonnenschein.

Es würde bestimmte Dinge von mir verlangen.

Und ich würde sie tun.

Und wenn es jemals Janie forderte? Falls es das je tat ... jemals diese verfluchte Forderung an mich richtete ... wusste ich nicht, was ich tun würde. Aber auf keinen Fall

würde ich zulassen, dass es ihr etwas antat, egal, wie hungrig es sein mochte ...

3

An jenem Tag fanden wir zwar keinen fahrtüchtigen Wagen, aber eine Frau, die wir dem Schattengebilde opfern konnten. Carl schnappte sie sich, als er zu Fuß unterwegs war und die Straßen nach einem Fahrzeug für uns abklapperte. Die Frau hatte sich in einem Gebäude versteckt. Als Carl vorbeiging, warf sie mit einem Stein nach ihm. Also ging er auf sie los, schlug sie, bis sie keinen Widerstand mehr leistete, fesselte und knebelte sie und nahm sie mit zu uns.

Janie machte das zu schaffen.

Ich kann nur sagen, dass diese Frau kaum noch etwas Menschliches an sich hatte. Sie war noch nicht so stark wie die Krätzekranken infiziert, noch nicht, doch dem Blick ihrer Augen nach zu urteilen, war sie nicht mehr allzu weit davon entfernt. Sie

sah so aus, als wollte sie jemandem den Kehlkopf herausreißen.

Janie zog mal wieder die ganze Mitgeföhls-Chose durch und sagte zu uns, die Frau sei ein menschliches Wesen mit Rechten wie jeder andere. »Ich will mit ihr reden, Nash.«

»Aber die ist doch völlig durchgeknallt!«

»Bitte!«

»Nun ja«, meinte Carl, »sie hat sich nicht gerade menschlich oder damenhaft verhalten, als ich sie fand, Janie. Aber du kannst es ja versuchen, wenn du unbedingt willst.«

Während Carl der Frau das Klebeband vom Mund zog, beobachtete sie uns mit wachsamem, stählernem Blick.

Janie legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Hör mal, meine Liebe ...«

Die Frau wich zurück, schrie Janie an und stürzte sich auf sie, um sie zu beißen. Doch Carl schlug sie zu Boden, kniete sich auf ihren Rücken und verschloss ihren Mund wieder mit Klebeband.

»So viel dazu«, sagte ich.

»Sie ist verrückt«, erklärte Janie. »Völlig verrückt.«

Carl und ich lachten uns den Arsch ab.

4

Nacht.

Wir verschanzten uns in einer kleinen Maschinenwerkstatt, nachdem wir einen ganzen Tag damit vergeudet hatten, nach einem besseren Wagen als dem VW-Bus zu suchen. Die Maschinenwerkstatt hatte ich deshalb ausgewählt, weil sie gut zu verteidigen war und nicht unmittelbar an der Straße lag. Die Fenster waren sogar vergittert. Falls irgendjemand oder irgendetwas uns anzugreifen versuchte, würden wir das im Mondlicht rechtzeitig erkennen. Und die Straße da draußen bot uns freie Bahn, jeden Gegner umzunieten.

Ich zog mir einen Stuhl vors Fenster und nahm die Savage Bolt-Action .30-06 auf den

Schoß. Meiner Meinung nach würde die Stadt Gary mir kaum noch Überraschungen bieten können, die ich damit nicht in den Griff bekommen würde.

Während ich Wache hielt, schnarchten Carl und Texas im Hinterzimmer. Auch Janie schlief.

Es gab nichts anderes zu tun als die leeren, wartenden Straßen zu beobachten. Hin und wieder beugte ich mich zur Scheibe vor und sah mir den Mond über der Stadt an. Es war noch nicht Vollmond, aber nahe dran. Da hing er, rund und fett, glotzte wie ein gelbes Auge auf uns herab und tauchte die Gebäude in ein phosphoreszierendes Licht.

Das erinnerte mich an meine Kindheit.

Damals hatte in meiner Nachbarschaft ein Mädchen namens Mary LaPeer gewohnt, fünf Jahre älter als ich. Sie hatte langes dunkles Haar und strahlend blaue Augen gehabt. Und natürlich war ich verliebt in sie gewesen.

Mary besaß ein Teleskop, das sie an warmen Sommerabenden mit nach draußen nahm, in den Garten hinter dem Haus, um den Mond und die Sterne zu betrachten – manchmal bis ein oder zwei Uhr früh. Wenn ich aus dem Fenster sah und darauf wartete, dass Mary herauskam, schlug mein Herz vor Vorfreude Purzelbäume.

Sobald sie draußen war, schlüpfte ich aus dem Fenster und gesellte mich zu ihr. Mary zeigte mir den Mond, den Mars und einmal auch den Krebsnebel, aber keiner der Himmelskörper strahlte heller als meine Augen, wenn ich sie ansah und ihr zuhörte, wie sie von den Saturnringen oder den gelblichen Dunstschichten der Venus erzählte.

Bis zu dem Tag, als sie nach ihrem High-School-Abschluss wegzog, um ein College zu besuchen, war ich bis über beide Ohren in sie verknallt. An jenem Tag konnte ich nicht aufhören zu weinen, denn ich wusste, ich würde sie nie wiedersehen. Und so kam es

auch. Immer noch schmerzte mich die Erinnerung daran so, als hätte mir jemand ins Herz geschnitten. Niemals vergaß ich jene Sommernächte.

Während ringsum die Grillen zirpten, lauschte ich auf Marys Flüstern, und über uns breitete sich die Milchstraße aus. Und Mary versprach mir, dass wir beide, sie und ich, eines Tages gemeinsam dorthin reisen würden.

Wie ich so vor dem Fenster saß, auf den Friedhof der Welt blickte, auf den der Mond herunterschien, und an Mary dachte, vermisse ich sie so sehr, dass ich am liebsten geweint hätte. Vielleicht verlor ich mich allzu sehr in meinen Erinnerungen, denn ich nickte, glaube ich, ein.

Und als ich aufwachte, tickte der Geigerzähler zu meinen Füßen wie verrückt.

Auf der Straße war irgendwas.

Ich schreckte auf meinem Stuhl zusammen und wäre fast heruntergefallen. Mehrmals

blinzelte ich, um zu prüfen, ob meine Fantasie mit mir durchgegangen war, aber so war es nicht.

Auf der Straße stand ein kleines Mädchen und sah mich direkt an.

Sie kam mir wie ein soeben dem Grabe entstiegenges Gespenst vor – eine magere, in Lumpen gekleidete, von Maden befallene Gestalt. Und da erkannte ich, dass es überhaupt kein Mädchen war. Ich spürte Übelkeit im Magen und konnte den beißenden Gestank von Angst riechen, den meine Poren ausschwitzten.

Sie war eines der *Kinder*.

Ich glaube, ich versuchte die anderen zu warnen, aber mein Mund war so schlaff, als hätte mir jemand eine Betäubungsspritze in den Gaumen verpasst. Zwar brachte ich irgendein Geräusch heraus, aber es war so leise, dass es außer mir niemand hören konnte. Was noch schlimmer war: Steif wie eine Holzpuppe blieb ich einfach auf dem Stuhl

sitzen. Vielleicht mit dem Gedanken, ich müsse mich nur tot stellen, dann würde das schreckliche kleine Mädchen schon wieder verschwinden. Aber weit gefehlt: Sie sah mich.

Sie wusste, dass ich da war. Vielleicht hatte sie gesehen, wie ich mich bewegt hatte, oder konnte mich riechen – die Angst riechen, die ich ausschwitzte – und war zu dem Schluss gekommen, dass es sie nach *mehr* verlangte.

Auf der mit Mondlicht gesprenkelten Straße konnte ich sie genau sehen: das farblose Haar, das ihr auf die Schultern hing, die graue Haut und das entsetzliche, von Furchen durchzogene Gesicht, das eher einer afrikanischen Fetisch-Maske als einem menschlichen Antlitz ähnelte. So, als hätte es jemand mit Messer oder Meißel geschaffen. Ihre gelben Augen lagen tief in den riesigen, knöchigen Höhlen und flackerten wie brennende Kerzen in einem Minenschacht.

Schwer atmend und mit ausgedörrtem Mund hob ich so vorsichtig und selbstsicher wie möglich die Savage. Doch leider zitterten meine Hände so stark, dass ich die verdammte Waffe kaum halten konnte.

Das Mädchen da draußen war nicht näher gekommen.

Sie behauptete ihre Stellung, ich die meinige.

Ich musste sie erschießen, liquidieren, den verstrahlten Dreck in ihrem Schädel über das Pflaster verteilen, und zwar bald. Denn ob es nun Telepathie war oder irgendetwas Biochemisches: Wenn eines der Kinder den Aufenthaltsort eines Menschen kannte, dann *alle*.

Doch ich zögerte.

Mir war klar, dass Carl und Texas Slim keine Sekunde gezögert hätten. Doch trotz allem, was ich schon erlebt und getan hatte, trotz mehrerer Begegnungen mit diesen kleinen Ghoulern, hatte ich noch so viel

Menschlichkeit in mir, dass die Vorstellung, ein Kind zu töten – oder etwas, das früher mal ein Kind gewesen war –, mir bitter aufstieß und ein so ekelhaftes Gefühl gab, dass ich mir am liebsten die Seele aus dem Leib gekotzt hätte.

Eine Stimme in meinem Kopf, die nicht dem Schattengebilde gehörte, sondern vermutlich nur ein uralter Instinkt war, sagte: *Sieh dir das verfluchte Ding an, Rick. Es ist nicht menschlich, ist kein Kind. Es ist grau und ausgedörzt, voller Staub und Dreck, sieht aus wie eine einbalsamierte Leiche, die aus einem Grab gekrochen ist. Eine lebende Tote.*

Ein guter Rat. Ich hob die Waffe, um das Mädchen zu töten, denn es ging kein Weg daran vorbei. Doch so beängstigend dieses Kind auch wirkte, sah es zugleich irgendwie bedauernswert aus. Eher ähnelte es einem Opfer als einem Täter, auch wenn es nicht

weniger tödlich war als die Brennstäbe, die man aus einem Reaktorkern herausholt.

Vielleicht spürte die Kleine mein Zaudern, denn in diesem Moment hob sie die Hände und streckte die Handflächen wie eine unglückselige Obdachlose vor, die um Almosen für ihre hungernden Geschwister bittet.

Tu's einfach, du Idiot!

Als ich sie ins Visier nahm, erkannte ich, was sie in Wirklichkeit war: ein Monster. Ein einer Grube mit radioaktivem Abfall entstiegenes glühendes Schreckgespenst. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich die Augen sehen. Vielleicht sogar allzu gut, denn sie hatten eine fast hypnotische Wirkung auf mich. Und sie wirkten keineswegs menschlich, sondern so, als starrte irgendetwas Glänzendes, Glasiges, Silber-Gelbes aus ihnen heraus. So, als hätte jemand schillernde Opale in die Augenhöhlen eines Totenschädels eingesetzt. Aus diesen Augen sprachen nur Tod und Leere. Ich musste

dabei an das Vakuum denken, das jenseits des Universums existieren mag.

Ich zögerte viel zu lange.

Ihre Hände sanken hinunter, doch gleich darauf streckte sie eine Hand erneut hoch, um auf mich zu deuten. Dabei öffnete sich der Mund wie ein Fischmaul und enthüllte die winzigen hakenförmigen Zähne, die im Mondlicht aufblitzten. Und dann begann sie zu schreien. Aus dem Mund drang ein schrilles monotones Geräusch, das den sommerlichen Gesängen von Grashüpfern ähnelte, aber so laut war, dass mir die Ohren wehtaten.

Und jetzt tauchten auch die anderen Kinder auf.

Ich hörte, wie sich im Hinterzimmer etwas rührte: Carl und Texas bereiteten sich auf einen Einsatz vor.

Erneut zielte ich, und diesmal drückte ich ab. Die Kugel durchschlug die Fensterscheibe und traf das Mädchen mitten in die

Brust, sodass sie nach hinten schwankte und zu Boden fiel. Blut und Gewebefetzen spritzten mehr als fünf Meter über das Pflaster. Wie es bei diesen Kindern stets geschah, verbrannte sie sofort. So als ob das, was in ihr gespeichert sein mochte, sich von potenzieller Energie in kinetische Energie verwandelt hätte. Schon als sie auf dem Pflaster aufschlug, war sie tot und begann wie ein brennender Abfallsack zu schwelen. Gleich darauf schlugen bizarre bläuliche Flammen aus ihrem Inneren und das Fleisch verflüssigte sich mit schrecklichen Knallgeräuschen wie erhitztes Wachs. Nachdem sich der Schädel von dem schwelenden Skelett gelöst hatte, erzitterte es noch kurz und zerfiel dann.

All das ging unglaublich schnell.

Aber inzwischen hatten sich weitere Kinder auf der Straße versammelt. Keine Ahnung, wo sie herkamen. Vielleicht waren sie unter den verrosteten Autowracks

hervorgekrochen, vielleicht auch aus der Kanalisation oder Kellerfenstern geschlüpft. Es war ihnen auch zuzutrauen, dass sie Schornsteinen entstiegen waren und sich wie Spinnen an den Backsteinfassaden der Gebäude ringsum heruntergelassen hatten. Jedenfalls standen sie jetzt auf der Straße. Ein ganzes Dutzend, und weitere waren im Anmarsch.

Während sie auf die Vorderseite der Maschinenwerkstatt zurückten, schwatzten sie fröhlich miteinander und kreischten vor Vergnügen. Die Augen funkelten und die Münder öffneten und schlossen sich wie bei Aalen, die nach Luft schnappen. Mit den knochigen Zeigefingern deuteten sie zu mir hinüber und jedes gab dabei dieses hohe, schrille Geräusch von sich, das, wie ich inzwischen wusste, besagte: *Da drüben, dort ist er, einer der anderen Art, der Fremde in unserer Mitte. Tötet ihn, tötet ihn, tötet ihn*

...

Die zerlumpten Gespenster, deren Haare verfilzt und deren Gesichter zu boshaften Grimassen verzerrt waren, bildeten eine regelrechte Formation.

»Diese Arschlöcher«, hörte ich Carl sagen. »Schon wieder diese gottverdammten Gören!«

Er schlug die Überreste der Fensterscheibe weg. Texas war bereits an meiner Seite, in der einen Hand eine Browning .45, in der anderen eine Desert Eagle. Er sah aus wie ein todessüchtiger Guerillero, der seinen Abgang auf die harte Tour, mit rauchenden Colts machen wollte.

Die Kinder, es mochten jetzt 20 oder 30 sein, schwärmten wie Insekten aus und summten erneut diesen schrillen Ton, während sie vorwärtshüpften, -sprangen, -glitten.

Ich mähte drei von ihnen nieder, Texas vier weitere. Carl halbierte zwei beinahe. Es brach wirklich die Hölle los: Von den Sterbenden stiegen dichte Aschewolken und

ölicher Rauch auf, und die Lebenden stürmten über sie hinweg vorwärts.

Doch keiner schaffte es durch den Kugelhagel.

Einige wenige gelangten bis etwa einen Meter vor unser Fenster, doch dort erwischten wir sie mit Schüssen in den Schädel oder in die Brust. Als ich mit meinen letzten beiden Kugeln den Bauch eines kleinen Jungen traf, geriet er ins Stolpern und fiel durchs Fenster fast auf mich drauf. Er spießte sich an einer ausgezackten Glasscherbe auf und verbrannte unmittelbar vor meinen Augen. Carl schob den Leichnam nach draußen, damit wir an dem Rauch nicht erstickten.

Etwa zu der Zeit, als die Kinder den Rückzug antraten – mittlerweile loderte die Straße so hell wie der Verbrennungsofen eines Krematoriums –, griff uns jemand von hinten an. Ich hörte Janie aufschreien, jemand stieß Carl und mich zur Seite, und das

Nächste, was ich merkte, war, dass die ver-rückte Frau, die wir in unsere Gewalt geb-racht hatten, durch die leere Fensterhöhle sprang, über den Gehweg rollte und wieder auf die Beine kam. Immer noch waren ihre Hände auf dem Rücken gefesselt. Carl lud nach und wollte sie erschießen, aber die Chance bekam er nicht.

Ein halbes Dutzend Kinder fiel über sie her, warf sie mühelos zu Boden, legte ihr die Hände über den Körper und begann sich mit den Fischmäulern an ihr festzusaugen. Die Frau schrie und versuchte die Kinder abzuschütteln, aber das gelang ihr nicht. Sie klammerten sich an ihr fest und setzten sie in Brand, bis sie nur noch ein schwelendes, irre kreischendes Ding war, von dem sich Schleifen verbrannter Gedärme lösten.

Wir schossen mitten durch die Frau hindurch, um die Kinder zu treffen.

Bald darauf standen sie alle in Flammen, schwelten und wanden sich, rollten sich

zusammen und verspritzten Fett wie Schinkenspeck in einer heißen Bratpfanne. Einer löste sich im Todeskampf aus der Gruppe und schlurfte fünf, sechs Schritte in unsere Richtung. Dann brach er auf dem Gehweg zusammen und blieb dort zitternd liegen, bis sich sein Körper zersetzte. Vor seinem Ende spuckte er noch eine schwarze, blubbernde Masse aus, dann rührte er sich nicht mehr.

Damit war die Sache gelaufen. Wir hatten einen weiteren Angriff der Kinder überlebt. Keuchend und zitternd blieben wir an Ort und Stelle stehen. 20 oder mehr Kinder lagen auf der Straße, zusammengesmolzen zu einer schwärzlichen, schwelenden Masse aus Knochen und Körperteilen.

»Das sind wirklich hinterhältige kleine Arschlöcher«, meinte Carl.

»Wir hauen hier besser ab«, sagte Janie und vermied es, auf das Blutbad zu blicken.

»Diese Leichen sind immer noch höchst radioaktiv.«

Also gingen wir in den Keller und warteten dort darauf, dass es hell wurde. Viel mehr konnten wir auch nicht tun.

5

An glühend heißen, aber bewölkten Tagen, in denen die Welt in safrangelbem Dunst versank, konnte man die Gefahr nie erkennen, bis sie einen bereits eingeholt hatte. Manchmal erwischten uns die Staubstürme unter freiem Himmel. Es begann immer auf dieselbe Art: mit einer schwer auf uns lastenden, unheimlichen Stille, die die Haut zum Kribbeln brachte. Als Nächstes heulte der Wind auf, erhob seine Totenklage in allen Straßen und umfing die Welt danach mit einem Sturm, der den radioaktiven Staub in jeden Winkel peitschte. Falls man nicht schnell einen Unterschlupf fand, schälte der Sturm einem glatt die Haut ab,

und die Strahlung gab einem den Rest, indem sie einen von innen her verbrannte.

Ich hatte einmal miterlebt, wie ein abgerissener Haufen, der die Gossen nach allem Brauchbaren und Essbaren durchsuchte, von einem solchen Sturm überrascht wurde. Diese Leute schafften es nicht mal mehr drei Meter weiter, bis der Sturm ihr Schicksal besiegelte. Nachdem er sich gelegt und der Staub sich verteilt hatte, sodass die Strahlung fast auf normales Maß zurückgegangen war, waren nur noch von Blasen überzogene, verschmorte Leichen übrig, so braun wie altes Schuhleder, von denen übel riechender Rauch aufstieg.

Mal abgesehen davon, dass Gary einen gewissen Schutz vor Staubstürmen bot, war es ein desolater Ort, wie es ein Jahr nach dem Untergang der uns bekannten Welt auch nicht anders zu erwarten war. Der Geigerzähler zeigte 50 Mikroröntgen pro Stunde an – Hintergrundstrahlung, die zwar nicht

unerheblich, aber keineswegs lebensgefährlich war. Ansonsten sah es in Gary ähnlich aus wie überall: mit Abfall übersäte, menschenleere Straßen, Autowracks, ausgebrannte Häuser. Und jede Menge Trümmer aus den letzten Tagen der alten Welt, als der Ausnahmezustand erklärt worden war und die Armee versucht hatte, alle privaten Milizen auszuschalten.

Natürlich war Gary auch nicht schlimmer als jede andere Stadt, aber ich war nicht dafür, hier lange herumzuhängen, und die anderen auch nicht. Nur brauchten wir ein verlässliches Fahrzeug, um mobil zu sein, uns frei bewegen zu können. Das, was wir darüber hinaus brauchten, erwähnte keiner von uns.

Carl, der viel fürs Militär übriggehabt hatte, wollte ein Armeefahrzeug des Typs Hummer, am liebsten eines mit aufmontiertem 50-Kaliber-Maschinengewehr. Texas Slim favorisierte

einen Leichenwagen, während Janie alles egal war und ich mir nur irgendein verlässliches Transportmittel wünschte. Gremlin, wie nicht anders zu erwarten, äußerte sich nicht dazu. Was immer wir besorgen würden, zweifellos würde er daran herummäkeln.

In Anbetracht der Tatsache, dass bei uns ein Drittel der Menschheit binnen 36 Stunden ausgelöscht worden war und weitere Millionen in den Wochen und Monaten danach an Verstrahlung gestorben waren, hätte man doch meinen können, dass fahrtüchtige Autos leicht zu beschaffen waren. Aber wir wurden schnell eines Besseren belehrt.

»Komm schon, du alter Mistkäfer«, schrie Carl unseren vorsintflutlichen VW-Bus an, während er in eine Straße einbog, die mit den verrosteten Wracks von Personen- und Lastwagen übersät war. Irgendjemand hatte ihnen alle Reifen abmontiert, vermutlich als

Nachschub für die Feuer. Die meisten Windschutzscheiben waren eingeschlagen. Für Carl war es keine leichte Aufgabe, unseren alten Hippie-Bus durch die Straßen zu manövrieren, denn immer wieder begann der Motor zu stottern oder soff völlig ab. »Du Schwanzlutscher, du verdammter Schwanzlutscher!«, fluchte Carl erneut.

Texas Slim kicherte. »Das gefällt mir. Gefällt mir wirklich, wie Carl das macht. Flucht wie ein Seemann.«

»Leck mich doch am Arsch!«, gab Carl zurück.

»Hört ihr das? Er macht's schon wieder. Zum Totlachen.«

Texas Slim war ein klein wenig seltsam. Übrigens stammte er gar nicht aus Texas, sondern angeblich aus irgendeinem Kaff in Louisiana. Aber da Carl ihn immer *Texas* nannte, taten wir das auch. Er konnte gut mit Waffen umgehen, stellte sich bei Plünderungen ziemlich geschickt an und tat ohne

Widerworte das, was man ihm auftrug. Nur war er manchmal leicht neben der Spur, und oft konnte man kaum beurteilen, ob es ihm mit seinen Äußerungen ernst war oder er sich insgeheim vor Lachen über dieses oder jenes ausschüttete.

»He, glaubt ihr, dass es hier irgendwelche willige Damen gibt?«, wollte er wissen. »Oder sogar solche, die nicht ganz so willig sind?«

»Erledige das Ficken einfach in Handarbeit und halt ansonsten die Klappe«, erwiderte Carl.

Janie seufzte, und ich lehnte mich auf dem Rücksitz zurück. In Gedanken war ich bei dem, was zu tun war, sobald wir wieder einen fahrtüchtigen Wagen hatten. Und bei der Frage, wen wir wohl diesmal opfern würden.

»He, guckt mal«, meldete sich Gremlin. »Da vorne tut sich was.«

Zwei alte verwahrloste Männer in zerflederten Mänteln der Heilsarmee waren

dabei, tote Ratten einzusammeln und in Kartoffelsäcke zu stecken. Früher einmal, ehe die Welt in Wahnsinn versunken war, mochten sie obdachlose Penner gewesen sein, aber in dieser schönen neuen und beängstigenden Welt gab es keine überdachten Busbahnhöfe mehr, in denen sie hätten übernachten können. Und auch keine weichherzigen Touristen, die man anbetteln konnte. Also schlugen sie sich als Plünderer durch und aßen wohl so gut wie alles, was sie ergattern konnten.

Carl beäugte sie vorsichtig. »Hab irgendwie ein komisches Gefühl.«

»Dann zieh die Hand aus der Hose«, frotzelte Texas Slim.

Ich wartete ab, ohne viel auf Carls Gefühl zu geben. Aber als sich auch Janie, die neben mir saß, anspannte, wurde mir klar, dass da drüben irgendetwas Seltsames vor sich gehen musste.

»Scheiße«, murmelte Carl.

Die beiden Penner verfügten offenbar nicht über die Gabe der Intuition. Eingehüllt in die Wolken des eigenen Gestanks und in seliger Unwissenheit sammelten sie ihre Beute ein, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Vermutlich träumten sie von Ratten-Eintopf und Ratten-Pastete.

Carl trat so scharf auf die Bremse, dass wir alle fast von den Sitzen gefallen wären. Aber niemand meckerte, denn jetzt sahen wir alle, was Carl als Erster gesehen hatte: *Krätzekranke*.

Drei von ihnen, bewaffnet mit Metallrohren, standen auf dem Dach eines alten Kombiwagens und starrten zu den beiden Pennern hinüber. Schließlich sprangen sie vom Wagen auf die schmutzige Straße, rannten los, fielen über die Rattensammler her und schlugen mit den Rohren auf sie ein. Die beiden Opfer fielen zu Boden und rollten sich zu Kugeln zusammen, um sich vor den Schlägen zu schützen. Doch die

Krätzekranken prügelten weiter auf sie ein, bis die Metallrohre über und über mit Blut besudelt und von Haaren und Gewebefetzen verklebt waren.

Als die beiden Opfer sich nicht mehr rührten, nahmen die Angreifer uns ins Visier. Sie waren nackt und hatten totenbleiche, von aufgeplatzten Geschwüren entstellte Gesichter.

»Nichts wie weg hier, Carl«, sagte Gremlin. »Wieso sitzen wir hier überhaupt noch herum, verdammt?«

Während Carl den Kleinbus startete, stellten sich meine Nackenhaare auf und jeder Muskel in meinem Körper spannte sich an.

Das war der Moment, in dem die anderen Krätzekranken auftauchten. Nicht nur zwei oder drei, sondern Dutzende, die meisten unbekleidet.

Sie kamen aus allen Richtungen. Sprangen von Wagen herunter, rannten aus zerstörten Gebäuden heraus, krochen aus den Gassen,

ließen sich aus zersprungenen Fenstern auf die Straße hinunter. Und alle waren bewaffnet: mit Messern und Äxten, Metallrohren und Besenstielen, Hämmern und Fleischerbeilen. Das hier war ihr Territorium, und sie würden es verteidigen.

Bis dahin hatte ich noch nie so gut organisierte Krätzekranke gesehen. Das verhieß nichts Gutes, aber wir konnten nicht umdrehen, wie uns allen klar war. Und das bedeutete *Jagdzeit*.

Weitere bewaffnete Krätzekranke strömten auf die Straße. Als ich sie genauer musterte, fiel mir auf, dass keiner von ihnen eine Schusswaffe hatte – unser einziger Vorteil.

Ich musste keinem im Bus sagen, was zu tun war, die Waffen waren bereits gezückt. Wir würden uns den Weg wie Cowboys im Wilden Westen freischießen müssen.

Janie sah mich voller Panik an, aber mir blieb keine Zeit für beruhigende Worte. Carl, immer noch am Lenkrad, hatte sich seine

Mossberg 500, eine Repetierflinte, über den Schoß gelegt. Das Schöne an der Mossberg war, dass sie zwar nur Armlänge, aber großes Tötungspotenzial hatte. Texas Slim hatte seine Halbautomatik-Pistole, die große Bluesteel Desert Eagle mit Kaliber 50, schussbereit gemacht, und Gremlin hatte seinen Revolver gezückt, einen verchromten Smith & Wesson .357. Ich schob ein neues Magazin in meine Beretta. Nur Janie weigerte sich, eine Waffe in die Hand zu nehmen. »Dann halt wenigstens den Kopf die ganze Zeit über unten«, wies ich sie an. »Also gut, Carl. Fahr langsam an.«

Carl startete und ließ den Bus vorsichtig mit zehn, dann 20 Stundenkilometern anrollen. Wir kurbelten alle Fenster hoch und verriegelten die Türen.

Derweil sammelte sich die Armee der Krätzekranken.

»Kommt schon, ihr hässlichen Comicfiguren«, sagte Texas Slim. »Holt euch ein paar hübsche Kugeln ab.«

Sie verfolgten unseren Hippie-Bus so, als wollten sie ein Lebewesen zur Strecke bringen. Genauer gesagt: als wäre der Wagen ein wildes Tier, das es zu erlegen galt. Wie steinzeitliche Jäger, die ein Mammut angreifen wollten, stürzten sie sich auf den Hippie-Bus. Schwangen Beile und Äxte, ließen Rohre auf das Fahrzeug niedersausen, schlugen mit Hämmern darauf ein und rammten ihre Messer in dessen Metall. Fast als Erstes brachen sie die Rückspiegel ab und warfen mit Steinen die Windschutzscheibe ein, so dass sie Risse bekam, die sich immer weiter ausbreiteten.

Als Texas Slim die Kaliber-50-Eagle hob und durch das Fenster an der Beifahrerseite drei Schüsse auf die kreischende Meute abgab, zersprang es und fiel nach innen. Mehrere der Angreifer stürzten auf das

Pflaster. Nichts spricht eine so deutliche Sprache wie eine Kaliber-50-Eagle!

Carl wartete erst gar nicht, bis die Krätzekranken das Fahrerfenster attackierten. Als sie sich davor sammelten und sich daranmachen wollten, mit ihren langen weißen Fingern gegen die Scheibe zu hämmern oder sie zu zerkratzen, hob er die Repetierflinte und drückte ab. Die Schrotladung durchschlug das Fenster und traf zwei Angreifer mitten ins Gesicht.

Aber es waren einfach zu viele Gegner.

Ich nickte, als Gremlin meinen Blick suchte. Wir begannen beide gleichzeitig zu feuern, er mit seinem Revolver, dem Smith & Wesson .357, dessen Munition mühelos die Scheibe auf seiner Wagenseite durchschlug, ich mit meiner 9-Millimeter-Beretta, die nicht so durchschlagende Wirkung zeigte: Ich musste zwei, drei Schüsse abgeben, bis die Scheibe auf meiner Wagenseite zersprang.

Gleich darauf ballerten wir alle nur noch drauflos, mähten Krätzekrankte nieder, sahen zu, wie manche mit zerfetzten Gesichtern zu Boden stürzten und andere nachrückten. Während ein Angreifer nach dem anderen gegen den langsam fahrenden Bus prallte, geriet er ins Schlingern und begann zu ruckeln, als er am Boden liegende Gegner überrollte.

Irgendwann stieß einer aus der Meute – nie zuvor hatte ich derart glasige, derart wahnsinnige Augen gesehen – zwei oder drei seiner Gefährten weg und holte mit einer langstieligen Axt zum Schlag aus. Als mein Schuss ihn ins linke Auge traf, kreischte er auf, stolperte nach hinten, drehte sich einmal um sich selbst und barg sein Gesicht in den Händen. Zwischen seinen Fingern quoll Blut hervor.

»Bringt sie um!«, brüllte Carl mit manischem Frohlocken, während er weitere

Angreifer ins Visier nahm und abdrückte.
»Erledigt diese Arschlöcher! Legt sie um!«

Der Bus war bereits schwer demoliert und wir hatten nicht mehr viel Munition. Mittlerweile war der Innenraum voller Rauch, Glas und Blut – zum Glück war es nur das Blut unserer Gegner –, und wegen der auf engstem Raum abgegebenen Schüsse summtten unsere Ohren. Aber wir schafften es, die erste Phalanx der Krätzekranken zu durchbrechen. Als der Bus um den nächsten Häuserblock bog, blieben die meisten hinter uns zurück, doch einige setzten die Verfolgung fort, und die Fahrbahn war einfach zu eng und verstopft, um den alten VW richtig in Schwung zu bringen. Ich schaffte es noch, drei Gegner umzunieten, doch dann war das Magazin meiner Beretta leer, sodass ich sie nur noch als Schlagwaffe einsetzen konnte. Ich traf damit einige Verfolger ins Gesicht, doch der Rest, von Hass und Wut wie beerauscht, gab nicht so leicht auf. Ständig

tauchten neue Gegner auf und überrannten ihre toten Gefährten einfach, um uns anzugreifen. Ein Faustschlag traf mich durch das weggebrochene Fenster am Kiefer, ein weiterer an der Schläfe. Gleich darauf spürte ich, wie Fingernägel mein Gesicht zerkratzten, Hände nach mir griffen und mich vom Sitz zerrten. Janie, die kreischte und brüllte, versuchte mich am anderen Ende festzuhalten, doch sie verlor das Tauziehen.

Mit Händen und Füßen wehrte ich mich nach Kräften, konnte jedoch nicht viel ausrichten. In meinem Gehirn hatte sich bereits der Gedanke festgesetzt, dass ich das hier nicht überstehen würde: *Ich bin erledigt, verdammte Scheiße! Diese Kotzbrocken haben mich in der Hand!*

Doch dann wirbelte Carl auf dem Fahrersitz herum, während er den Wagen mit den Knien lenkte, zauberte einen .38 Smith & Wesson Airweight-Revolver hervor und schoss dem Kerl, der mich aus dem Wagen

zerren wollte, direkt ins Gesicht. Das Projektil sauste so nah an meinem linken Ohr vorbei, dass ich die Wärme spürte. Als es die Nase des Mannes erwischte, ging er wie gefällt zu Boden. Auf die gleiche Weise erledigte Carl noch zwei weitere Angreifer.

Auch Texas Slim konnte noch einen aus dem Verkehr ziehen, doch dann ging ihm die Munition aus.

Genau wie Gremlin.

Hinten im Bus lagen zwar noch weitere Waffen und auch Munition, aber wir hatten keine Zeit, uns damit auszurüsten. Stattdessen gab Carl so viel Gas wie möglich, was der Motor damit beantwortete, dass er zu spucken und zu stottern begann. Wir dachten schon, Carl hätte ihn abgewürgt, doch plötzlich lief er wieder und nahm sogar Schwung auf.

Zwei Angreifer, die auf den Bus zurannten, prallten auf ihn drauf; einen Dritten, der sich ans Fahrerfenster klammerte, erwischte Carl

mit dem Airweight-Revolver, allerdings ließ er erst nach weiteren Schüssen los. Ein Vierter versuchte, durch das Fenster, an dem Texas Slim saß, in den Bus zu steigen. Texas stach ihm mit einem Taschenmesser in die Kehle. Und trotzdem hielt er sich weiter am Wagen fest, während Blut aus der Wunde spritzte.

»Du musst jetzt sterben, mein Freund. Und ich zeig dir auch, wie!«, brüllte Texas und stach ihm nacheinander ins Gesicht, in den Hals und in den Schädel, bis der Angreifer schließlich aufs Pflaster stürzte.

Janie hielt mich so fest umklammert, dass ich schon dachte, sie würde mir den Arm brechen, aber auch das brachten wir irgendwie hinter uns.

»Also, das war wirklich ein verdammter Trip«, bemerkte Carl. Und wir alle begannen zu lachen, lachten wie verrückt, obwohl jeder von uns dreckig und verletzt war und blutete.

Doch so verwirrt und benommen, wie wir waren, übersah unser Fahrer Carl den kleinen umgekippten Ford Focus, bis es zu spät war. Er machte noch eine Vollbremsung, riss das Lenkrad herum, sodass der Bus von dem Hindernis abprallte, doch wir rasten über den Randstein und brachen durch das Schaufenster eines alten Video-Ladens.

Und danach gab der Bus seinen Geist endgültig auf.

6

»Alles aussteigen!«, sagte ich.

Keiner von uns war schwer verletzt, wir kamen mit Blutergüssen und Schnitten davon. Aus dem hinteren Teil des Busses holten wir die Waffen, den Geigerzähler, den Sanitätskasten und einige Säcke mit Krimskrams. Carl nahm seine Kalaschnikow und ich meine Beretta, Texas lud die Eagle nach und Gremlin seinen Revolver. Ich brachte Janie dazu, sich mit einer .45 Browning

auszurüsten, aber sie war nicht gerade glücklich darüber und hielt sie so, als hätte ich ihr einen feuchten Scheißhaufen anvertraut.

Draußen waren keine Krätzekranken mehr zu sehen.

Wir hatten wirklich Glück gehabt.

Die Krätzekranken waren ein Produkt der Verstrahlung. Was sie vorher gewesen waren, zählte nicht. Die Strahlung hatte ihre Chromosomen verschmort, ihnen Haarausfall, bleiche Gesichter und, ja, auch die Verschorfungen, die *Krätze*, beschert. Die meisten von ihnen hatten dunkle, glitzernde Augen, aber manche auch rosafarbene, so wie Albinos. Unabhängig vom Grad der Verstrahlung waren sie alle furchtbar hinterhältig und gewalttätig. Und wahnsinnig. Einfach völlig verrückt. Sie gingen nicht nur mit Waffen, sondern auch mit bloßen Händen und den Zähnen auf ihre Opfer los. Allgemein bekannt war nur, dass sie so gefährlich

wie tollwütige Hunde waren und man sie genau wie diese abknallen musste.

Zumindest war auf den Straßen jetzt alles ruhig.

Der Himmel war mit einem grell leuchtenden, schmutzigen Dunstschleier überzogen, der von den Gebäuden und den zersprungenen Windschutzscheiben reflektiert wurde. Man musste die Augen zusammenkneifen, um überhaupt irgendwas sehen zu können. Vermutlich lag es daran, dass wir die drei auf uns lauernden Krätzekranken nicht sofort bemerkten.

Einer davon sabberte und wand sich in Krämpfen, als wäre er mit Crystal Meth vollgepumpt. Der neben ihm wirkte genauso zgedröhnt; seine Augen rollten in den Höhlen und sein ganzer Körper zuckte so, als wäre er eine an Fäden hängende Marionette. Aus seinem linken Nasenloch war etwas ausgetreten, das wie eine Blase grauen Schleims aussah. Beide Männer grunzten wie

suchende Trüffelschweine und hatten Messer dabei, die sie anscheinend auch einsetzen wollten.

Messer gegen Schusswaffen ... Nicht sonderlich vernünftig, aber nichts an diesen Kerlen wirkte so, als hätten sie noch einen Rest von Verstand.

Der Dritte im Bunde konnte halbwegs verständliche Sätze bilden. »Die Fotze«, sagte er. »Wir wollen eine Fotze. Gebt uns die Fotze. Wir wollen sie haben.«

»Die einzige Fotze hier bist du«, sagte Carl. Texas Slim kicherte. »Ich glaube nicht, dass der anwesenden Dame diese Bezeichnung gefällt.«

»Halt die Klappe«, fuhr ich ihn an.

Ich deckte Janie mit meinem Rücken. »Dann kommt doch und holt sie euch«, rief ich. »Sie gehört euch.«

Doch die Gehirne der drei waren so vermatscht, dass sie selbst das nicht zu kapieren schienen.

Als sie einige Schritte vorwärts taten, schoss ich zwei von ihnen in die Eingeweide, und Carl gab zwei Schüsse auf den Dritten ab, der sofort tot umfiel. Die anderen beiden wanden sich blutend am Boden, stöhnten und kreischten entsetzlich. Doch trotz ihrer Schmerzen würde der Tod noch auf sich warten lassen.

»Gehen wir«, sagte ich.

»Du kannst sie doch nicht so leiden lassen, Nash«, protestierte Janie.

»Kann ich sehr wohl, verdammt noch mal.«

»Rick!«

»Komm schon, Janie, das reicht jetzt. Heb dir dein Gutmenschentum für andere Gelegenheiten auf.«

»Das kannst du nicht machen, Rick!«

»Klar kann er das, Janie«, mischte sich Texas Slim ein und zog sein Messer. »Wenn man es ein bisschen kreativer anginge, könnte man ihre Qualen sogar noch

verlängern.« Als er sich über die Verwundeten beugte, um sich ein bisschen Spaß zu gönnen, indem er sie verstümmelte, befahl ich ihm, sofort damit aufzuhören. Dieser gotterverdammte Texas Slim. Auf jeden Fall hatte er, was die Gen-Lotterie betraf, nichts als Nieten gezogen. Möglich, dass er als kleiner Junge Welpen gequält und sich später größeren Lebewesen gewidmet hatte. Man durfte ihn nicht aus den Augen lassen. Er behauptete, in Barton Rouge eine Ausbildung in einem Bestattungsinstitut absolviert zu haben, und legte ständig ein ungesundes Interesse an Leichen und Sterbenden an den Tag. Ich hatte beobachtet, wie er Dinge mit Toten angestellt hatte, die widerlich und geradezu obszön gewesen waren.

»Willst du die beiden wirklich so sterben lassen?«, fragte mich Janie.

»Die haben doch nichts Menschliches mehr an sich«, erwiderte ich und zerrte Janie weg, doch sie riss sich los. Mir war

klar, dass wir uns gleich fürchterlich in die Haare geraten und die anderen damit in eine peinliche Lage bringen würden. Doch plötzlich blieben wir alle wie angewurzelt auf der Straße stehen. Es war nur noch das Stöhnen der sterbenden Krätzekranken zu hören, die sich im eigenen Blut wälzten, ansonsten war ringsum alles still. Und diese Stille lastete so schwer auf uns, als hätte sie tatsächlich im physikalischen Sinne Gewicht. Nichts rührte sich. Es ging nicht der leiseste Wind.

Und auf einmal kam uns die Luft sehr trocken vor, aufgeladen mit statischer Elektrizität. Und heiß. Auf Janies Gesicht sammelten sich Schweißtropfen und sie rannen auch von meiner Stirn herunter und tropften mir schließlich von der Nase. Meine Kehle war wie ausgedörzt.

»Oh Scheiße«, fluchte Texas Slim. »Jetzt geht's los.«

Ein Staubsturm.

Der Boden begann zu beben und in der Ferne war ein Grollen zu hören. Ich sah mich um und überlegte, wo wir Schutz suchen sollten. Als das Gewitter näher kam, begann die Welt ringsum zu rumpeln.

Gremlin sah verzweifelt aus. »Nash! Komm schon, Nash, verdammt noch mal!«, fuhr er mich an. »Wollen wir hier nur herumstehen und warten, bis was passiert, oder was?«

Am liebsten hätte ich dem Mistkerl eine gescheuert, ihn zu Boden geschlagen und dort liegen gelassen, bis der Sturm mit einer Sandhose kam und ihm eine deftige Abreibung verpasste. Fast hätte ich es wirklich getan.

»Seht mal«, sagte Carl.

Es war so weit: Aus dem Osten zog ein rasender Sturm herüber, der Staub, Dreck, Unrat jeder Art und alles andere aufsog, das nicht festgezurrert war. Er hatte enorme Kraft, war gierig und brüllte wie ein urzeitliches Ungeheuer. Alles bebte und wackelte jetzt,

sowohl die Straßen als auch die Gebäude. Mit wachsender Geschwindigkeit kam er auf uns zu und warf dabei einen düsteren Schatten voraus, der Straßenzug nach Straßenzug einhüllte und ...

»Rennt los!«, rief ich. »Nach drüben!«

Gegenüber lag ein Gebäude, das recht stabil und solide gebaut aussah. Wir liefen hinüber, aber der Eingang war verriegelt. Nachdem Carl das Schloss zerschossen hatte, sausten wir alle hinein und tapsten gleich darauf im Dunkeln herum. Texas Slim fand einen alten Schreibtisch und verrammelte damit die Tür.

»Also gut«, sagte ich, »suchen wir nach einer Treppe.«

Durch eine rußverschmierte Fensterscheibe sah ich zu, wie sich die Straße verdunkelte, während der Sturm mit voller Kraft einsetzte und das ganze Gebäude erzittern ließ.

Seit dem Untergang der uns bekannten Welt habe ich furchtbare Angst vor Krankheitserregern.

Nein, ich rede hier nicht von einer Neurose oder irgendwas derart Trivialem. Ich rede von dem Entsetzen, das ich empfinde, wenn ich an all diese wirklich hässlichen Krankheitserreger denke, die da draußen herumwuseln, und an das, was sie anrichten können.

Wie schon erwähnt, hat die Strahlung irgendwas mit ihnen angestellt, sodass sie jetzt viel wirksamer, bösartiger und ansteckender sind als früher. Es sind dabei nicht nur neue, tödliche Erregerstämme entstanden, sondern auch mutierte Lebensformen solcher Art, dass ich den Gedanken daran am liebsten verdränge. Wahrscheinlich gibt es auch noch unveränderte Stämme, aber viele sind jetzt um einiges gefährlicher als früher – das kann ich mit Gewissheit sagen. Beispielsweise ging irgendwann das Gerücht um, dass

irgendeine exotische Abart des hämorrhagischen Fiebers, das Ebola ähnele, in Akron gewütet und alles Leben in Philadelphia und Pittsburgh vernichtet habe. Und später entpuppte sich dieses Gerücht als Tatsache.

Das Fieber, von dem ich hier spreche, ist in seiner Wirkung, wie gesagt, mit Ebola vergleichbar. Sicher ist die gute alte Ebola-Krankheit Ihnen noch ein Begriff, oder? Als sich das Getriebe der Welt noch drehte – bevor alles zum Stillstand kam –, vernichtete Ebola ziemlich viele Dörfer in Zaire, im Sudan und an der Elfenbeinküste. Das tödliche, höchst ansteckende Virus – das in dieser beängstigenden Form bis dahin noch nie aufgetreten war – verwandelte die Dörfer in Friedhöfe, und es war kein Ende in Sicht. Aber irgendwann endete es dann doch, ohne ersichtlichen Grund. Ebola kam und ging, anscheinend ganz so, wie es dem Virus beliebte.

Doch dieser neue, tödliche Erregerstamm des hämorrhagischen Fiebers – nennen wir ihn Ebola X, das klingt angemessen bedrohlich – ist Ebola in höchster Potenz, Ebola mit noch weit bösartigeren Eigenschaften als früher, Ebola auf Crystal Meth, außerordentlich vital und mordlustig. Ich weiß das, weil am Ende der alten Zeit, nach dem Weltuntergang und unmittelbar bevor unsere Regierung zusammenbrach, dieses neue virulente Ebola X bereits Städte wie Washington D. C., Baltimore und Boston belagerte.

Und da draußen wütet es immer noch, mutiert, entwickelt neue Formen, deren grausame Wirkung ich mir am liebsten nicht ausmalen würde.

Nehmen wir einfach mal an, dass Sie mit dem Virus Ebola X in Kontakt gekommen sind. Soweit ich weiß, beträgt die Ansteckungsgefahr 98 Prozent und die Tödlichkeit 100 Prozent. Das ist der Todestrakt, Leute, und kein Gouverneur wird euch in letzter

Sekunde begnadigen. Die Krankheit beginnt mit Muskelschmerzen, Schweißausbrüchen und einem stechenden Fieber. Als Nächstes setzen quälende Unterleibsschmerzen ein und winzige Blutungen im Gehirn. Die Augen nehmen ein glitzerndes helles Rot an, so dass sie blutunterlaufen aussehen. Die Haut färbt sich gelb und ist bald darauf mit aufplatzenden Wunden übersät. Zu diesem Zeitpunkt ist das Gehirn schon weitgehend Gelee, und aus allen Körperöffnungen strömt Blut. Zugleich kotzt man schwärzlichen Schleim, infiziertes Blut und zersetzte Teile des Magens und der Gedärme aus. In der Regel tritt der Tod 16 Stunden nach dem ersten Kontakt mit dem Virus ein – und diese 16 Stunden sind die längsten, die man sich vorstellen kann.

Ich bin nun mal kein religiöser Mensch und glaube nicht daran, dass es im Himmel eine kleine, unsichtbare Gottheit gibt, die über uns wacht. Das ist zwar ein schöner,

tröstlicher Gedanke, aber für mich nichts anderes als ein frommes Märchen. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass es das auch für die Millionen von Menschen war, die in Konzentrationslagern, bei Massenmorden, Hexenverfolgungen, rassistischen Verbrechen und Seuchen gestorben sind. Doch während ich nicht an Gott glaube – so gern ich es würde –, glaube ich sehr wohl an den Teufel. Und dieser Teufel ist Ebola X.

Sicher verstehen Sie inzwischen, was ich damit meine. Ebola X ist für Menschen so ähnlich wie direktes Sonnenlicht für Vampire. Nur ist es vermutlich weit weniger schmerzhaft (und auch weniger eklig), zu Staub zu zerfallen, als an Ebola X zu verrecken.

Neues Thema: Jetzt möchte ich Ihnen ein bisschen von Texas Slim erzählen, über den ich bislang nicht viel gesagt habe. Ich wollte nämlich, dass Sie sich anhand meiner (hoffentlich einigermaßen objektiven) Eindrücke

und Erinnerungen eine eigene Meinung über ihn bilden. Nun ja, dieser Texas Slim hat eine ungewöhnliche Vergangenheit. Er ist ein bisschen sonderbar, exzentrisch und möglicherweise sogar ein Soziopath, der unter dem Borderlinesyndrom leidet. Er lacht über Dinge, bei denen es andere Menschen schaudert, und erzählt sehr unangenehme Geschichten, die in lustiger Runde genauso wenig ankommen wie Pisse in einer Bowle. So viel dazu. Aber ich glaube, dass er trotzdem eigentlich ganz in Ordnung ist. Er ist ein zäher, disziplinierter, loyaler Mensch und besitzt ein ungewöhnlich stark ausgeprägtes Mitgefühl. Vielleicht erzog man die Kinder im Dixieland Louisiana früher zu solchen Persönlichkeiten, wer weiß. Jedenfalls mag ich Texas Slim, trotz all seiner Eigenheiten. Er steht mir zur Seite – und ich ihm.

Natürlich wäre es leicht, ihn einfach als Spinner abzutun, aber diesen Fehler sollte man vermeiden. Deshalb will ich erzählen,

was ihm zustieß, ehe er sich unserer Gruppe anschloss, dieser Gruppe, die man auch »Loyale Gefolgschaft des Schattengebildes« oder »Esoterischer Orden des Schattengebildes« nennen könnte. Allerdings finde ich keine dieser Bezeichnungen sonderlich witzig.

Als die Bomben fielen, lebte Texas in Morgantown, West Virginia. Da er in Pittsburgh eine Cousine zweiten Grades hatte, zog er dorthin. Seine Cousine, eine stämmige Frau mit birnenförmigem Körper namens Jemmy Kilpatrick, die mehr Tätowierungen als Zähne besaß, hatte sich mit einer Gruppe von 20 anderen in ihrem Apartmenthaus verschanzt. Texas schloss sich dem Tross an und wurde überaus herzlich aufgenommen. Allerdings empfand er die Tatsache, dass Jemmy scharf auf ihn war, als nicht ganz so einladend. Dennoch lief in dieser »Kommune«, wie er die Gemeinschaft nannte, alles recht gut. Jeder packte mit an, jeder

steuerte Nahrungsmittel, Waffen und frisches Wasser aus Beutezügen bei. Das klappte wunderbar.

Doch dann packte Jemmy das Fieber.

Die Symptome ähnelten denen, die ich bereits erwähnt habe. Es dauerte nur sechs Stunden, bis ihre Augen knallrot waren – Texas bezeichnete sie als »Dracula-Augen« – und ihr das Blut aus Nase, Vagina und Hintern schoss, aus den Poren sprudelte und aus den Ohren tropfte. Mehrere Stunden lang ähnelte sie einer Zeitbombe, die gleich explodieren würde. Das Fieber verzehrte sie von innen her und sie stank wie ein verstopfter Abfluss nach feuchtem Moder. Während ihr das Blut herausquoll, die Haut eine wächserne Färbung annahm und das Fleisch aufplatzte, konnte sie sich nicht mal mehr aufsetzen und starrte nur noch ins Leere. Aufgrund des Fiebers verglühte ihr Körper sozusagen, bis sie schließlich »kollabierte und ausblutete«, wie die

Seuchenspezialisten es nennen würden. Irrendwann setzten Krämpfe ein. Zugleich kotzte sie große schwärzliche Brocken arteriellen Blutes aus, die überall herumspritzten und auch die Menschen trafen, die die Kranke zu versorgen versuchten, einschließlich Texas. Darüber hinaus erbrach sie auch große Mengen einer schmierigen schwarzen Substanz. Texas erzählte, der ganze Raum habe wie eine volle Kotztüte gestunken. Aber am schlimmsten, sagte er, sei das Geräusch gewesen, als ihr Anus aufriss und Blut und Gewebe herausdrangen – vermutlich die Reste ihrer inneren Organe. Danach starb sie sehr schnell, ertrank sozusagen im eigenen Blut und in den eigenen Giftstoffen.

Die meisten Menschen wären wohl schon lange vor dem Tod eines solchen Pflegefalls davongerannt, und viele Mitglieder der Kommune hatten das auch getan, nicht aber Texas Slim.

Über und über mit Jemmys Körperflüssigkeiten besudelt, harrete er bis zum Ende aus. Er sagte, ihm sei gar nicht der Gedanke gekommen, er könne sich dabei selbst tödlich infizieren. Allerdings nehme ich ihm das nicht ab. Sicher war er sich dessen bewusst gewesen, nur war und ist er einfach nicht die Sorte Mensch, die Hilfsbedürftige im Stich lässt. Und er war sogar bereit gewesen, das eigene Leben zur Unterstützung anderer aufs Spiel zu setzen.

Von den zwölf Menschen, die bis zum Schluss bei Jemmy gewesen waren, erkrankten elf binnen 24 Stunden selbst am Fieber. Alle bis auf Texas.

In den folgenden zwei Tagen kümmerte sich Texas rund um die Uhr um die elf Erkrankten, erlebte mit, wie sie kollabierten und ausbluteten. All diese Kranken, zusammengepfercht auf engstem Raum, die nach verseuchtem Blut und saurem Erbrochenen stanken, sich in Krämpfen wanden und ihre

inneren Organe ausschieden! Ihre blutroten wässrigen Augen starrten Texas immer noch an, während sie die letzten Innereien erbrachen und danach verstarben. Er bestattete alle auf einem unbebauten Nachbargrundstück.

Er erzählte mir die Geschichte, als wir beide allein bei einer Flasche Jack Daniel's zusammensaßen, den anderen wollte er nichts davon sagen. Während ich ihm zuhörte, kam es mir so vor, als wollte er sich von all dem Gift in seiner Seele befreien. Sein Bericht machte mir Angst. Einerseits deswegen, weil ich mich fragte, ob Texas vielleicht immer noch Krankheitsüberträger war, andererseits deswegen, weil ich zum ersten Mal aus erster Hand hörte, welche furchtbare Krankheit in den Städten da draußen umging. Im Vergleich zu dem, was Texas durchgemacht hatte, kam mir die Pflege meiner Frau, die langsam an Cholera gestorben war, fast undramatisch vor,

obwohl mich ihr Tod immer in meinen Träumen verfolgte.

Doch Texas hatte überlebt. Sowohl das Virus als auch die entsetzliche persönliche Erfahrung.

Sicher verstehen Sie jetzt, warum ich solche Angst vor Krankheitserregern habe. Angst vor dem, was sie einst waren, Angst vor dem, was sie geworden sind. Und sie mutieren immer noch, wandeln sich ständig, denn das liegt in ihrer Natur.

Doch das Schlimmste war, dass diese Krankheitserreger mir den Traum ins Gedächtnis riefen, den ich im Lagerraum in South Bend hatte. Welche Entwicklungsstufe hatten sie inzwischen erreicht? Welche perverse Richtung hatte die Evolution eingeschlagen, wenn sie ein solches Phänomen hervorgebracht hatte, wie ich es seinerzeit in meinem Wachtraum gesehen hatte? Welchen mutierten Virenstamm hatten die in ihren Gräbern vermodernden Pestkranken

erzeugt und mittlerweile in die Wirklichkeit entlassen?

Ich wusste es zwar nicht, spürte aber, wie dieses Phänomen näher und näher kam, nach Westen kroch und dabei die zerstörten, von Menschenhand errichteten Städte in sein schwarzes Leichentuch hüllte.

8

Nachdem wir oben im Gebäude Büchsenfleisch und Cracker verzehrt hatten, setzte ich mich ans Fenster und lauschte darauf, wie der radioaktive Staub durch die Straßen fegte. Wir hatten uns in einem Raum im vierten Stock verschanzt und hinter uns zugesperrt. Bei Staubstürmen empfahl es sich, sich so weit wie möglich nach oben zu verziehen, denn der wirklich tödliche, aufgeladene Staub – gesättigt mit spaltbaren Reststoffen wie Strontium 90, Cäsium 137 und Plutonium – befand sich in der Regel auf Bodenniveau. Dagegen gelangten –

einverleibt vom Wirbelsturm – eigentlich nur normaler Staub und Schutt in höhere Lagen. Die Faustregel hieß: Je höher der Aufenthaltsort, desto geringer das Risiko der Verstrahlung. Auf den Straßen wäre uns der Tod sicher gewesen.

Lange Zeit saß ich einfach nur da, ließ meinen schmerzenden Körper ausruhen und starrte aus Augen, die wegen des Schlafmangels verkrustet waren, vor mich hin. Der Sturm war ein wenig abgeflaut, und das Gebäude bebte nicht mehr. Es fiel auch kein Putz mehr von den Wänden, obwohl es noch ziemlich windig war. Allerdings kam es immer mal wieder vor, dass eine heftige Böe das Gebäude mit starker Faust erfasste und schüttelte, und dann klammerten wir uns jedes Mal aneinander, schützten unsere Köpfe und segneten die Menschen, die einen so stabilen Bau hatten errichten lassen.

Janie lehnte sich gegen mich, den Kopf an meiner Schulter. Ihre Augen waren

geschlossen, aber sie schlief nicht, wollte nur kurz die Welt ringsum, das Seufzen des Windes und den Geruch des Raumes, der nach Katzenpisse und faulendem Holz stank, aus ihrer Wahrnehmung aussperren. Die Jungs – Texas Slim, Carl und Gremlin – erzählten einander Geschichten und versuchten dabei, sich gegenseitig zu übertrumpfen. Sie kamen mir vor wie alte Männer, die darüber reden, wer von ihnen die schlimmste Kindheit gehabt hat. Oder wie Jugendliche, die voreinander mit sexuellen Abenteuern angeben.

»Wir werden hier wohl übernachten müssen, Nash, stimmt's?«, flüsterte Janie.

»Ja. Da draußen ist es jetzt zu gefährlich.« Meiner Meinung nach ging immer noch zu heftiger Wind. Sobald er sich völlig gelegt und der Staub sich verteilt hatte, würde auch die Strahlung nach und nach verschwinden. Aber erst dann.

Also blieben wir, wo wir waren. Ich fragte nach dem Stand des Geigerzählers.

»Steht jetzt bei 60 Mikroröntgen«, erwiderte Carl. »Fällt aber weiter.«

Noch vor zwei Stunden hatte der Zähler fast 100 Mikroröntgen angezeigt, was ein heikler Wert war. Allerdings noch längst nicht so schlimm wie die Werte unten auf der Straße, wo der Staub vermutlich mindestens 400 Mikroröntgen mit sich brachte. Städte wie Chicago, auf die 500-Megatonnen-Bomben heruntergegangen waren, hatte es so stark erwischt, dass man die Strahlung dort nach wie vor nur in *Rem* messen konnte. Ein *Rem* kommt einer Million Mikroröntgen gleich. Ehe die Zivilisation völlig zusammengebrochen war, hatte ich das Gerücht gehört, Chicago verschmore gerade bei rund 5.000 *Rem*. Falls dort überhaupt etwas überlebt hatte, wollte ich lieber nicht wissen, was.

Gremlin schwallte gerade über irgendeine dunkelhäutige Tussi namens »Bandenmieze«, die er in Fort Wayne gekannt hatte. Die Kriegsbeil-Clans hätten sie eines Tages etwas außerhalb der Stadt erwischt, auf der Straße gemeinsam vergewaltigt – einer nach dem anderen – und anschließend mit einem Fleischermesser skalpiert. Sie habe noch geatmet, als der Letzte mit Ficken an der Reihe gewesen sei. Zugleich hätten die anderen Kerle angefangen, ihr die Finger abzuschneiden, die Zähne herauszubrechen und die Ohren abzusäbeln – als Trophäen, wie es bei den Clans üblich war.

»Und was hast du getan?«, fragte Carl.
»Nur blöde zugeguckt?«

»Was hätte ich denn tun sollen? Die waren doch zu zehnt und ich ganz allein.«

Texas Slim fand das seltsam. »Und ich dachte, du hättest sie geliebt. Hast du das vorhin nicht gesagt?«

»Ich *hab* sie ja auch geliebt. Sooft sie mich rangelassen hat.«

Daraufhin brach Texas Slim in schallendes Gelächter aus. »Man höre und staune!«, sagte er schließlich. »Ich hab auch mal so ein Mädchen geliebt; sie war auch farbig, meine ich ... Nein, wohl eher eine Inderin. Hab sie bei jeder Gelegenheit in den Arsch gefickt. Sie hatte zwar nur eine einzige Titte, aber das hat mir nichts ausgemacht.«

»Nur eine einzige Titte?«, wiederholte Gremlin. »Bist wohl nicht gerade wählerisch, wie?«

Carl lachte. »Ach was, der ist durchaus wählerisch. Fickt grundsätzlich nur seine linke Hand, ist ganz scharf auf sie.«

»Quatsch, ich ficke sie alle beide«, erwiderte Texas. »Und dabei denke ich immer nur an deine Mami.«

»Fängst du schon wieder damit an?«

»Das ist doch krank«, meinte Gremlin. »Wirklich krank, so über die Mutter von

jemand zu reden. Wenn ich mir einen runterhole, denk ich immer nur an heiße junge Dinger.« Dabei warf er einen Blick auf Janie, und alle bekamen es mit, auch ich. Ich glaube, er wollte sogar, dass ich es sah.

»He, Gremlin?«, sprach Texas ihn an. »Weißt du überhaupt, dass es einen speziellen Tag für Liebespaare gibt? Nennt man den *Valentinstag*.«

»Klar, hab davon gehört.«

»Na ja, aber es gibt auch einen romantischen Feiertag für Junggesellen deiner Art. Den nennt man Buß- und Betttag.«

»Wirklich?«

Janie versuchte, ein Lachen zu unterdrücken, schaffte es aber nicht. Genauso wenig wie ich. Das hier waren meine Leute, meine Kumpel. Und sie verhielten sich wie Pubertierende in einer Umkleidekabine, mein Gott!

Auch Gremlin lachte kurz, ging dann aber gleich zu dem über, was er am besten konnte: zum Herummäkeln. »Hab das Warten

so satt, dass ich kotzen könnte. Müssen wir wirklich den ganzen verdammten Tag in diesem Scheißloch bleiben, Nash?»

»Tja, und wahrscheinlich auch noch die ganze Nacht.«

»Scheiße. Hab nichts zum Trinken und nichts zum Ficken. Kann das Warten einfach nicht ausstehen.« Er stand auf und tigerte auf und ab, während sich Texas Slim und Carl über radioaktiv verseuchte Frauen unterhielten, die sie mal gekannt hatten.

»Scheiße, Nash. Wir brauchen irgendein Fahrzeug, damit wir endlich aus der Stadt rauskommen!«

»Klar. Und wenn du rausgehen und in dem Staub nach einem Fahrzeug suchen willst, nichts wie los. Aber was mich betrifft: Ich bleibe hier. Ist mir da draußen zu gefährlich. Mein Schwanz glüht ja jetzt schon im Dunkeln.«

Janie versetzte mir einen Rippenstoß, während Texas Slim lachte.

»Jawoll, hör mit dem dämlichen Gejammer auf«, meinte Carl zu Gremlin.

»Ja, aber hier drinnen stinkt's!«

»Du stinkst doch selbst, Mann, aber von mir hörst du keine Klagen.«

Gremlin lachte nicht mal darüber. »Hab diese Scheiße einfach satt. Zu allem anderen haben wir auch noch die Lebensmittel im Bus gelassen und nichts mehr zu essen.«

»Du hast doch Büchsenfleisch gegessen, genau wie wir alle«, wandte Janie ein.

»Ich mag aber kein Büchsenfleisch, Gnädigste. Ich will ein Steak und eine gebackene Kartoffel mit saurer Sahne. Außerdem Brot und Butter. Und ein Stück Kuchen, Eis und ...«

»Und das ist schon alles?«, fragte Carl.

»Nein, das ist noch längst nicht alles. Außer was Anständigem zu essen will ich auch Alkohol und Zigaretten, die nicht wie Stroh schmecken. Und jemanden, der mir einen bläst.«

Carl schüttelte nur den Kopf. »Texas, sei so gut und lutsch ihm den Schwanz, ja?«

Texas Slim grinste. »Nein, Sir. Mein Arzt hat mir geraten, mich von Bockwurst und fetter Soße fernzuhalten. Und ich halte mich daran.«

»Das ist doch die letzte Scheiße hier«, sagte Gremlin. »Ihr Leute blödet nur herum und lacht, und was bringt uns das?«

Allmählich ging er uns allen auf die Nerven. Wir hatten es satt, ihm weiter zuzuhören. Anfangs war es ja noch ganz lustig gewesen, wie er an allem herumgenörgelt hatte – von den Schlafsäcken über Bohnen aus der Dose bis zum Staub in seinem Bauchnabel. Dauernd jammerte er und beschwerte sich über irgendwas. Aber mittlerweile gab er nur noch Mist von sich. In unserer derzeitigen Lage musste man sich mit dem zufriedengeben, was man bekommen konnte. Niemand von uns war schuld daran, dass die Krätzekranken uns

angegriffen hatten und der Staubsturm aufgezogen war. So was passierte nun mal und man musste es schlicht und einfach durchstehen. Wenn das Armageddon einen überhaupt was gelehrt hatte, dann, sich in Geduld zu üben.

»He, Nash, hast du Lust dich vollzudröhnen? Wirklich zuzudröhnen?«, fragte mich Carl.

Ich lehnte den Joint, der gleich darauf die Runde machte, lieber ab.

An Drogen kam man immer heran, in dieser Hinsicht herrschte kein Mangel. Mangel herrschte nur an Menschen, die das Zeug noch rauchen konnten.

Ständig musste ich daran denken, wie die Welt früher gewesen und zu was sie jetzt geworden war. Und ich fragte mich dabei, wie sie in zehn oder in 100 Jahren aussehen würde. Wie überlebte man einen Weltuntergang, ohne dabei so viel Schaden zu nehmen wie die Städte ringsum? Und wo sollte man

all den Gips hernehmen, der nötig sein würde, um die Spalten und Risse im eigenen Verstand und in der eigenen Seele zu kitten? Denn wenn man das nicht tat, büßte man möglicherweise jeden Zug von Menschlichkeit ein. Wie war es zu schaffen, sich selbst im Griff zu behalten und wieder einen Funken Optimismus in sich zu entzünden? Ich wäre weiß Gott gern so wie Janie gewesen. So freundlich, tolerant und voller Mitgefühl, wie ich es früher mal gewesen war. Ein Teil von mir sehnte sich geradezu danach. Aber das war nur ein schöner Traum, wie ein anderer Teil von mir nur allzu gut wusste. Und dieser andere Teil war der verbissene, grimmige Realismus, der mich in dieser neuen kaputten Welt am Boden hielt.

In dieser neuen perversen Welt musste man sich wie ein Tier verhalten, um zu überleben.

Das Ende der uns bekannten Welt hatte Dinge ins Leben gerufen, die eigentlich nicht hätten existieren dürfen, und andere Dinge in absolute Albträume verwandelt. So ähnlich, wie der Filmproduzent und Regisseur Roger Corman sie schon in den 50er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf die Leinwand gebracht hatte: eine Welt voll von Mutanten, umherstreifenden Banden und religiösen Spinnern, das Leben geprägt von einer Natur, die verrückt spielte. Solche Welten hatte ich in den alten Filmen gesehen, die ich mir nach der Spätschicht in der Schuhfabrik von Youngstown – sie ging von drei Uhr nachmittags bis elf Uhr abends – nachts reingezogen hatte: *Die letzten Sieben*, *Panik im Jahre Null*, *World Without End*. Damals hatte ich einfach auf der Couch gelegen, die von einem Imbiss mitgebrachte Pizza gegessen, dazu Bier getrunken und im Traum nicht daran gedacht, dass ich mal mitten in so schrägen Horrorfilmen leben

würde. Aber genau das war mir passiert. Mir und allen anderen.

Alles hatte sich verändert. Der Fallout hatte Aberhunderte Millionen von Menschen das Leben gekostet, Mutationen und Degenerationen mit sich gebracht und die Überlebenden zu primitiven, brutalen Menschen gemacht. Vieles hatte ich mit eigenen Augen gesehen, doch mir war klar, dass da draußen noch viel Schlimmeres lauerte. Phänomene, die ich mir nicht vorstellen konnte oder wollte, und eines davon hatte mich in einem Traum heimgesucht. Eigentlich wusste ich nur sehr wenig über Strahlung, Kernphysik, Genetik und dergleichen. Zwar besaß ich einen solarbetriebenen Geigerzähler, verstand aber nicht, wie er funktionierte. Genauso wenig hätte ich erklären können, wie sich Strahlung auf Atome oder auch das allgemeine biologische Leben auswirkt.

Nach dem Untergang der uns bekannten Welt war in Youngstown jeder in eine Art

Schockzustand gefallen und ziellos herumgeirrt, während die Krankheitserreger die Städte überfluteten. Bei mir im Haus hatte damals ein Mann namens Pallenberg gewohnt, der früher an der East Palestine High School Physik unterrichtet hatte. Ein wirklich kluger Mensch. Er war nebenbei auch zweiter Trainer der Footballmannschaft *Die Bulldoggen* gewesen, während ich in meiner Schulzeit Runningback für die Mannschaft der *Blauen Teufel* gewesen war. Obwohl wir konkurrierende Mannschaften unterstützt hatten, verstanden wir uns gut. Als ihn die Strahlenkrankheit erwischte und er im Sterben lag, gab er mir noch einige Worte mit auf den Weg: *Warte nur ab, mein Freund. Bald werden derart schreckliche Dinge geschehen, dass ich froh bin, sie nicht mehr miterleben zu müssen. All diese Kernenergie, die schlagartig freigesetzt worden ist ... Das wird Auswirkungen auf das Klima, das Leben auf der Erde, auf alles haben. Warte*

nur ab. Es liegt an den Molekülen. Sie haben sich verändert, genauso, wie auch die Zellen mutiert sind. Die uns bekannte Physik ist aus den Fugen geraten. Die Welt ist jetzt in biologischer wie in physikalischer Hinsicht im Wandel begriffen, und das betrifft auch die kleinsten Teilchen. Materie, Energie, subatomare Teilchen – all das spielt derzeit verrückt. Nichts wird wieder so werden wie früher. Mindestens 100.000 Jahre lang nicht. Vielleicht auch nie mehr.

Und Mike sollte recht behalten.

Ich hatte die Mutationen mit eigenen Augen gesehen, sie bestimmten die neue Wirklichkeit. Die Strahlung brachte evolutionäre Veränderungen mit sich, die in einer gesunden Welt voller Sonnenschein, über die das Auge eines den Menschen wohlgesonnenen Gottes wachte, niemals eingetreten wären. Und nicht alle Veränderungen waren auf den ersten Blick zu erkennen. Manche vollzogen sich, wie Mike prophezeit hatte, auf einer

mikroskopisch winzigen Ebene. Krankheiten, die man für längst besiegt gehalten hatte, wandelten sich nach den Bombardierungen, flammten neu auf und verbreiteten sich so schnell wie Lauffeuer.

Das machte mir im Moment die größte Angst. Die Mutation der Krankheitserreger. Schließlich hatte ich selbst gesehen, wie Fieber und Seuchen, regelrechte Pandemien, die Städte in Leprakolonien verwandelt hatten.

Und immer noch wüteten sie da draußen.

Mutierten und lauerten darauf, auch noch den Rest der dezimierten Spezies Mensch zu vernichten.

Genauso, wie es David Bowie 1974 in *Diamond Dogs* ausgedrückt hatte: »This ain't Rock and Roll. This is Genocide!«

9

Wenn dieser Bericht Sie erreicht, werden Sie zweifellos wissen, wie die uns bekannte Welt

endete. Sie können diesen Teil also auch einfach überspringen. Ich halte die Hintergründe trotzdem fest, um einige Dinge für mich selbst zu klären. Und vielleicht auch zu dem Zweck, der Nachwelt eine Art Dokument zu hinterlassen.

Also gut.

Alles begann mit einem wechselseitigen atomaren Angriff im Nahen Osten. Iran setzte eine Atombombe gegen die Israelis ein, und die Israelis schlugen auf die gleiche Weise zurück. Vielleicht hätte es dabei bleiben können, hätte der Streit nicht schon so lange geschwelt. Jedenfalls war zu diesem Zeitpunkt bereits alles zu spät. Mittlerweile wurden Atomwaffen auch schon in Afrika, Asien und Europa gezündet – etwa 30 weltweit. Das führte zuverlässig zur wechselseitigen Zerstörung, wie man ja auch stets angenommen hatte. Vier Atombomben detonierten auf dem nordamerikanischen Kontinent: eine in New York, eine in Chicago, eine

weitere in Atlanta und die letzte in Los Angeles. Bei den Bombardements selbst kamen 50 Millionen Menschen ums Leben – jedenfalls hieß es so in den Rundfunk- und Fernsehnachrichten ... Denn eine Zeit lang wurde ja noch gesendet. Die durch die Bomben freigesetzte Radioaktivität tötete weitere drei Millionen, und der Fallout verdreifachte die Zahl der Opfer innerhalb von sechs Monaten. Alle gegen die USA eingesetzten Bomben stammten aus Nordkorea. Die Vereinigten Staaten reagierten damit, dass sie den Norden – und auch einen Großteil des Südens – von Korea in eine radioaktiv verseuchte Wüste verwandelten. Wir schlugen dort mit acht oder mehr Wasserstoffbomben zu, die Russen mit drei, die Chinesen mit zwei.

Das zeigt nur, dass wir diesen völlig durchgeknallten kleinen Diktator rechtzeitig hätten beseitigen müssen.

Im Zuge wechselseitiger atomarer Angriffe setzte dann fast jeder Staat Kernwaffen ein. Afrika und der Nahe Osten wurden besonders schwer von verschiedenen taktischen Atomwaffen getroffen. Millionen von Menschen starben, als Armeen sich gegenseitig zu vernichten versuchten und dabei vor allem die sowieso schon leidende Zivilbevölkerung trafen. Als alles zu einem Ende kam, existierte eine Zivilisation im eigentlichen Sinne gar nicht mehr. Nur Milliarden von Menschen, die später am Fallout starben oder an den um sich greifenden Seuchen. Feuerstürme wüteten, und die Städte verschmorten unter der Strahlung, bis der nukleare Winter einsetzte.

Auf diese Weise endete die uns bekannte Welt.

Mit dem Szenarium des Jüngsten Gerichts. Nicht auf einen einzigen Schlag, sondern mit einer gigantischen Welle der Vernichtung.

Ich döste etwa eine Stunde lang. Als ich erwachte, kicherten Gremlin und Texas. Ich hatte von meiner Frau geträumt und empfand es als reine Zeitverschwendung, die Augen aufzuschlagen, nur um mich zurück in den verdammten Albtraum der Wirklichkeit zu begeben. Ich trank etwas Wasser, rauchte eine Zigarette, sah zu, wie Janie ihre langen Beine kreuzte, und wünschte mir dabei, wir wären allein gewesen, denn dann hätte ich sie bis zur Erschöpfung gebumst. Typisch männliche Gedanken. Selbst der Weltuntergang hatte dem Mann das Tierische nicht austreiben können.

Carl reinigte seine Waffen. Texas Slim summte einen alten Song von John Cougar Mellencamp vor sich hin und lachte dabei zuweilen auf. Gremlin starrte mich mit seltsamem Blick an.

»Was ist los?«, fragte ich ihn mit böser Vorahnung.

Gremlin grinste. »Hab mich nur gefragt, wann es so weit sein wird. Und *wer* es diesmal sein wird.«

»Von was zum Teufel redest du?«

»Du weißt es.«

»Nein, vielleicht solltest du dich klarer ausdrücken.«

Immer noch dieses verschlagene Lächeln, das ich ihm am liebsten mit einem Schlag aus dem Gesicht gewischt hätte.

»Wann wirst du's tun, Nash? Wann wirst du das Schattengebilde herbeizitieren? Heraufbeschwören?«

Schlagartig war ich hellwach. Ja, es war tatsächlich an der Zeit, ein Opfer auszuwählen. Aber ich brauchte nicht diesen Wichser dazu, mir das unter die Nase zu reiben. Hin und wieder verdrängte ich die Sache lieber. Tat dann so, als hätte ich eine unbefleckte Seele.

Der Wind hatte sich noch immer nicht gelegt; Staub und Streugut schlugen gegen

das Gebäude. Als ich darauf lauschte, spürte ich einen anderen Sturm glühend heiß durch meine Seele fegen.

Janie bemerkte es und sagte irgendetwas, aber ich verstand sie nicht.

Selbst Gremlin fiel auf, dass er soeben eine Grenze überschritten hatte. »Hör mal, ich wollte doch nur ...«

Ich weiß nicht, was mich plötzlich überkam. Jedenfalls ballte ich die Faust und schlug Gremlin auf den Mund. So hart, dass sein Kopf nach hinten fiel, die Lippen gegen die Zähne gedrückt wurden und Blut floss. Ich hatte es nicht mal vorgehabt; es war eine instinktive Reaktion.

»Du blödes Arschloch!«, brüllte ich ihm ins zuckende, blutende Gesicht. »Wir reden nicht darüber! Niemals, verdammt noch mal!«

Gremlin stotterte mit blutbefleckten Zähnen und Lippen eine dumme Entschuldigung und wirkte dabei so dämlich und

erbärmlich, dass die Wut in mir wie Lava aufstieg. Glühend heiße Wut. Ich rastete völlig aus und begann einfach draufloszudreschen. Einige Schläge wehrte Gremlin mit erhobenen Armen ab, doch die meisten trafen, und ich hörte ihn zu meiner Genugtuung um Gnade winseln, während er blutete und sich vor Schmerzen wand. An seinem linken Auge zeichnete sich ein Veilchen ab, er blutete aus der Nase, und eine Lippe war aufgeplatzt. Auch am Schädel hatte er ein paar nette Beulen abbekommen. Ich hätte wohl noch weitergemacht und mich an der idiotischen Entladung meiner Wut berauscht, doch Carl zog mich schließlich weg. Und Janie brüllte mich mit solch abgründtiefer Enttäuschung und verzweifelter Resignation an, dass mir das Blut in den Adern gefror.

Als Carl mich irgendwann losließ, war mein Kampfgeist gebrochen. »Ist ja gut, Nash«, sagte er, doch man hörte ihm an, dass er diese Sache keineswegs guthieß. »Du

hast ihn ziemlich schlimm erwischt. Hast ihm eine Lektion erteilt und so weiter. Hast deine Wut rausgelassen. Aber jetzt entspann dich wieder und lass ihn in Ruhe.«

»Na ja, du hast ihn wirklich regelrecht zusammengeschlagen, Nash«, sagte Texas Slim. »Hast ihn so in die Mangel genommen, als würdest du für Schwerarbeit bezahlt.«

Alle starrten mich an, was mir keineswegs gefiel.

Aber vermutlich hätte ich an ihrer Stelle auch geglotzt. Irrationale, gewalttätige Ausbrüche haben es nun mal an sich, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und ebenso haben sie es an sich, das Vertrauen zu dem, der ausrastet, zu untergraben. Ich kam mir wie ein Idiot vor, hatte ein schlechtes Gewissen und war wütend auf mich selbst. Immer war ich stolz auf meine Selbstbeherrschung, auf meinen kühlen Kopf gewesen. Stolz auf mein nachsichtiges und verständnisvolles Verhalten. Diese Szene sah

mir überhaupt nicht ähnlich. Ich verprügelte doch keinen, es sei denn, er bedrohte mich. Und welche Bedrohung war von Gremlin denn schon ausgegangen? Er war doch nur ein kleiner, nervender Schwätzer, der nie wusste, wann es Zeit war, die Klappe zu halten.

»Wirklich gute Arbeit«, sagte Janie. »Mein Gott, Rick!«

Die anderen wandten sich einfach ein wenig von mir ab. Alle bis auf Gremlin. Unentwegt glotzte er mich mit anklagendem Blick an. Sein Gesicht war blutbesudelt und mit blauroten Striemen überzogen, die Unterlippe zu einem Würstchen angeschwollen, das rechte Auge fast zugeschwollen. Es tat weh, ihn auch nur anzusehen.

»Fühlst du dich jetzt besser, Nash?«, fragte er und spuckte Blut auf den Boden. Er kicherte. »Bin schon schlimmer verprügelt worden, viel schlimmer. Ist schon in Ordnung. Ich bin aus dem Ruder gelaufen, und

du hast mich auf meinen Platz verwiesen. Jetzt weiß ich, welchen Rang ich hier einnehme.«

Ich wollte ihm eine Hand auf die Schulter legen, aber er schlug sie so heftig weg, dass ich fast hingefallen wäre. »Fass mich bloß nicht an, du gottverdammtes Arschloch!«

Niemand widersprach ihm.

Ich zog mich zurück, rauchte, grübelte und lauschte auf den Sturm. Schmollte. War wütend und zugleich außer mir vor Schuldgefühlen. Dachte immer wieder: *Ich könnte sie alle sofort auf die Straße setzen. Sie zum Teufel schicken und mir innerhalb einer Woche einen neuen Trupp zusammensuchen. Welches Recht haben die denn, mich zu verurteilen? Für was halten sie sich, verdammt noch mal?*

Dabei war mir klar, dass das völlig absurde Gedanken waren. In dem Moment, in dem ich Janie auf die Straße setzte, würde ich einen großen Teil meines Selbst verlieren.

Scheiße.

Letztendlich hatte ich das in mich gesetzte Vertrauen erschüttert, das wusste ich. Keine Ahnung, was plötzlich über mich gekommen war. Ich wusste nur, dass diese Wut schon seit Langem in mir gegärt hatte. Es war einfach passiert, wie es eben so geht. Zum Teil lag es wohl einfach an der verdammt Depression, die mich an den meisten Tagen innerlich auffraß. Es war ein Gefühl, als wäre da ein Schwarzes Loch, das mich bei lebendigem Leib in die Dunkelheit hineinsaugen wollte. Zum anderen Teil waren es wohl allgemeine Frustration und Traurigkeit. Hinzu kam die Tatsache, dass Gremlin mir von Tag zu Tag mehr auf die Nerven ging, genauso wie das Warten. Wir mussten weiterziehen. Mussten nach Westen, ehe ... nun ja, ehe uns irgendetwas eingeholt hatte.

Niemand sprach, und auch ich hielt den Mund.

Gremlin hatte sich nicht die Mühe gemacht, das Blut aus seinem Gesicht zu waschen. Er gab damit wie mit einer Kriegsbemalung an, während er mit angezogenen Beinen auf dem Boden hockte, die Arme um sich geschlungen, den Kopf zwischen die Beine gelegt. Seine Augen, aus denen die Schmerzen sprachen, wirkten verrückt und wild. Und sie waren auf mich gerichtet, ausschließlich auf mich. Voller Hass starrte er mich an.

Ich hatte das hässliche Gefühl, dass Gremlin mir die Kehle aufschlitzen würde, sobald ich die Augen schloss. Deshalb beobachtete ich ihn und spürte dabei, dass mein kleiner Trupp kurz davor stand, auseinanderzubrechen. Ich fühlte mich einsamer und verwundbarer als je zuvor. Begann an Shelly zu denken. Und an Youngstown.

Mir fiel ein, wie ich in der Nacht, als die Bomben fielen, auf dem Dach unseres Wohnhauses gestanden hatte. Dort oben

hatten sich viele Menschen versammelt. New York war unmittelbar getroffen worden. Obwohl es weit von Youngstown entfernt lag – oder gelegen hatte –, konnte man es sehen, wenn man nach Osten blickte. Denn dort hatte sich der Himmel blau eingefärbt und leuchtete.

11

Während der bleiche Mond auf die Erde hinabsah, krochen die Ratten heraus.

Sie drangen aus Gossen und Kellern, Trümmern und Gräben – aus allen feuchten, dunklen Orten, wo Leichen verrotteten. Als breiter schwarzer Strom überfluteten sie mit ihren schmierigen Körpern laut kreischend die Straßen. Nichts, das noch Blut in den Adern hatte, konnte ihnen entkommen. Die Ratten schwärmten aus und griffen an, preschten wie Treiberameisen in irgendeinem dampfenden Dschungel vorwärts, rasend vor unstillbarer Gier. Denn sie

lebten nur, um zu fressen, sich fortzupflanzen und die Welt mit ihrer riesigen Anzahl zu vereinnahmen.

Den religiösen Spinndern, die sich auf der Straße aufhielten, ließen sie nicht die geringste Chance.

Noch fünf Minuten zuvor – der Staubsturm hatte sich endlich gelegt – hatten sie Psalmen gerufen, ihre Hände zum Herrgott im Himmel erhoben und um Rettung und Erlösung gefleht. Und jetzt hatten die Ratten sie lebendig unter sich begraben.

Die Ratten fielen aus allen Richtungen über sie her. Man konnte hören, wie sie das Fleisch ihrer Opfer zerfetzten, Knochen zermalmten und mit ihren plumpen, gefräßigen Körpern Schreie erstickten. Es war eine wahre Fressorgie: Die Ratten verschlangen in ihrem Rausch nicht nur die religiösen Spinner, sondern auch einander und verstümmelten sich selbst. All das ging sehr schnell: Es dauerte nur drei Minuten von der

ersten Angriffswelle bis zum Abtauchen der schwarzen Meute in der Dunkelheit. Zurück blieben nur nackte Rattenkadaver und fünf sauber abgenagte Skelette, die wie Elfenbein im Mondlicht schimmerten. An den menschlichen Gebeinen klebte nicht mal ein Tropfen Blut.

Janie vermied es natürlich hinzuschauen. Mittlerweile war sie zwar nicht mehr besonders zimperlich, aber für sie existierte immer noch eine Anstandsgrenze, die sie nicht überschreiten wollte. Wir anderen sahen dem Angriff von den Fenstern aus zu. Carl und Texas Slim hatten eine Wette laufen, die das Ganze für sie etwas spannender machte. Carl hatte prophezeit, die Ratten würden mindestens fünf Minuten brauchen, um die religiösen Spinner zu Skeletten abzunagen. Texas hatte auf drei Minuten getippt und damit die Wette gewonnen.

»Jetzt bist du *dran*, Carl!«, sagte Texas Slim. »Du schuldest mir sechs Joints. Kannst sie ruhig gleich herausrücken, mein Lieber.«

»Scheiße.« Carl zog an seiner Zigarette. »Kommt mir so vor, als hättest du mich irgendwie ausgetrickst.«

»Hat er auch«, meinte Janie.

Texas Slim schüttelte den Kopf. »Nein, Janie, stimmt nicht. Ist nur so, dass ich Ratten kenne und sie verstehe. Hab ihr Verhalten untersucht, fast wie in einer wissenschaftlichen Studie. Die Ratten haben sich verwandelt und verhalten sich jetzt auch anders als früher. Viel wilder. Mittlerweile gibt es da draußen wirklich riesige Mutanten, so groß wie Katzen oder Hunde. Bei diesen neuen Ratten dauert es bei einer Meute von 30 rund 30 Minuten, fünf Menschen zu Skeletten abzunagen, verstehst du? Demnach können 300 Ratten fünf Menschen in drei Minuten abnagen. Man nimmt einfach die Anzahl von Menschen

und teilt sie durch die Anzahl der Ratten, dann erhält man das Ergebnis. Und in diesem Fall waren das plus/minus drei Minuten.«

Es war schon verrückt, wie sein Verstand arbeitete. »Hab noch keinen erlebt, dessen Gehirn so seltsam tickte wie deins«, bemerkte ich.

Texas Slim grinste. »Danke, das nehme ich als Kompliment.«

»Ermutige ihn nicht noch, Nash«, sagte Carl. »Der hat schon Probleme genug.«

Damit mochte Carl sogar recht haben.

Carl drückte seine Zigarette aus und sah sich um. »Wo zum Teufel steckt Gremlin eigentlich? Er ist schon ziemlich lange weg.«

»Der ist draußen und schmolzt, weil Nash ihn durch die Mangel gedreht hat«, erklärte Texas. »Sagte, er wolle im Haus auf Beute-tour gehen, aber das hab ich ihm nicht abgenommen.«

Das hatte Texas richtig erfasst. Zweifellos leckte Gremlin jetzt seine Wunden, badete in Selbstmitleid und schmollte. Seitdem ich die Beherrschung verloren und ihn in die Mangel genommen hatte, hatte er mich unentwegt mit hinterhältig glitzernden Augen angestarrt. Und auch meine Entschuldigung hatte nichts daran geändert, denn er wollte sie einfach nicht annehmen. Sogar Janie hatte versucht, vernünftig mit ihm zu reden. Hatte ihm erklärt, ich hätte die Beherrschung verloren und nur deshalb auf ihn eingedroschen, weil ich selbst Probleme hätte und Dampf ablassen müsse. Ob an dieser Erklärung was dran war oder nicht: Jedenfalls klang sie gut.

»Gremlin ist wirklich schon lange weg«, meinte Janie. »Willst du ihn nicht suchen gehen, Nash?«

Ich schüttelte den Kopf. »Der kommt schon wieder, wenn er so weit ist.«

»Dann gehe ich.« Janie wollte vom Sofa aufstehen, aber ich hinderte sie daran. »Nein, Janie, er verhält sich mal wieder wie die totale Nervensäge. Gib ihm etwas Zeit, dann kommt er von selbst zurück. Außerdem will ich nicht, dass noch jemand im Stockdunklen seinen Hals riskiert.«

Mehr Überredungskünste musste ich nicht anwenden. Doch in Wirklichkeit wollte ich auch deswegen nicht nach Gremlin suchen, weil ich ein mulmiges Gefühl bei dem Gedanken hatte, dass er im Dunkel auf mich *lauerte*. Gremlin wollte Rache, und ich hatte nicht die mindeste Lust, Opfer seiner Rachgier zu werden. Schon gar nicht wollte ich, dass Janie ihn suchen ging. Ich hatte gesehen, wie Gremlin sie angestarrt hatte ... So als wäre sie ein Stück Frischfleisch. Und er war ausgehungert. Dieser Blick war wirklich widerlich gewesen.

»Und was ist, wenn er auf die Straße geht?«

»Das wird er in der Dunkelheit hoffentlich nicht tun. Es sind immer noch Ratten unterwegs. Und weiß Gott, was sonst noch.«

»Die Kinder«, warf Carl ein.

Möglich. Und wenn Gremlin so verrückt war, sich mit ihnen anzulegen, würde er auf schwere, entsetzliche Weise sterben.

Während die Nacht heraufzog, saßen wir einfach nur herum und langweilten uns zu Tode. Schließlich holte Carl einige Kerzen aus seinem Rucksack und zündete sie an. Obwohl wir in diesem stinkenden Raum festsaßen und auf den Straßen unter uns Ratten und schlimmere Wesen herumstreiften, tauchten die Kerzen alles ringsum in mildes Licht. Es war so, als lebten wir im Mittelalter – als hätten wir eine Zeitreise zurück ins 14. Jahrhundert gemacht.

Texas Slim begann von den guten alten Zeiten zu reden, als er sich während der Ausbildung zum Bestatter mit der Konservierung von Leichen befasst hatte. Er erzählte,

nach der Körperdrainage müsse man den Toten Permaglo in die Halsschlagader spritzen, um deren Muskeln zu straffen und die inneren Organe zu festigen. »Hat mir sogar Spaß gemacht, die Leichen zu waschen«, sagte er. »Man muss die einseifen und dann wie Brotteig durchkneten, damit sich das Permaglo im ganzen Körper verteilt. Verleiht der Haut eine schöne, natürliche Farbe. Man kann die Veränderung geradezu miterleben. Permaglo spritzt man auch in den Mund, um dessen Farbe und Straffheit zu erhalten. Auf diese Weise hängt die Sch-nute bei Onkel Joe oder Tante Tillie dann nicht schlaff und grau durch, und man verhindert auch, dass sich die Lippen vom Zahnfleisch zurückziehen. Es gefällt den Leuten nämlich nicht, wenn ihre lieben Toten grinsen. Sie wollen, dass die Leichen frisch aussehen, denn dann können sie sagen: »Onkel Joe sieht so aus, als würde er nur schlafen, ist das nicht tröstlich?«

»Das reicht jetzt!«, fuhr Carl dazwischen.
»Das ist doch krank, du gottverdammter Freak. Ich werde hier nicht sitzen bleiben und mir anhören, wie du weiter von dieser Scheiße erzählst. Du jagst mir ja Angst ein.«

Texas Slim kicherte. »Ich erzähl dir doch nur, wie die Konservierung läuft. Könnte dir ja eines Tages mal nützlich sein.«

»Wie zum Teufel sollte mir das jemals nützlich sein?«

»Na ja, Söhnchen ... Die Welt da draußen ist gemein und gefährlich, stimmt's? Voll von hässlichen Dingen – von Krankheitserregern, Fiebern, Seuchen und bösen Mikroben. Könnte ja sein, dass wir eines Tages alle tot sind und du mutterseelenallein zurückbleibst. Da bist du also, so einsam, dass du sogar ein Astloch ficken würdest. Und dann stößt du zufällig auf irgendeine attraktive Frau, nur ist sie leider tot ...«

»Halt die Klappe, du verdammter Leichenfledderer.«

»Also nutzt du das, was ich dir erzählt habe, bringst die Frau schnell in das freundliche Bestattungsinstitut in deiner Nachbarschaft und richtest sie wieder her. Säuberst sie, schminkst sie, festigst ihre weiblichen Körperformen, sprühst ihre Geschlechtsteile mit einem Desinfektionsmittel ein und ...«

»Ich warne dich!«

»... hübschst sie auf. Danach besorgst du dir eine Flasche Wein und wartest ab, was passiert. Lässt der Natur ihren Lauf. Aber du darfst auf keinen Fall die kleinen Augenscheiben vergessen. Die musst du ihr unter die Lider schieben, sonst wirken die Augen eingesunken. Und das ernüchtert einen, das kannst du mir glauben!«

»Ich bring ihn um, Nash. Bei Gott, ich tu's«, fluchte Carl.

Und es sah so aus, als würde Janie ihm in dieser Hinsicht beistehen.

Ich seufzte nur. Ich fürchtete solche Zeiten des Nichtstuns, denn dann passierte jedes Mal dasselbe. Texas Slim scheute keine Mühe, Carl auf die Palme zu bringen, und meistens gelang es ihm auch.

»Wechsel das Thema, ja?«, warf ich ein.

Texas Slim zuckte die Achseln, es machte ihm nichts aus. Und etwa fünf Minuten lang herrschte tatsächlich gesegnete Stille. Bis Texas erneut loslegte, was keinen überraschte.

»In Morgantown«, begann er die nächste Horrorgeschichte, »gab's auch schon vor all den späteren Mutationen einige große Ratten. Hab sie mit eigenen Augen gesehen. Damals hing ich oft mit einem Chinesen namens Ray Dong herum. Wir kamen gut miteinander aus. Er war früher in dem altherwürdigen Gewerbe der Einbalsamierer tätig gewesen, genau wie meine Wenigkeit, deshalb hatten wir vieles miteinander gemein ...«

»Geht hoffentlich nicht wieder um das Ficken von Leichen!«, sagte Carl.

Texas Slim lachte zwar, aber auf so geheimnistuerische, verschwörerische Art, als könne er tatsächlich einige amüsante Anekdoten zu diesem Thema beisteuern, wolle sie in Gegenwart einer Frau aber lieber nicht zum Besten geben. »Nein, diesmal geht's um Ratten. Große Ratten und einen alten chinesischen Freund namens Ray Dong. Und die Geschichte spielt in Morgantown, was in West Virginia liegt.«

»Das haben wir schon mitbekommen«, sagte Janie.

»Ray war einer dieser Kerle, die einfach alles essen können«, fuhr Texas Slim fort. »Hunde, Katzen und grüne Krabbeltierchen. Hatte einen ungewöhnlichen Magen und ständig Appetit. Also sagt er eines Tages: *He, lass uns Ratten jagen*. Und ich darauf: *Ratten jagen? Wozu? Um sie zu essen*, antwortet er. *Manche sind jetzt ganz schön fett. Wir*

fangen uns eine und rösten sie über einem Feuer, das schmeckt dann wie Schweinebraten. Aber ich bekomme das Herz, denn Herzen mag ich am liebsten. Und ich: Ich will aber keine Ratten essen. Trotzdem schafft's Ray, mich zur Rattenjagd zu überreden, obwohl das nicht ungefährlich ist. Na ja, ich konnte ihm einfach nichts abschlagen. Dabei ist es keine gute Idee, irgendwas zu essen, das mit irgendwelchen Giftstoffen versetzt ist, wie ihr alle wisst. Und diese großen schwarzen Ratten, oh je! Die hatten bestimmt alles Mögliche geschluckt. Sicher ist euch klar, was passiert, wenn man Mutanten verspeist, oder nicht?«

Es ging das Gerücht, dass man beim Verzehr von mutierten Lebewesen alles, was sie in sich hatten, absorbierte und deren Merkmale übernahm. Hatte angeblich was mit der DNA zu tun. Man ist ja, was man isst, wie man so schön sagt. Und wenn man jede Menge Ratten verspeist, deren

Chromosomen verstrahlt sind, hat das wohl auch Auswirkungen auf die eigenen Gene. Mit der Zeit verwandelt man sich dann in etwas anderes – vermutlich ein rattenähnliches Lebewesen. Jedenfalls erzählte man sich dergleichen, aber es war, wie gesagt, nur ein Gerücht.

»Also gingen wir auf Rattenjagd«, setzte Texas Slim die Geschichte fort. »Und zwar nachts, was mir keineswegs gefiel. Vor nachtaktiven Lebewesen versteckte man sich besser, und in Morgantown gab es viele davon. Und wie es der Teufel wollte, stießen wir tatsächlich auf Ratten, schließlich wuselten ja genügend von ihnen herum. Doch wir hielten uns bedeckt, weil sie in Meuten auftraten. Schließlich sahen wir eine außergewöhnlich fette und außergewöhnlich hässliche Ratte, fast so groß wie ein Schwein, die einsam und allein an einer Leiche nagte. Genauer gesagt, kaute sie an einem menschlichen Arm wie an einem Hähnchenschenkel

herum. So eine hatte ich noch nie gesehen: riesig, grau in allen Farbschattierungen und voller Falten. Statt Fell hatte sie nur jede Menge schwarzer Borsten, wie ein Stachelschwein. Sie sah uns sofort und quiekte wie eine Bache, die ihre Frischlinge schützen will. Ray leuchtete ihr mit der Taschenlampe direkt ins Gesicht. Mein Gott, war die hässlich! Kahl und schwabbelig. Ihre schwarzen Augen funkelten, aus dem Mund tropfte ihr der Sabber, und aus dem Hals wucherte ein Gewächs, das aussah wie ein unterentwickelter zweiter Kopf.«

Er hielt kurz inne. »Aber Ray, oh je! Ray war wirklich verrückt. Er rannte johlend und brüllend auf sie zu, während ich mir vor Angst in die Hosen schiss. Er hatte eine 45er Automatik dabei und feuerte drei Patronen auf dieses hässliche, Leichen fleddernde Monster ab. Aber die Ratte stürzte sich kreischend auf Ray und machte ihn vor meinen Augen fix und alle. Der arme Ray. Die Ratte

nahm sich sofort sein Gesicht vor und begann zu nagen und zu schmatzen. Und da sah ich, dass sich ein Dutzend junge Ratten an ihrem Rücken festklammerten, alle unbehaart und so bleich wie Weißwürstchen. Und alle quiekten sie mit den winzigen rosafarbenen Saugmäulern. Da rannte ich los. Das Letzte, was ich von dem guten alten Ray Dong hörte, dem besten Chinesen, den ich je gekannt habe, war das Knirschen, als die Rattenmutter seinen Schädel zernagte.«

Nach diesen Worten herrschte kurz Stille. »Und was soll uns diese Geschichte sagen?«, fragte ich schließlich.

»Gar nichts. Wollte euch nur die Zeit vertreiben.«

Dieser gottverdammte Texas. Er fand niemals ein Ende. Wir hatten schon genügend Probleme, auch ohne seine Geschichten, die uns schlimmere Albträume bescheren, als wir sowieso schon hatten. Genau wie alle anderen wusste ich über die Ratten

Bescheid, nur vermieden wir es, allzu oft an sie zu denken. Ich hätte Texas auch meinerseits von Ratten erzählen können – zum Beispiel von der Ratte, auf die Sean, Specs und ich in der Kanalisation von Cleveland gestoßen waren. Aber solche Dinge verdrängte ich lieber.

Auch Janie hielt nicht viel von solchen Horrorgeschichten, zumal viele davon in der letzten Zeit Wirklichkeit geworden waren. Janie saß nur da und starrte Texas Slim an. Ich spürte, wie sie allmählich in Rage geriet und drauf und dran war, ihm die Leviten zu lesen.

Aber dazu kam es nicht mehr.

Denn von tief unten, aus der Welt der schleichenden Schatten, drang ein Geräusch zu uns herauf, das ihr die Lippen versiegelte.

12

Es war ein lautes Dröhnen oder Heulen, das von den Mauern widerhallte und immer

weiter anstieg, fast wie die Sirenen bei einem Fliegeralarm. Zugleich erinnerte mich das Geräusch an einen urzeitlichen Schrei. Jedenfalls fuhr es mir durch sämtliche Knochen und ließ sogar die Fenster rasseln.

In den Nächten hatten wir schon viele seltsame Laute vernommen, doch niemals einen wie diesen. Das Heulen löste instinktives Entsetzen aus – zumindest bei mir. Janie klammerte sich so fest an meinen Arm, dass sie mir mit den Nägeln die Haut aufritzte.

Als der Ton schließlich in der Nacht verhallt war, schluckte Carl. »Was zum Teufel war das?«

Keiner wusste eine Antwort darauf. Ich stellte mir irgendein riesiges Ungeheuer vor, das aus dem Schlamm eines mesozoischen Sumpfes stieg und den nebelverhangenen Mond anheulte. Wir schwiegen.

Alle warteten darauf, dass jemand das Schweigen brach, aber niemand tat es. Denn alle waren darauf gefasst, dass gleich wieder

etwas passieren würde – dass das Heulen erneut die Stille der Nacht zerriss. Nur würde es diesmal ein wenig näher sein.

Ich öffnete den Mund, um irgendeine alberne, beruhigende Bemerkung von mir zu geben, doch so weit kam ich gar nicht mehr, denn plötzlich war ein schwerer Schlag zu hören, der das ganze Gebäude erschütterte. Gleich darauf folgten zwei weitere Schläge. Von den Wänden löste sich der Putz, von der Decke rieselte Staub. Irgendwo unter uns krachte irgendwas; etwas anderes zersplitterte mit lautem Klirren. Danach war von unten Lärm zu hören, als stürzten Objekte zu Boden und prallten dort scheppernd auf. Danach war alles still.

Wir warteten weiter ab, ohne uns zu rühren oder etwas zu sagen, aber der Lärm kehrte nicht zurück.

Genauso wenig wie Gremlin.

»Sollen wir ihn jetzt suchen gehen?«, fragte Janie nach langem Schweigen. »Ich meine, wir alle?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist zu gefährlich da draußen. Wir suchen ihn, sobald es hell ist.«

»Bis dahin wird er wohl schon tot sein.«

»Wahrscheinlich ist er jetzt schon tot, Liebling«, sagte Texas Slim.

Damit war dieses Thema abgeschlossen, und ich teilte Nachtwachen ein. Wer nicht Wache schob, versuchte ein bisschen Schlaf zu finden und nicht daran zu denken, was unter uns gelärmt hatte.

Meine Träume, genauer gesagt Albträume, waren alles andere als angenehm. Sie begannen damit, dass mich irgendein schreckliches wildes Tier, das ich nicht sehen konnte, durch eine zerstörte Stadt verfolgte, und endeten mit einem Schreckensszenario in Youngstown. Die Stadt platzte wie ein

fauler Kürbis auf und entließ Millionen hungriger Friedhofs-ratten auf die Straße.

13

Sobald es hell wurde, sorgte ich für einen schnellen Aufbruch. Nachdem wir hastig etwas Proviant aus unseren Rucksäcken geholt und gegessen hatten, gingen wir nach unten. Im Foyer blieben wir wie angewurzelt stehen.

»Schaut euch das mal an«, sagte Carl.

Jemand hatte das Foyer völlig auseinandergenommen.

Deshalb also der Lärm in der vergangenen Nacht, all das Krachen und Scheppern. Jemand oder etwas hatte den ganzen Putz von den Wänden gekratzt, sodass das nackte Gebälk zu sehen war. Auch die Außenmauern wiesen riesige Löcher auf, und die Türen waren aus den Angeln gerissen. Alles ringsum war zerbrochen und zerschlagen. Selbst das Treppengeländer fehlte bei den sechs

oder sieben unteren Stufen, als hätte es jemand mit einer Axt abgeschlagen. Musste eine verdammt große Axt gewesen sein.

»Was ist hier passiert?«, fragte Janie beunruhigt.

Ich wusste es nicht. Irgendetwas war in der Nacht in das Gebäude eingedrungen und hatte hier unten gewütet – sicher dasselbe Wesen, das so laut geheult hatte. Keine Ahnung, was das sein konnte.

»Seht mal nach drüben«, sagte Carl.

Die Eingangstür fehlte. Texas Slim fand sie draußen auf der Straße. Ihre Oberfläche wies drei tiefe Furchen auf, als wäre eine Sense hineingefahren. Es war eine robuste, sicher 100 Jahre alte Tür aus Hartholz ... Es musste ein verdammt bösesartiges Ungeheuer mit riesigen Krallen gewesen sein, das so etwas hatte bewerkstelligen können.

»Irgendein verfluchtes Monster«, meinte Carl.

»Ich neige irgendwie dazu, dir in dieser Hinsicht recht zu geben«, erwiderte Texas Slim so geschraubt, als ginge ihm diese Erklärung am Arsch vorbei.

Schweigend blieben wir stehen.

Mir war klar, dass ich den anderen irgendetwas vorschlagen, sie dazu bringen musste, etwas Konstruktives zu tun, und zwar ehe ihnen bewusst wurde, was diese Zerstörung bedeuten konnte, und sie sich vor Angst irgendwo verkrochen. Ich wollte gerade etwas sagen, als jemand auf uns zukam.

»War auch Zeit, dass ihr endlich aufgestanden seid.«

Gremlin.

Seine triste olivfarbene Militärjacke war völlig verstaubt. Von einem Ärmel hingen Spinnweben herunter, doch er wirkte unversehrt – mal abgesehen von den Blutergrüssen in seinem Gesicht, der aufgeplatzten Lippe und dem Veilchen an einem Auge.

Einen Moment lang verschlug es uns die Sprache. Schließlich ging ich zu ihm hinüber. »Wo zum Teufel bist du gewesen?«

Gremlin bedachte mich mit einem Lächeln, das geradezu unheimlich wirkte. »Das ist ja mal ein netter Empfang«, sagte er. »Hab mich versteckt. Heute Nacht ist hier irgendein Ungeheuer eingedrungen, deshalb hab ich mich in einem alten Kohlenverschlag im Keller versteckt.«

So seltsam das sein mochte: Ich glaubte ihm kein Wort. Seine Augen wirkten glasig, fast so, als stünde er unter Schock. Und dieses unheimliche, dämliche Grinsen ... Als wollte er sagen: *Ich weiß was, was ihr nicht wisst, oh ja!*

»Wir dachten schon, du wärest tot«, sagte Carl. »Aber da haben wir wohl Pech gehabt.«

»Hast du gesehen, wer oder was das hier getan hat?«, fragte ich ihn.

»Nein, hab's zwar gehört, bin aber nicht nahe genug herangegangen, um es zu sehen.

Das verdammte Ding hat hier herumgeschnüffelt ... Ich glaube, es hat nach mir gesucht.«

Janie, normalerweise das personifizierte Mitgefühl, sagte kein Wort. Nach und nach verfestigte sich in mir das ungute Gefühl, ohne dass ich es genauer fassen konnte. Vielleicht nahmen auch die anderen Gremlin seine Geschichte nicht ab, allerdings zeigten sie es nicht offen. Mit Ausnahme von Texas Slim.

Mit gezückter Eagle stand er da und musterte die Zerstörung ringsum. Ich beobachtete ihn sehr genau, denn ich wusste zwei Dinge über ihn: Erstens war er völlig verrückt, zweitens hatte er einen sehr guten Kopf auf den Schultern sitzen. Also sah ich zu, wie er alle Informationen in seinem Gehirn verarbeitete, und wartete auf das Ergebnis. Immer noch hatte er die Waffe in der Hand. Und jetzt runzelte er die Stirn, wie er es immer tat, wenn er ein schwieriges

Problem im Kopf wälzte. Langsam wandte er den Blick Gremlin zu. Und ließ ihn auf ihm ruhen.

Es dauerte nicht lange, bis sich Gremlin unter diesem Blick wand. »Was zum Teufel ist los?«, fragte er. »Was glotzt du mich so an, verdammt noch mal?«

Texas Slim zuckte die Achseln. »Wundere mich wohl nur über gewisse Dinge.«

»Ach ja? Über was denn?«

»Zum Beispiel darüber, dass du letzte Nacht hier unten warst und trotzdem nicht gesehen hast, was hier gewütet hat. Kommt mir einfach ein bisschen seltsam vor.«

Gremlin sah mich so an, als erwartete er Unterstützung von mir, aber ich warf ihm nur einen kühlen, ausdruckslosen Blick zu. »Ich hab's gehört, genau wie ihr«, erklärte Gremlin. »Aber dann hab ich mich versteckt. Glaubst du etwa, ich hätte mich mit diesem heulenden Ungeheuer anlegen wollen, während es das Foyer auseinandernahm?«

»Du warst doch bewaffnet, oder nicht? Hattest einen .357-Magnum-Revolver dabei. Wieso hast du nicht versucht, unseren Besucher abzuknallen?«

Wie die anderen war ich gespannt auf Gremlins Antwort. Texas Slim verhörte Gremlin regelrecht, aber jemand musste das tun. Irgendetwas war faul an seiner Geschichte, so faul, dass es zum Himmel stank.

»Was soll das? Was willst du damit andeuten?«

»Tja«, warf Carl schließlich ein. »Auf was willst du eigentlich hinaus, verdammt noch mal?«

Texas zuckte nur die Achseln, wie es typisch für ihn war, lächelte leicht und beließ es dabei. Er hatte erreicht, was er hatte erreichen wollen, und das war ihm klar. Er hatte Zweifel an Gremlins Geschichte gesät, und diese Zweifel waren so gut begründet,

dass sie sich selbst in Carls sturem Schädel festsetzen würden.

Bald danach brachte ich alle auf Trab und sorgte dafür, dass sie sich ihre Beutel und Rucksäcke schnappten, damit wir weiterziehen konnten. Schließlich herrschte nur für begrenzte Zeit Tageslicht, und ich wollte keine Sekunde davon vergeuden.

14

Am späten Nachmittag hatten wir noch immer kein Fahrzeug aufgetrieben.

Stundenlang streiften wir umher, dehnten unseren Suchradius nach Westen hin sogar bis zum Tri-City-Einkaufszentrum an der 5th Avenue aus, doch dort begann der Geigerzähler zu piepsen, weil wir zu nahe an Chicago geraten waren. Also kehrten wir zur Stadtmitte zurück, zogen bis nach Glen Park, durchsuchten die Gegend rund um den Golfplatz Gleason Park und die Parkplätze der Universität nach fahrtüchtigen Wagen –

ohne jeden Erfolg. Also kehrten wir wieder zur Innenstadt zurück und hielten in den Parkhäusern am alten Bahnhof Union Station nach einem fahrbaren Untersatz Ausschau. Doch so gut wie allen Autos fehlten entweder die Räder oder sie waren sogar völlig demoliert. Und diejenigen, die vielversprechend aussahen, hatten eine leere Batterie. Es sah ziemlich hoffnungslos für uns aus.

Wir saßen in Gary fest, abgeschnitten von der Außenwelt. Umgeben von einem Friedhof.

Aber wir mussten um jeden Preis raus. Die leicht erhöhte Hintergrundstrahlung war zwar noch nicht bedrohlich, aber wir befanden uns praktisch an Chicagos Türschwelle, und falls von der »Windy City« her ein starker Ostwind herüberzog, waren wir geliefert.

Unterwegs dachte ich über all die Dinge nach, die ich vermisste. Sofort fielen mir

frische Nahrungsmittel, das Fernsehen und Motorräder ein. Motorräder gab es zwar noch, aber die meisten waren entweder völlig kaputt oder in ziemlich schlechtem Zustand. Alle Bikershops waren nach der Auflösung gesellschaftlicher Strukturen und dem Zusammenbruch von Recht und Ordnung geplündert worden. So waren die Menschen nun mal. Sie hatten sich an den netten kleinen Luxusgütern bedient, die sie sich niemals hatten leisten können.

Aber nicht nur fahrtüchtige Motorräder, sondern auch intakte Autos waren hier Mangelware. Die meisten Personen- und Lastwagen lagen als aufgegebene, vor sich hin rostende Wracks auf der Straße, viele davon völlig ausgeschlachtet. Das sah man überall. Es standen wirklich schöne Pick-ups, Gelände- und Sportwagen herum, aber nicht ein einziger war fahrtüchtig. Manche hatten platte Reifen, bei anderen war die

Windschutzscheibe eingeschlagen, der Motor ausgebaut oder kaputt.

Selbstverständlich gab es noch fahrbare Untersätze, aber deren Besitzer besaßen in der Regel auch Waffen. Häufig stieß man auch auf Wagen, in denen Skelette saßen.

Keiner von uns war besonders gut gelaunt. Innerlich waren wir darauf gefasst, dass jeden Moment irgendetwas Entsetzliches, Bedrohliches um die Ecke biegen konnte. Denn wir alle spürten, dass da draußen etwas war, das uns beobachtete, auf uns lauerte. Nur wussten wir nicht, welche Gestalt es haben würde. Doch wegen unseres nächtlichen Besuchers und dessen Zerstörungswut rechneten wir mit dem Schlimmsten.

Allerdings war er nachts unterwegs gewesen, und jetzt war helllichter Tag – ein diesiger, unangenehm kühler Tag. Mir gefiel es ganz und gar nicht, dass wir zu Fuß unterwegs und damit leicht angreifbar waren. In

einem Wagen wären wir wenigstens ein bisschen geschützt gewesen und hätten von dort aus jederzeit schießen und davonfahren können. Aber auf offener Straße konnte uns jede Meute von Verrückten verfolgen oder auflauern – und unser Vorrat an Munition war begrenzt.

Während wir eine weitere Straße entlanggingen, vorbei an verrosteten Autowracks, Schutt, Müll und Gebeinen, die sich in der Gosse stapelten, dachte ich über Gremlin nach.

In jeder Hinsicht nervte er mich auf eine Weise, die ich nicht genau bestimmen konnte ... Aber als er nach dem bizarren Geheul letzte Nacht am Morgen plötzlich wieder aufgetaucht war, hatte er irgendetwas Seltsames ausgestrahlt, ohne dass ich es benennen konnte. Er hatte irgendwie verändert gewirkt, und mein Bauchgefühl sagte mir, dass das nichts Gutes verhieß. Erst dieses Heulen, dann der plötzlich wiederaufgetauchte

Gremlin mit diesem blöden, unheimlichen Grinsen auf dem Gesicht. Vielleicht war ich ja nur übermüdet und meine Wahrnehmung deshalb eingetrübt gewesen, aber eigentlich glaubte ich das nicht.

Wir trotteten eine weitere Straße entlang, in der wir ebenfalls auf Autowracks, blind starrende Gebäude und Sandverwehungen stießen. Es ging ein leichter Wind, der nach Dreck und Elend roch. Ich beobachtete Texas Slim, der seinerseits Gremlin beobachtete, und fragte mich dabei, was Texas gerade durch den Kopf gehen mochte.

»Vor Jahren«, sagte Texas Slim, »hab ich mal in einem kuriosen kleinen Unternehmen gearbeitet, das sich *Familienbestattungsinstitut der Gebrüder Horas* nannte. Das war in Lafayette. Liegt in Louisiana, Carl, falls du dich das gerade gefragt hast.«

»Ich weiß, wo das liegt, verdammt nochmal.«

»Ich hatte ... na ja, ich hatte mich selbst wegen einer jungen Dame in New Iberia in eine blöde Lage gebracht. Und das bedeutete, dass ich mir eine einträgliche Beschäftigung suchen musste, um die Alimente zu bezahlen – wenn ihr wisst, was ich meine.« Er kicherte vor sich hin. »In diesem Bestattungsinstitut nahmen wir eines Tages den Leichnam eines Kriminellen namens Tommy Carbone in Empfang. In der Unterwelt war er als *Tommy das Dreibein* bekannt – aus Gründen, die im wahrsten Sinne auf der Hand lagen, wie ihr gleich merken werdet. Der arme Tommy war im Knast gestorben. Wie ich erfuhr, hatte er dort offenbar nichts anderes gemacht, als drei-, vier- oder fünfmal am Tag zu masturbieren – nichts für ungut, Janie. Und schließlich wurde es so schlimm mit ihm, dass er es pünktlich zu jeder Stunde tat. In seiner Zelle, in der Gefängniswerkstatt, im Speisesaal. Schließlich verfrachtete die Gefängnisleitung

ihn auf die Krankenstation, wo er ans Bett gefesselt wurde. Der arme Tommy. Lag dort eine Stunde nach der anderen mit seinem riesigen, ständig erigierten Penis herum und konnte sich nicht helfen.«

Texas machte eine Kunstpause. »Irgendwann bekam er Krämpfe, starb und landete bei uns. Das Problem war nur, dass dieses große und besonders sperrige Glied immer noch ziemlich hart war. Das kann passieren, wenn Männer sterben. Selbst als wir ihm Blut abgezapft hatten, wollte es nicht wie ein guter Hund kuschen. Als wir ein Laken darüber warfen, bauschte es sich wie ein Zelt. Unter diesen Umständen – bei dieser ausgeprägten Männlichkeit, meine ich – schafften wir es einfach nicht, den Sargdeckel zu schließen. Und da Not erfinderisch macht ...«

»Müssen wir uns das anhören?«, fragte Janie und schlug nach einer Fliege.

»... säbelten wir ihm das Ding mit einer Kreissäge ab. So lange ich lebe, werde ich den Tag nicht vergessen, an dem ich diesen Ständer fällte. Kam mir wie ein Waldarbeiter vor und rief *Gut Holz!*, als das Ding zu Boden krachte. Selbstverständlich ließ der Geschäftsführer Archie Horas, ein Mann mit höchst morbider Fantasie, ein schönes Erinnerungsstück daraus machen: Das überdimensionale Glied wurde ausgestopft, mit Lack überzogen und diente Archie später als Spazierstock.«

»Ach, halt die Klappe«, sagte Carl. »Ein Spazierstock, du meine Güte!«

»Ich rieche Rauch«, bemerkte Janie, um das Thema zu wechseln.

Ich roch ihn auch. Das konnte Gutes oder Böses bedeuten.

»Am besten, wir gehen dem Rauch nach«, meinte Gremlin. »Vielleicht kocht jemand was Gutes.«

»Könnte aber auch sein, dass jemand Menschenfleisch schmort«, wandte Carl ein.

»Also gut, hört mal eine Weile mit dem Gequatsche auf«, sagte ich gereizt, denn ich merkte, dass ich gleich fürchterliches Kopfweg bekommen würde. »Haltet alle die Augen offen. Auf irgendwas werden wir hier stoßen.«

Und so war es auch, als wir den westlichen Rand der Stadt erreicht hatten, das umrundeten, was früher mal Tolleston gewesen war, und uns nach Norden Richtung Westbrook wandten. Mit jedem Schritt wurde der Rauchgestank stärker.

»Gleich da vorne«, sagte Carl.

Über den Hausdächern stiegen Rauchschwaden auf.

Und die warme Brise brachte nicht nur Staub mit sich, sondern auch den Gestank des Todes.

Gefasst auf alles Mögliche und Unmögliche, übernahm ich die Führung.

Am bewölkten Himmel sah ich Vögel kreisen – Krähen und Bussarde.

Ich führte meinen Trupp eine Gasse entlang und um die Trümmer eines Gebäudes herum, das in den eigenen offenen Kellerschacht gestürzt war. Im Keller hatte sich dunkles, mit Blättern übersätes Wasser angesammelt.

Ich nahm das, was vor uns lag, mit meinem Gewehr ins Visier. »Kommt schon«, sagte ich. »Aber bewegt euch langsam und leise.«

Selbstverständlich lagen auch hier Trümmer und Schutt auf den Straßen. Die Hausfassaden waren vom Feuer eingeschwärzt. Überall waren Busse, Autos und Lastwagen zu sehen, zum Teil zertrümmert, zum Teil umgestoßen. Manche waren nur noch ausgehöhlte Karosserien, in denen Vögel und Ratten nisteten. Aber das Unheimliche an dieser Szenerie waren nicht nur die Trümmer und

Autowracks, die von Kugeln durchsiebten Ladenfronten und zerschmetterten Fensterscheiben oder die Sandverwehungen vor den Eingängen, sondern vor allem die Leichen. Die Leichen frisch Verstorbener.

Mindestens ein Dutzend Leichen lag auf der Straße, auf unterschiedliche Weise verstümmelt. Einigen fehlten Arme und Beine. Eine Frau sah so aus, als hätte man sie teilweise gehäutet. Eine andere hatte offenbar noch versucht, unter einen umgekippten Lastwagen zu kriechen, doch jemand hatte sie vorher erwischt und mit einem selbst gemachten Speer am Boden festgenagelt.

Ich ging mit meinem .30-06 Browning voran. Janie und Gremlin folgten mir, flankiert von Carl und Texas Slim, die beide schussbereite Waffen gezückt hatten.

»Du weißt, was hier passiert ist, oder nicht?«, fragte mich Texas Slim.

Ja, ich wusste es, aber im Moment beschäftigten mich andere Dinge, und ich

wollte nicht darüber nachdenken. Wollte mich durch nichts von dem ablenken lassen, was in den Trümmern und Ruinen lauern mochte. In der Luft lag der Gestank jüngst Verstorbener. Fliegen summten in Schwärmen herum, Aaskrähen kreisten hoch über unseren Köpfen. Drei oder vier Autos, deren Motor noch warm war, brannten.

Wenig später stießen wir auf ein junges Paar, das mit gespreizten Armen und Beinen auf dem Pflaster lag. Die nackten, bleichen Körper waren über und über mit Blut besudelt. Jemand hatte die beiden enthauptet, aber die Köpfe waren nirgendwo zu sehen. Über den Halsstümpfen hatten sich Schwärme von Fliegen gesammelt. Mir drehte sich fast der Magen um, als mir auffiel, dass ein Teil des Blutes von Verstümmelungen stammen musste, die man dem Pärchen vor ihrer Enthauptung zugefügt hatte. Zugleich hatte ich eine unbändige Wut im Bauch, die mit jeder Minute wuchs.

Wir umrundeten einen Pritschenwagen, der immer noch loderte und den penetranten Gestank von brennendem Gummi, Kunststoff und Öl verbreitete. Der Rauch verband sich in der Luft zu Spiralen, während sich am Boden Nebel wie ein feuchtes Leichentuch gesammelt hatte.

»Oh Gott«, seufzte Janie.

Auf dem Gehweg vor uns lag ein ganzer Stapel von Leichen, alle nackt. Man hatte sie aufgeschlitzt, zerhackt und ausgeweidet und so aufs Pflaster geworfen, dass sie einen einzigen Haufen aus blutigen Gliedmaßen und blind starrenden Gesichtern bildeten. Die Augen und Nasen waren herausgeschnitten, und die blutenden Münder bezeugten, dass man ihnen auch die Zähne herausgerissen hatte. Außerdem waren alle auf brutalste Weise skalpiert worden.

»Das waren diese verfluchten Clans«, sagte Carl.

Er hatte recht: Stets skalpierten die Kriegsbeil-Clans ihre Opfer. Es ging das Gerücht, dass sie diese Skalps sogar als Gürtelschmuck trugen. Nur sie veranstalteten, wenn sie durch ein neues Gebiet zogen, ein so furchtbares Gemetzel. Auch die Krätzekranken und die anderen Spinnerbanden waren gewalttätig und blutrünstig, aber sie gingen nicht so systematisch und – auf hinterhältige Weise – einfallsreich vor. Die Kriegsbeil-Clans verhielten sich, genau wie Sean gesagt hatte, wie eine vorpreschende Armee von Ameisen, töteten und zerstörten alles auf ihrem Weg.

Ich wusste nicht viel über sie, nur, dass sie grausame und unglaublich gestörte Menschen waren, die stets in großen Horden auftraten – wie Heuschreckenschwärme, die über ein Feld herfallen. Mir war nicht klar, was sie zusammenhielt, ob irgendetwas

Religiöses oder Gesellschaftliches sie miteinander verband oder nur der Wahnsinn.

Jedenfalls hatten sie sich zu einem Stamm zusammengetan und lebten jetzt wie urzeitliche Menschen. Mir war zu Ohren gekommen, dass sie alle von irgendeinem gefährlichen Pilz infiziert waren. Das mochte einiges erklären. Doch davon mal abgesehen, waren sie nicht nur finstere Gestalten, sondern zudem schlau. Sie lockten einen gern in einen Hinterhalt und nahmen es dabei sogar in Kauf, ein paar Leute aus den eigenen Reihen zu opfern. Gaben ihren Opfern gern das Gefühl, sie hätten die Oberhand, um sich dann zu Hunderten auf sie zu stürzen.

Wir alle waren äußerst angespannt. Abgesehen von den radioaktiven Kindern und den Fieberseuchen konnte nichts und niemand solches Entsetzen verbreiten wie diese Clans.

Wenig später kamen wir an einem Sedan vorbei, auf dessen Motorhaube sechs Köpfe

– vor allem Frauenköpfe – eine Art Kreis bildeten. Auf jeder Stirn prangte ein mit Blut gemaltes Symbol. Kurz darauf entdeckten wir vor einem Mietshaus zwei Männer, denen man alle Gliedmaßen abgehackt hatte. Danach hatte jemand mit einem ausgeprägt perversen Sinn für Humor die Rümpfe und Glieder wieder in eine korrekte anatomische Ordnung gebracht, nur dass sie nicht mehr miteinander verbunden waren. Eine Frau hatte man mit den Füßen an einem Straßenschild aufgehängt, sodass ihre Fingerspitzen das Pflaster berührten. Der Täter hatte sie völlig ausgeweidet, ihr die Brüste abgeschnitten, sie skalpiert und ihr die Gesichtshaut abgeschält. Auf ihrem Rücken entdeckten wir die gleichen mit Blut gemalten Symbole, die uns später überall auffielen: auf verstaubten Fensterscheiben, Motorhauben und auch auf Gehwegen, sofern sie nicht von Sand bedeckt waren. Sie

ähnelten Runen, was sie noch bedrohlicher wirken ließ.

»Dieses gottverdammte Gary!«, fluchte Carl. »Ist immer schon ein Dreckloch gewesen, hab ich dir ja bereits bei der Ankunft gesagt. Eine einzige Jauchegrube. Hat schon vor den Bomben nicht viel getaugt. Und jetzt noch weniger.«

»Hier drüben«, rief Texas Slim.

Nahe am Bordstein parkte ein Greyhound-Bus mit Vorhängen vor den Fenstern. Die geteilte Tür stand offen. An den Sicherheitsstangen, an denen man sich beim Einstieg festhalten konnte, klebte dunkles Blut. Und an einem der Fenster entdeckte ich einen blutigen Handabdruck. Selbst von außen roch ich den Tod da drinnen.

»Carl, wir beide gehen rein«, sagte ich.

Gefolgt von Carl machte ich mich auf den Weg. Irgendjemand hatte den Bus in eine Art Schlafsaal umgewandelt. Die Sitze waren entfernt worden und hatten – in

ordentlichen Reihen aufgestellten – Feldbetten Platz gemacht. Zumindest waren es mal ordentliche Reihen gewesen. Jetzt waren die Betten umgestürzt und bildeten ein einziges Chaos. Und überall war Blut. Wirbel und Streifen von Blut, das auch am Fußboden klebte, zusammen mit Fleischfetzen und Haarbüscheln.

Und ich sah Leichen, mindestens ein Dutzend Leichen. Alle waren verstümmelt, aufgeschlitzt, zerhackt und skalpiert. Die Gliedmaßen und Gedärme waren überall verstreut, baumelten von den Wandregalen herunter und hatten sich in den alten Armeedecken verheddert. Es war heiß hier drinnen, heiß und eng, und stank widerlich nach Blut, Fleisch und Eingeweiden. In mehreren Rümpfen steckten noch Speere, angemalt mit Symbolen, die wegen der schmutzigen Handabdrücke und Blutflecken kaum noch erkennbar waren.

Ich flüchtete, um mich nicht übergeben zu müssen, hatte mich aber zu spät dazu entschieden und entleerte meinen Mageninhalt auf das Pflaster. »Geht dort nicht rein«, sagte ich zu meinen Freunden, die alle blass um die Nase waren. »Geht dort bloß nicht rein.«

Nachdem mein Magen sich wieder beruhigt hatte, trank ich etwas Wasser aus der mitgebrachten Flasche und rauchte mit Carl eine Zigarette. Ich fühlte mich verzweifelt, ohnmächtig – allein schon wegen der Überzahl der Gegner – und völlig neben der Spur. Dieses Blutbad, mein Gott! Vor der vergangenen Nacht, ehe die Clans eingefallen waren und jeden im Bus niedergemetzelt hatten, musste hier eine irgendwie intakte Gemeinschaft von Menschen gelebt haben. Vermutlich waren es völlig normale Menschen gewesen, denn im Bus hatte ich Körbe mit Kleidung, Bücher und Werkzeuge

gesehen. Diese Leute waren weder Verrückte noch Tiere gewesen.

Texas Slim, der die Umgebung abgesucht hatte, war lediglich auf weitere Leichen gestoßen, darunter allerdings ein Leichnam besonderer Art. »Hab einen von denen gefunden«, rief er. »Da drüben.«

Wir gingen ihm nach, bis er vor einem zersplitterten Schaufenster stehen blieb. In verdrehter Körperhaltung lag dort einer unserer Gegner: ein totes Clan-Mitglied. Er war von Kugeln durchsiebt, musste wohl eine ganze Menge davon weggesteckt haben, ehe er zusammengebrochen war. Er trug eine schmutzige grüne Armeejacke und schwere abgewetzte Stiefel. Seine gelben knöchigen Hände waren von offenen Wunden übersät und so gekrümmt, dass sie sterbenden Spinnen ähnelten. Der Schädel war bis auf einen schmierigen Irokesenkamm kahl geschoren, das Gesicht unter einer Gasmasken verborgen. Bei Clan-Mitgliedern waren diese

Gasmasken, die, wie Sean mir erzählt hatte, aus alten Armeebeständen stammten, sehr beliebt; sie trugen sie wie Fetischmasken. Sie waren aus Leder hergestellt und mit einem ovalen Atemluftfilter und zwei Sichtscheiben ausgestattet, die an glotzende Insektenaugen erinnerten.

Nur selten stieß man auf einen toten Clan-Angehörigen; normalerweise nahmen die Clans ihre Toten mit.

»Komm, wir schauen mal nach, wie dieser Mistkerl aussieht.« Carl schulterte seine Kalaschnikow und zog ein Ka-Bar-Klappmesser heraus. Sorgfältig darauf achtend, dass er den Leichnam nicht berührte, schnitt er die Lederriemen der Maske durch und legte mit der Messerspitze das Gesicht darunter frei. »Scheiße!« Entsetzt fuhr er zurück.

Das Gesicht sah wirklich furchtbar aus. Es war gelb, schwabbelig und so aufgedunsen, dass es völlig grotesk wirkte. Der Mann hatte

nur noch ein einziges Auge, von dem lediglich das Weiße zu sehen war. Früher von einem kranken Gehirn gesteuert, starrte es jetzt unbeteiligt ins Leere. Das andere Auge war von den cremefarbenen Blasen eines Pilzes überwuchert, die sich über die ganze linke Gesichts- und Kopfhälfte erstreckten und das darunterliegende Hautgewebe offenbar zersetzt hatten. Aus den Blasen waren winzige Wurzeln gesprossen, die sich zu einem zähen Geflecht verbunden hatten und bis tief unter die Haut gedrungen waren. Das Gewächs, das bis zu den Nasenlöchern reichte, hatte die Muskeln so deformiert, dass eine Gesichtshälfte zu einem hässlichen breiten Grinsen verzerrt war.

»Nichts wie weg hier«, sagte ich.

Ohne die Schlachtschauplätze ringsum weiter zu inspizieren, traten wir den Rückzug an. Selbst Janie, sonst ein Ausbund von Mitgefühl, drehte sich einfach um, weil all das einfach zu viel war, um es in sich

aufzunehmen und zu verarbeiten. Sie war so ausgelaugt wie wir alle. Zum ersten Mal seit Monaten waren wir auf normale Menschen gestoßen, nur um feststellen zu müssen, dass man sie abgeschlachtet hatte.

Während ich unseren Trupp vorwärts trieb, weg von dem Gemetzel, weg von dem Gestank, fragte ich mich, ob wir nach Überlebenden hätten suchen sollen. Doch im Grunde wusste ich, dass das nichts gebracht hätte. Hier hatte keiner überlebt.

Doch genau in dem Moment, als ich um die Ecke bog, war der erste Schuss zu hören.

16

Wie alle anderen warf ich mich ebenfalls zu Boden und suchte Schutz hinter einem umgestürzten Wagen. Ringsum pfften Kugeln an mir vorbei, die in Hausfassaden und Straßenschilder einschlugen. Allerdings waren es keine gezielten Schüsse, wie mir bald klar wurde. Die nächste Kugel durchschlug

die Spiegelglasscheibe eines Geschäfts und warf eine mit Staub und Spinnweben überzogene Schaufensterpuppe um.

»Volltreffer«, bemerkte Texas Slim.

»Die Schüsse kommen von dem Gebäude da drüben.« Carl deutete auf eine Stein-
treppe auf der gegenüberliegenden Stra-
ßen-
seite. »In einem Fenster im zweiten Stock
blitzt immer wieder ein Gewehrlauf auf.«

Ich sah zu dem Fenster hinauf, dessen
Scheiben fehlten. Rosafarbene Gardinen
bauschten sich im Wind. »Klingt wie ein mit-
tleres Kaliber. Könnte eine .30-30
Winchester oder .30-08 sein.«

»Du bist wirklich ein gewalttätiger
Mensch, Mann«, sagte Texas. »Kennst dich
viel zu gut mit Schusswaffen aus. Schande
über dich!«

Wir konnten weder vorwärts noch rück-
wärts, saßen hier fest, denn bis auf ein paar
Autowracks gab es nichts, wo wir uns hätten
verstecken können. Der Schütze hatte völlig

freie Bahn. Unser einziger Vorteil lag meiner Ansicht nach darin, dass es kein besonders guter Schütze war. Die Kugeln kamen jeweils stoßweise und schlugen ziemlich weit entfernt von uns ein. Vielleicht sollte das Feuer uns auch nur verscheuchen oder daran hindern, weiter vorzurücken.

»Was hältst du davon?«, fragte mich Carl, während er das Gebäude mit der Kalaschnikow ins Visier nahm.

»Schwer zu sagen.«

»Vielleicht verschwindet der irgendwann einfach wieder«, meinte Janie.

»Und vielleicht hätte Carls Mutter besser daran getan, niemand zwischen ihre Beine zu lassen«, bemerkte Texas Slim.

»Du hältst jetzt besser dein Schandmaul«, warnte Carl ihn.

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter.
»Ruhig Blut.«

»Ich bin dafür abzuwarten, bis dem Kerl die Munition ausgeht«, erklärte Gremlin.

Carl lachte. »Das sieht dir ähnlich.« Er wandte sich mir zu. »Reich mir mal deine Savage.«

Ich wusste nicht, ob das eine gute Idee war. Carl neigte dazu, mitten in Wespennester zu stechen, vor allem dann, wenn er bewaffnet war. Doch als ein Schuss folgte, der nahe vor uns in die Motorhaube des umgestürzten Wagens einschlug, gab ich ihm die Savage.

Sofort sprang Carl auf, zielte, drückte ab und wiederholte die Prozedur zweimal in schneller Folge. Es dauerte nur Sekunden. Ich hätte das nicht so blitzschnell wie Carl geschafft. Und falls doch, hätte ich niemals so gut wie er getroffen. Die ersten beiden Geschosse schlugen knapp neben dem Fenster in die Hauswand, das dritte sauste mitten in die Fensterhöhle hinein.

Jetzt zeichnete sich eine – meinem Eindruck nach weibliche – Gestalt im Fenster ab und feuerte, diesmal gezielter. Die Kugeln schlugen unmittelbar vor unserem

Standort ins Pflaster. Sie wollte nachladen, doch offenbar war ihr die Munition ausgegangen, wie ich aus dem wutverzerrten Gesicht schloss. Schließlich fluchte sie lautstark und zog sich vom Fenster zurück.

Carl gab mir die Savage zurück und griff nach seiner Kalaschnikow. »Ich schnapp mir das Miststück«, erklärte er.

»Lass das!«

»Wieso? Es ist bald Vollmond, Mann. Wir müssen uns vorher was besorgen, wenn du verstehst, was ich meine.«

Als ich nickte, rannte Carl bereits los. Wie immer in solchen Situationen spürte ich Schuldgefühle an mir nagen. Und ich spürte auch, dass Janie meine Entscheidung missbilligte. Sie wollte einfach nicht kapieren, dass uns keine Wahl blieb.

»Ich geh wohl besser mit Carl mit«, meinte Texas Slim. »Wenn man kleinen Jungs nicht auf die Finger sieht, stellen sie meistens irgendwas Blödes an.«

Ich seufzte und lehnte mich gegen den Wagen. Manchmal hatte ich das Gefühl, der Drahtzieher zu sein, manchmal aber auch den Eindruck, an den Drähten anderer zu hängen. Janie sah mich mit undurchdringlicher Miene an.

»Wenn sich die beiden die Frau vornehmen, kann sie uns vielleicht wenigstens sagen, wo wir ein fahrtüchtiges Auto herbekommen«, bemerkte ich.

»Ach ja? Wollt ihr sie euch etwa deshalb schnappen?«

Ich zündete mir zur Beruhigung meiner Nerven eine Zigarette an. Und wohl auch deshalb, weil ich Janie sonst vielleicht eine Ohrfeige verpasst hätte. »Jetzt hör mir mal zu, Janie. Tu mir einen Gefallen und steck dir deine verdammte Moral und Ethik sonst wohin, ja? Wir befinden uns nämlich mitten in einem Krieg, falls du das noch nicht gemerkt haben solltest. Wir kämpfen ums Überleben. Glaubst du etwa, da schert mich

irgendeine verrückte Zicke, die uns umbringen will? Nein, sie kümmert mich einen Dreck. Was mich kümmert, ist unsere Gruppe. Texas, Carl, du und ich, Gremlin. Und wenn die Frau sterben muss, damit wir überleben, dann ist das eben so, weil's nicht anders geht. Glaubst du etwa, dieser Frau liegt irgendwas an uns?«

Selbstverständlich wollte Janie etwas entgegen, aber im Gebäude gegenüber war jetzt eindeutig das Stakkato von Carls Kalaschnikow zu hören. Und er ballerte nicht wie irgendein Cowboy herum, sondern schoss gezielt. Gab aus der Automatik zwei schnelle Salven mit je drei Schüssen ab. Danach war alles still.

»Na ja, entweder hat er die Frau erwischt oder sie ihn«, meinte Gremlin.

Während wir abwarteten, lastete die Stille schwer auf uns. Wir sahen zu dem Gebäude hinüber und lauschten darauf, wie der Wind durch die verlassene Straße wirbelte und

alles ringsum leise knackte und ächzte. Über uns krächzten irgendwelche Vögel.

Ich drückte meine Zigarette aus. »Wo zum Teufel stecken die beiden?«

Als sie schließlich auftauchten, stießen sie die Frau vor sich her. Nachdem Carl sie vor die Tür geschoben hatte, packte Texas sie am Arm und zerrte sie die Straße entlang. Ich schätzte sie auf Mitte 20. Sie war groß, hatte lange Arme und Beine und wirkte sehr attraktiv. Sonnengebräunt und körperlich fit. Die ganze Zeit über fluchte und schimpfte sie laut und versuchte, Widerstand zu leisten. Aber Texas Slim und Carl hatten ihr die Arme wohlweislich mit Streifen zerfetzter Laken auf dem Rücken gefesselt, was ihr keineswegs gefiel.

Nachdem die drei bei uns angekommen waren, stieß Carl die Frau zu Boden, wo sie sich so lange wand, bis sie zumindest auf die Knie kam. »Du verdammtes Arschloch!«, schrie sie Carl an. »Hab dir doch gesagt, dass ich

mitkomme. Hör endlich auf, mich her-
umzustoßen, du Wichser!«

»Wir haben sie auf dem Gang erwischt.
Wollte gerade türmen. Doch ich hab sie zum
Bleiben überredet.«

Sie trug abgeschnittene Jeans und ein
vorne bedrucktes gelbes T-Shirt, auf dem das
Krümelmonster aus der Sesamstraße mit
hochgerektem Mittelfinger zu sehen war.
FRESST SCHEISSE stand in Großbuch-
staben darüber. Was wohl recht genau die
Gefühle ausdrückte, die diese Frau für Carl
und Texas hegte.

Als Carl ihr eine Hand auf die Schulter le-
gen wollte, fuhr sie zurück und spuckte ihn
an. Er lachte nur.

»Beruhige dich«, sagte ich zu ihr. »Wir ge-
hören nicht zu den Verrückten. Wir werden
dir nichts tun.«

»Selbstverständlich nicht, das sehe ich
euch doch an«, gab sie ironisch zurück.

»Du hast mit dem Schießen angefangen, nicht wir, Süße«, rief Texas ihr ins Gedächtnis.

Vom Boden aus starrte sie uns mit weit aufgerissenen dunklen Augen an, die weißen Zähne so gefletscht, als wollte sie uns anknurren. Doch nach und nach entspannte sie sich ein bisschen. Zwar atmete sie immer noch schwer, verhielt sich aber nicht mehr so wild wie eine Raubkatze.

Durch die Risse in ihrem T-Shirt konnte ich einen Streifen ihres flachen Bauches und den gepiercten Nabel sehen. Ich holte eine Wasserflasche aus meinem Rucksack, gab ihr zu trinken und räusperte mich. »Die beiden haben ... äh ... dir doch nichts angetan, oder?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich heiße Nash«, sagte ich und stellte kurz auch die anderen vor.

Sie leckte sich über die Lippen. Immer noch sah sie so aus, als hätte sie uns liebend

gern die Augen ausgekratzt. »Ich heiße Mickey. Mickey Cox.«

Texas Slim kicherte. »Cocks wie die Mehrzahl von *Cock*? Netter Name für eine Frau.«

Carl lachte schallend.

Gremlin glotzte die Frau nun mit offenem Mund an. Er war nahe daran zu sabbern.

Schließlich ging Janie zu ihr hinüber, zog ein Klappmesser aus der Jackentasche und schnitt ihr die Handfesseln durch. »Du bist hoffentlich nicht verletzt?«, fragte sie.

»Nein.«

Als Janie Mickey anlächelte, entkrampfte sie sich sofort. Niemand konnte Janies Blick widerstehen, wie ich seit Langem wusste. Es lagen so viel Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit darin, dass sie damit sogar einen Stein erweicht hätte. »Und diese Idioten haben dir wirklich nichts angetan?«, hakte Janie nach.

»Sie waren zwar grob, aber man hat mich schon brutaler behandelt.«

»Da bin ich mir sicher, Süße«, sagte Texas.
»Und vermutlich ziemlich oft.«

Ich gab ihm einen Rippenstoß, damit er die Klappe hielt.

Janie musterte die Frau von oben bis unten. »Und sie haben dich auch nicht ... angefasst oder so?«

Mickey schüttelte den Kopf. »Die beiden können ja noch laufen, stimmt's?«

»Was soll das?«, fragte Carl, »Nash, du weißt doch, dass ich ... so was niemals tun würde. Schießen, ja, aber bestimmt nicht vergewaltigen.«

»Sehr wahr, genauso ist er, unser Carl«, mischte sich Texas Slim ein. »Der gehört zur ritterlichen Sorte. Und ihr alle wisst, dass ich so was nicht mal hören mag. Niemals würde ich die Ehre einer Frau verletzen. Es sei denn, sie bittet mich ausdrücklich darum.«

»Die zwei sind ein einziger Witz«, erklärte ich.

Während Mickey Wasser trank, behielt sie mich im Auge. Vor allem mich. Die anderen schienen ihr nicht wichtig zu sein, ich schon. Ich war mir dessen deutlich bewusst, tat aber so, als hätte ich es nicht bemerkt. Mickey war eine Augenweide. Und nicht nur das, ehrlich gesagt. Als Mann hätte man sich auch in anderer Hinsicht gern an ihr geweidet. Im Unterschied zu Janie, die eine zierliche Blondine war und das hübsche Aussehen einer Porzellanpuppe hatte, war Mickey groß, ein brünetter Typ mit langen Gliedern. Auch sie sah gut aus, aber auf eine unverkennbar erotische Art. Sie hatte an den richtigen Stellen Kurven, lange Beine, hoch angesetzte Brüste, große dunkle Augen, volle Lippen. Die Art von Frau, die selbst über Salatblätter so sinnlich und anzüglich reden kann, dass man sich dabei am liebsten einen runtergeholt hätte. Eine Frau, die aufgrund ihres tollen Aussehens ihr Leben lang mit allem klargekommen war. Sie wusste, was Männer

mochten, und auch, dass sie dieses gewisse Etwas besaß, das sie nach Belieben einsetzen konnte.

Falls sie versuchte, es bei meinen Leuten einzusetzen, waren die Probleme vorprogrammiert, wie mir klar war.

Ich erzählte ihr von unserem derzeitigen Leben und auch, dass wir einen fahrtüchtigen Wagen brauchten.

»Wo genau wollt ihr denn hin?«, wollte sie wissen.

»Nach Westen. Einfach nur nach Westen. Wahrscheinlich sogar noch weiter als bis zum Mississippi.«

»Das ist ja irgendwie komisch«, erwiderte sie. »Ich bin nämlich auch immer nach Westen gezogen. Als New York bombardiert wurde, war ich gerade in Philadelphia. Dort ging dann alles schnell den Bach runter.« Sie tat es mit einer Geste ab. »Unsere Gruppe schaffte es noch, rauszukommen und nach Westen zu fahren. Ich bin als Einzige übrig

geblieben. Ihr wisst ja, wie so was läuft. Ursprünglich waren wir zu sechst. Dann kamen die Ratten. Die Kriegsbeil-Clans. Der Fallout. Mein Freund, Mike ... Wir verloren ihn eines Nachts in Canton, Ohio, als irgendetwas unseren Wagen angriff. Er und ein anderer Mann wurden herausgezerrt, aber uns andere ließ man aus irgendeinem Grund in Ruhe.«

»*Irgendetwas* hat euch angegriffen?«, hakte ich nach.

»Ja ... Es war so dunkel, dass ich es nicht erkennen konnte. Jedenfalls hatte es Klauen, große Klauen. Und es stank wie Pisse. Oder wie verfaultes Fleisch.«

»Könnten Trops gewesen sein. Sie leben unter der Erde, in Höhlen.«

»Und später hast du dich dann mit diesen Leuten ... im Bus zusammengetan?«, fragte Janie.

»Ja, in den vergangenen zwei, drei Wochen. Sie waren wirklich nett. Und

wirklich normal. Sie hatten eine kleine Gemeinschaft gegründet. Organisiert hat das alles ein Mann namens Fisher, der war früher Pfarrer oder so was gewesen – ein richtig toller Mensch. In der Gemeinschaft gab es auch Krankenschwestern und Ärzte, Zimmerleute, Lehrer. Es waren alle möglichen Leute dabei, und alle haben zusammengearbeitet. Darunter auch ein paar Familien mit Kindern, allerdings waren diese Kinder noch klein und nicht verwandelt. Ihr wisst sicher, was ich damit meine.«

Wie Mickey uns erzählte, hatte Fisher vorgehabt, mit der ganzen Gemeinschaft die Stadt zu verlassen, und deshalb in Hammond, im Süden der Stadt, mehrere Busse versteckt. Außerdem auch Lastwagen, beladen mit konservierten Lebensmitteln, Ausrüstungen aus Militärbeständen, Medikamenten und ähnlich nützlichen Dingen. Er hatte an alles gedacht und die Gemeinschaft in ein gut zu verteidigendes Kloster im

Landkreis Hebron bringen wollen. Dort wäre sie vermutlich in Sicherheit gewesen.

»Was ist passiert?«, fragte Carl.

»Plötzlich waren die Clans da, Mann. Offenbar hatten sie uns schon eine ganze Weile beobachtet und sind dann einfach aus dem Nirgendwo aufgetaucht. Wir hatten nicht die geringste Chance.« Genauer wollte sie dazu nicht sagen, wie wir ihr ansehen konnten. »Und ihr wollt also nach Westen? Ich weiß zwar nicht warum, aber seit den Bombardierungen hat's mich auch stets nach Westen gezogen. Seltsam, nicht?«

»Es ist eine seltsame Welt, meine Liebe«, erwiderte Texas weise.

Ich dachte an meinen Traum, in dem die Medusa die menschliche Spezies vernichtet, eine Stadt nach der anderen ausgelöscht hatte und dabei immer weiter nach Westen gezogen war. Vielleicht war Mickey nur eine von vielen, die versuchten, nach Westen zu flüchten – Teil eines großen Exodus.

»Darf ich mitkommen?«, fragte sie.
»Nehmt ihr mich mit?«

»Klar.«

Carl sah mich an, ich spürte seinen Blick. Und wusste, was ihm dabei durch den Kopf ging, konnte fast seine Gedanken lesen: *»Klar nehmen wir dich mit, Süße. Wäre doch gar keine richtige Party ohne dich. Beim nächsten Vollmond kommen wir zur Sache, Schätzchen, und machen was los, was du niemals vergessen wirst.*

Ich hatte wohl ähnliche Gedanken, wenn vielleicht auch nicht ganz so unverhüllte wie Carl.

Mickey ließ uns nicht aus den Augen. »Ich weiß, wo ein schöner Jeep Cherokee steht. Nördlich von hier, auf der anderen Seite des Flusses. In einer Garage. Fisher hat überall Fahrzeuge versteckt. Mit dem Jeep könnte es klappen.«

Ich lächelte. »Willkommen an Bord.«
Jetzt waren wir zu sechst.

Jedenfalls bis zum nächsten Vollmond.

17

Ich kam zu dem Schluss, dass Mickey uns aufgrund ihres Einfallsreichtums nützlich sein würde. Außerdem hatte ich auch das Gefühl, dass sie gut in die Gruppe hineinpassen würde.

Nachdem wir noch ein bisschen herumgestanden und uns miteinander unterhalten hatten, schlichen wir uns in ein nahes Gebäude, um dort ein Fertiggericht zu verzehren: gefriergetrocknete Spaghetti mit Fleischklößen, köstlich ...

Während wir einander unsere Kriegsgeschichten erzählten, schmachtete Gremlin Mickey an, wobei Texas Slim ihn beobachtete. Carl beobachtete uns alle. Und Janie ... Janie ließ das neue Mädchen keine Sekunde aus den Augen. Irgendetwas Unausgesprochenes spielte sich zwischen den beiden Frauen ab. Zumindest war ich

mir da sicher, soweit es Janie betraf. Was bei ihr anfangs Mitgefühl und Verständnis gewesen war, grenzte mittlerweile an Eifersucht, das konnte ich ihr an den Augen ablesen. Hin und wieder wollen Frauen ihr Hoheitsgebiet verteidigen, ohne es bewusst zu beabsichtigen. Ich hatte das schon erlebt und spürte es jetzt bei Janie.

Mickey bedeutete Konkurrenz, und Janie sah nicht so aus, als gefiele ihr die neue Situation.

Zweifellos war Mickey ein interessantes Mädchen. Nicht nur eine Augenweide, sondern auch gescheit. Vielleicht hätte man sie nie zur »Mensa International«, zum Dachverband der Superintelligenten, eingeladen, und vermutlich wäre sie auch keine Anwärtin für den Nobelpreis in Physik geworden; doch was ihr an Bücherwissen fehlte, machten ihre praktischen Erfahrungen mehr als wett. Darüber hinaus besaß sie Intuition. Sie

hatten fast einen sechsten Sinn für Gefahren, wie wir bald merken sollten.

Nach unserem improvisierten Mittagessen hieß es Weiterziehen, denn in wenigen Stunden würde es dunkel sein, und ich wollte den Jeep vorher holen. Mickey wusste genau, wo wir hinmussten, und ging uns voran. Doch wir hatten kaum das Ende des Gebäudeblocks erreicht, als sie wie angewurzelt stehen blieb und den Kopf schüttelte.

»Was ist los?«, fragte ich sie.

»Ich weiß nicht ... Irgendwas ist hier faul, das kann ich spüren.«

Texas Slim und Carl tauschten einen Blick miteinander aus.

»Sie macht mir geradezu Angst«, sagte Carl.

»Auf mich hat sie 'ne ganz andere Wirkung«, witzelte Gremlin.

Mickey zuckte die Achseln. »Manchmal ... spüre ich Dinge einfach, ehe sie geschehen.«

Texas lachte nervös. »Ich hatte eine Oma mütterlicherseits mit dem Familiennamen Taney, die aus Terrebonne in Louisiana stammte, direkt aus dem Sumpfgebiet. Und meine Oma hatte auch diese Gabe. Die Oma Taney wurde wirklich steinalt. Hatte zu meiner Zeit nur noch zwei, drei gesunde Zähne und in ihrem kleinen Gesicht eine riesige Nase, die wie der Haken eines Kleiderbügels gekrümmt war. Auf einem Auge war sie blind – sie hatte es als Kind durch einen schlimmen Unfall beim Speerfischen verloren –, und das andere war ein großes, rundes Glotzauge, leicht gelb unterlaufen. Dadurch sah sie aus wie die Hexe in diesem alten Comic-Buch – wisst ihr, welches ich meine? Dieses Glotzauge war mir wirklich unheimlich. Eines Tages fragt sie mich: Was suchst’n eigentlich, Jungchen? So redete sie nämlich, hatte ihren eigenen Dialekt. Und ich darauf: Hab meine Socken verloren, Mutter Tee. So nannte ich sie:

Mutter Tee, weil sie doch eine Taney war. Hör mal, sagt sie, die Socken sind draußen, unterm Amberbaum. Und das stimmte. Genau dort, wo ich sie gelassen hatte. Nur hatten sich ein paar Käfer darin eingenistet. Mutter Tee konnte hellsehen und immer alles finden ...«

»Still«, befahl ich. Mir war klar, dass Texas einfach nervös war. Und immer, wenn er nervös war, begann er, irgendwelche wilden Geschichten zu erzählen. Aber jetzt war keine Zeit für so was. »Was ist los, Mickey?«, fragte ich.

Alle warteten auf ihre Antwort, besonders Janie wirkte beunruhigt. Ihr war anzumerken, dass sie das neue Mädchen von Sekunde zu Sekunde weniger mochte. Zwar gifteten die beiden sich noch nicht offen an, aber das würde sicher bald kommen.

Mickey, die unter der Sonnenbräune blass geworden war, drehte sich um und sah mich

mit weit aufgerissenen Augen an. »Die Clans sind auf dem Anmarsch.«

Carl widersprach sofort, aber dann hörte er es. Genau wie wir alle.

Sechs oder sieben Clan-Mitglieder standen johlend und kreischend hinter mehreren Autowracks auf. Es war ein Hinterhalt, dessen war ich mir sicher. Ein sorgfältig vorbereiteter Hinterhalt jener Art, die die Clans so vortrefflich beherrschten. Doch aus irgendeinem Grund hatten sie einfach nicht mehr abwarten wollen oder können. Möglicherweise deshalb, weil wir alle stehen geblieben waren, als Mickey sie in der Nähe gespürt hatte. Vielleicht war ihnen dadurch klar geworden, dass sie aufgefliegen waren.

Jedenfalls griffen sie jetzt schreiend und zischend an und rannten im Zickzack die Straße entlang, getrieben von Wahnsinn und Blutdurst.

»Ver-damm-te-Schei-ße«, fluchte Carl.

Ich hob meine Savage und mähte zwei von ihnen nieder. Als ein Dritter in Schussweite kam, gab Carl mit seiner Kalaschnikow eine Salve ab, die ihn (vielleicht auch *sie* oder besser *es*?) von der Kehle bis zum Schritt durchsiebte. Diese Gegner waren gnadenlos brutal und gaben niemals auf. Denn selbst als sie sich sterbend und von Einschlägen durchlöchert auf der Straße wanden, kämpften sie mit lautem Kreischen weiter. Nur zwei von ihnen hatten Waffen dabei, und zwar recht primitive: Keulen und Speere. Carl und mir gelang es, alle bis auf zwei zu erledigen, aber das reichte nicht. Dieser Trupp war nur die Speerspitze des angreifenden Klans, andere rückten bereits nach.

Ein schäbiger Pick-up sauste die Straße entlang, prallte dabei gegen Autowracks und rumpelte über Sandverwehungen. In der Fahrerkabine saßen zwei Clan-Mitglieder, ein Dutzend weitere auf der Ladefläche.

Ich schluckte. Jetzt konnte ich mir vorstellen, wie sich die Römer gefühlt haben mussten, als die Pikten den Hadrianswall überrannt hatten.

Es waren Berserker – Angreifer, die wie im Rausch kämpften. Jeder von ihnen ein bössartiger Irrer.

Gleich darauf sprangen die meisten vom fahrenden Wagen ab und schwärmten aus. Alle ähnelten dem toten Stammesbruder, den wir vor Kurzem gefunden hatten. Bis auf den Irokesenkamm waren sie kahl geschoren und verbargen die entstellten Gesichter unter Gasmasken. Allerdings waren sie keineswegs einheitlich gekleidet: Einige trugen Stoffmäntel, andere Trenchcoats aus Leder, aus Flickern zusammengenähte Jacken oder Umhänge aus Ölzeug, die im Wind flat-terten. Während sie vorwärtsstapften, schwangen sie selbst gemachte Speere, mit Eisenspornen versehene Keulen, Äxte, Spieße und, ja, auch Kriegsbeile.

Nachdem wir mehrere Salven auf sie abgefeuert hatten, machten wir, dass wir wegkamen. Wie verängstigte Karnickel rannten wir um unser Leben. Es herrschte völlige Verwirrung, es fehlte jede Absprache. Sollten wir uns in einem Gebäude verschanzen? Auf einem Dach? Hinter einem Autowrack? Am Ende fanden wir uns da wieder, wo wir hergekommen waren: nahe bei dem Bus, in dem Fishers kleine Gemeinschaft gelebt hatte, ehe sie zu einer Gemeinschaft von Toten geworden war. Mit gezückten Waffen verteilten wir uns und bereiteten uns auf das Kommende vor.

Als der Pick-up auf uns zuraste, nahm ich ihn ins Visier und feuerte mehrere Kugeln auf die Windschutzscheibe ab, die sie durchschlugen. Die Scheibe überzog sich mit einem Spinnennetz von Rissen, zersplitterte zu unzähligen Teilchen, die wie Kandis aus-sahen. Während der Beifahrer auf seinem

Sitz zusammensank, trat der Fahrer aufs Gas.

Erneut zielte ich. Ich wusste, dass die einzige Waffe, die aus dieser Entfernung treffen würde, meine .30-06 Springfield war. Ich hätte das Gewehr auch Carl geben können, nur reichte die Zeit nicht, denn Carl hatte hinter einem Kombiwagen auf der anderen Straßenseite Stellung bezogen.

»Nash«, sagte jemand.

Ich atmete tief aus und ein. Zielte. Drückte mit einem halbherzigen Gebet auf den Lippen ab und erwischte den Fahrer meinem Eindruck nach an der Kehle. Jedenfalls warf ihn die Wucht des Einschlags nach hinten und er streckte die Hände hoch, um den Blutstrom, der aus seinem Hals schoss, zu stoppen. Dadurch geriet der Pick-up außer Kontrolle, prallte gegen einen Kleinbus, schleuderte über den Gehweg und rammte die Überreste eines Streifenwagens. Dann erstarb der Motor.

Während sich der Fahrer aus dem Wagen kämpfte, rannte Texas darauf zu und knallte ihn mit der Kaliber-50-Desert-Eagle ab. Aber schon rückten andere Clan-Mitglieder nach.

Als sie näher kamen, sah ich, dass es stimmte, was man diesen Tieren nachsagte. Tatsächlich schleppten sie die Skalps ihrer Opfer an Schultertüchern und Gürteln mit sich herum. Und nicht nur die Skalps, sondern auch ausgedörrte Ohren, die sie zu Halsketten aufgereiht hatten, und an Drähten aufgehängte Zähne – grauenhafte Sammlerstücke.

Und dann brach die Hölle los. Carl erledigte zwei Gegner mit seiner Kalaschnikow. Wir alle schrien, feuerten, ballerten mit allem, was wir dabei hatten, auf die Angreifer, die jetzt noch Verstärkung von anderen, die Straße entlangrennenden Stammesbrüdern bekamen. Die neun oder zehn, die wir aus dem Verkehr gezogen hatten, wurden von doppelt so vielen ersetzt.

Selbst Janie schoss mit der Browning .45; Mickey hatte sich von Carl den .22-Airweight-Revolver geben lassen.

Einer der Angreifer schaffte es bis zu fünf, sechs Meter an uns heran, indem er unter einigen Wagen hindurchkroch. Ich zielte auf sein Gesicht. Die Kugel durchschlug seine Sichtfenster aus Plexiglas und er wurde von der Wucht des Einschlags gegen einen Lastwagen geworfen. Aber er fiel nicht um, sondern schlurfte wie ein Zombie noch drei, vier Schritte vorwärts, während hellrotes Blut aus der Augenwunde spritzte. Dann stürzte er mit dem Kopf voran zu Boden.

Weitere Gegner zogen sich um uns zusammen. Einer sprang auf einen Lastwagen und schleuderte seinen Speer zu uns hinüber, der Janie knapp verfehlte. Carl erschoss ihn. Mir ging die Munition aus, sodass ich zur 9-Millimeter-Beretta wechseln musste. Ich erwischte zwei weitere Angreifer, aber dann streifte irgendetwas meinen Rücken und ich

fiel hin, konnte mich jedoch gerade noch wegrollen, bevor eine Axt an der Stelle, wo ich vorher gelegen hatte, ins Pflaster schlug. Ich sprang auf und entleerte die Beretta auf den Angreifer, doch schon stürzte sich ein anderer auf mich und schleuderte mich gegen den Wagen. Er holte mit einem Messer aus, aber ich konnte ihm ausweichen, trat ihn in den Bauch und hämmerte mit dem Gewehrkolben so lange auf seinen verschorften kahlen Schädel ein, bis irgendetwas darin mit grässlichem Knacken zerbrach.

Als Carl, der bis jetzt die Kalaschnikow eingesetzt hatte, die Munition ausging, schoss er mit seiner Mossberg weiter. Texas Slim wurde von einem Speer in die Seite getroffen und stürzte zu Boden. Gremlin wurde mit einer Keule niedergeschlagen. Mickey feuerte mit ihrer Airweight, wobei sie sich mit großer sportlicher Eleganz bewegte. Sie erledigte einen Gegner nach dem anderen, bis ihr Magazin leer war. Das nutzten zwei

Clan-Mitglieder dazu, sie zu packen und ihren Kopf auf eine Motorhaube zu drücken, obwohl sie sich nach Kräften wehrte und um sich trat. Offenbar hatten sie vor, Mickey an Ort und Stelle zu vergewaltigen, denn so operierten die Clans meistens. Nicht mit militärischer Präzision oder Organisation, sondern vom Wahnsinn gelenkt.

Carl gelang es, einem von ihnen mit der Mossberg einen Bauchschuss zu verpassen, sodass dessen innere Organe herauspritzten. Danach ließ sich Carl zu Boden fallen, wälzte sich herum und knallte noch einen Angreifer ab. Doch dann stürmten drei weitere auf ihn zu, schwenkten die Kriegsbeile – und für Carl schien die Sache gelaufen zu sein.

Aber jetzt mischte sich Janie in den Kampf ein: Von einem der sterbenden Gegner schnappte sie sich eine Axt und grub sie einem der drei in den Rücken. Er wirbelte herum, schlug sie mit der Faust zu Boden,

warf sich über sie und riss ihr das Hemd weg, sodass ihre weißen Brüste zu sehen waren. Mit seinen dreckigen, pockennarbigten Händen griff er danach.

»JANIE!«, brüllte ich.

Und dann stürzte ich mich mitten ins Kampfgetümmel und trat den Kerl, der Janie unter sich begraben hatte, so heftig gegen den Kopf, dass er von ihr herunterrollte und wie ein schlaffes Bündel liegen blieb. Danach sprang ich vorwärts, tauchte nach unten ab und warf Carls andere Gegner wie Holzkegel um, bis sich keiner von beiden mehr rührte. Danach hob ich die Mossberg auf, die Carl entglitten war, und schlug einem weiteren Clan-Bruder damit so hart ins Gesicht, dass die Gasmaske herunterfiel. Er blieb stehen, sein Gesicht eine einzige grinsende Fleischmasse, übersät mit nässenden Klümpchen weißen Gelees. Mickey zog ihm von hinten eins mit einer Keule über, sodass sein Schädel hörbar knackte, und ich gab ihm den

Rest, indem ich ihm den Gewehrkolben ins Gesicht stieß. Aber noch immer waren vier Clan-Männer übrig, die schreiend und Ketten schwingend auf uns zurannten und ihre Kriegsbeile in unsere Richtung schleuderten.

In diesem Augenblick tauchten die Vögel auf.

18

Plötzlich war ein so wildes Krächzen, Tschirpen und Zwitschern zu hören, dass wir alle zum Himmel aufblickten, selbst die Clan-Männer. Nur war vom Himmel gar nichts mehr zu sehen. Über den Gebäuden ringsum war alles dunkel und wie Donnerhall drang der Schlag vieler Hundert Flügel durch die Luft.

Janie sprang auf und zog den Reißverschluss ihrer Jacke hoch, um ihre Blöße zu bedecken. Und da waren sie auch schon. Während 200 oder 300 Vögel,

zusammengeschlossen zu einem kreis-
chenden Schwarm, auf die Erde herab-
schossen, warf ich mich über Janie und riss
sie zu Boden. Ich konnte nichts anderes tun,
als mein Gesicht zu schützen, mich zu einer
Kugel zusammenzurollen und Janies Körper
mit meinem zu decken.

Binnen Sekunden verwandelte sich die
Welt ringsum in ein einziges Chaos aus mis-
stönendem Vogelgeschrei und um sich schla-
genden Flügeln. Federn flogen durch die
Luft, Schnäbel hackten nach mir, Krallen
zerfetzten mir die Haut. Es waren so viele,
dass ich um Atem rang, um in all den Federn
und Vogelexkrementen nicht zu ersticken.
Ich glaube, Janie brüllte irgendetwas. Auch
ich schrie auf, als Schnäbel wieder und
wieder nach mir stießen. Ohne Erfolg ver-
suchte ich sie wegzuscheuchen. Sie hackten
auf meiner Handfläche und den Fingern her-
um, bis sie zu schmerzen und bluten
begannen. Und all dieses Gekreische und

Geflatter! All diese schmierigen Gefieder, die messerscharfen Schnäbel und der ekeleregende Gestank von Flügelstaub und Fäulnis. Ich war kurz davor auszurasten, doch plötzlich zogen sich die Vögel zurück, flatterten davon, verschwanden einfach wieder.

Als ich schließlich aufzublicken wagte, merkte ich, dass ich mich geirrt hatte: Die Vögel waren gar nicht verschwunden.

Sie attackierten den Kriegsbeil-Clan.

Es war unglaublich, aber geschah unmittelbar vor meinen Augen. Irgendetwas an dem Clan hatte die Vögel angezogen. Ich sah Raben, Krähen, Bussarde und sogar einige riesige Geier, außerdem einige mutierte Vogelarten mit öligen grünen Flügeln, schuppigen, knorrigten Köpfen, heimtückischen roten Augen und gebogenen Schnäbeln, die der Form nach Sicheln ähnelten. Sie stürzten sich auf die Clan-Männer, krallten sich mit den Füßen an ihnen fest und hackten auf

deren Gasmasken, die verschorften Schädel und die gelben Hände ein.

Sie griffen aus allen Richtungen an.

Einer der Männer versuchte zu flüchten, während 20 oder 30 Vögel an ihm hingen. Einige kreisten auch über ihm oder waren im Anflug, doch die meisten hatten sich an ihm festgekrallt und hackten gnadenlos auf ihn ein. Er sah wie eine grotesk deformierte Vogelscheuche aus, an der die von ihm vertriebenen Vögel jetzt Rache nahmen. Als er schließlich zu Boden stürzte, ließen sich die Vögel sofort auf ihm nieder und stießen ihre Schnäbel in ihn hinein, bis er nur noch aus sich windendem rohen Fleisch bestand.

Ein anderer hatte sich bisher ganz gut gehalten, indem er sich kettenschwingend verteidigt hatte. Die Vogelkadaver stapelten sich bereits zu seinen Füßen. Doch plötzlich ließ er einen durchdringenden, kehligen Schrei los und war nicht mehr zu sehen. Die Vögel hatten ihn einfach eingehüllt.

Die Krähen, Bussarde und sonstigen Vögel krächzten ununterbrochen, während sie die blutbefleckten Schnäbel hoben und wieder senkten, um Gewebestücke aus dem Körper zu reißen. Es war ein überaus abstoßender Anblick. Auch als der Mann schließlich zu Boden ging – wobei er einige Vögel unter sich begrub und zerquetschte –, ließen die Angreifer nicht von ihm ab. Sie sammelten sich um ihn und kämpften wie Ferkel, die sich zu den Zitzen ihrer Mutter drängen, um einen Platz an der Nahrungsquelle. Es klang wirklich schrecklich, als sie ihr Opfer zerfetzten und zerlegten, indem sie die Schnäbel auf der Suche nach Leckerbissen tief in dessen weiches Fleisch bohrten.

Fast 20 Minuten lang ging es so weiter und die ganze Zeit über wagten wir es nicht uns zu rühren.

Nach einer Weile flogen viele Vögel davon, aber die meisten blieben, denn mittlerweile hatten sie die Überreste von Fishers

Gemeinschaft entdeckt und machten sich über die Leichen her. Und da hatte ich einen Geistesblitz. *Ja, natürlich!* Was hatten Geier, Bussarde, Krähen und Raben miteinander gemein? Sie waren Aasfresser. Vermutlich waren die Vögel deshalb in so großer Zahl hier aufgetaucht. Die auf der Straße liegenden Leichen hatten sie angezogen. Aus mir unbekannten Gründen hatten sich unterschiedliche Vogelarten plötzlich zusammengetan, um gemeinsam ein Festmahl zu genießen. Doch als sie nach ihrer Ankunft den Kriegsbeil-Clan entdeckt hatten, waren sie offenbar zu dem Schluss gekommen, dass er besondere Delikatessen bot.

Aber warum?

Weil diese Männer zwar sehr krank und von irgendeinem wuchernden Pilz infiziert, aber immer noch am Leben waren. Frische Nahrung statt verwestem Fleisch. Etwas dieser Art musste es gewesen sein, das die

Aufmerksamkeit der Vögel auf den Clan gelenkt hatte.

Immer noch fraßen die Vögel eifrig und lieferten sich Kämpfe um die besten Brocken. Doch unseren Trupp beachteten sie gar nicht.

»Also gut«, rief ich mit ruhiger, kühler, unaufgeregter Stimme. »Wir gehen jetzt. Steht einfach alle auf und folgt mir. Ich gehe als Erster.«

Mit höchster Anspannung rappelte ich mich auf, atmete schön langsam und versuchte den Würgereiz, den der Gestank der Aasgeier und ihres Fraßes bei mir auslösten, so gut wie möglich zu unterdrücken. Gleichgültig flog ein Rabe über meinen Kopf hinweg. Ein riesiger Bussard zerrte eine Sehne aus dem Hals eines Toten, schlang sie hinunter und zischte mich laut an, um seinen Fressplatz zu verteidigen. Ich hielt die Luft an, doch nach einem weiteren Zischen

widmete er sich wieder seiner Beute und ich atmete erleichtert aus.

Mittlerweile hatten die Vögel die Clan-Männer fast zu Skeletten abgenagt. An demjenigen, der zu flüchten versucht hatte, hing kaum noch Fleisch. Ein Rabe hackte durch einen Riss in der Gasmaske im Gesicht des Toten herum und zog rosafarbene Fetzen heraus, während zwei Krähen auf dem freigelegten blutigen Rippengehege thronen, hin und wieder die Flügel ausbreiteten, krächzten und auf irgendeinem saftigen Happen herumpickten, den sie beim ersten Vorstoß offenbar übersehen hatten.

Ringsum begannen meine Leute aufzustehen. Langsam, sehr langsam. Sie sahen nämlich, dass sie sich jetzt genau in der Mitte des Futterplatzes befanden. Die Vögel waren überall. Hatten sich wie Soldaten in Reih und Glied auf den Wracks von Personen- und Lastwagen postiert. Flogen durch die Luft, kreisten hoch oben – oder

auch sehr weit unten. Bussarde spazierten mit roten Fleischbrocken herum, die ihnen aus den Schnäbeln hingen. Geier steckten den ganzen Schädel in die Körperhöhlen der herumliegenden Toten und zerrten so heftig an den Eingeweiden, dass die Leichen erbeben. Wenn ihre Köpfe wieder auftauchten, waren sie blutbesudelt. Es war widerlich mit anzusehen, wie gierig die Aasgeier ihre Appetithappen hinunterwürgten.

Während ich unseren Trupp anführte, dachte ich die ganze Zeit über: *Entweder kommen wir durch oder wir sterben auf die schlimmste Weise, die überhaupt vorstellbar ist.*

Dennoch zögerte ich nicht. Vor Jahren hatte ich in Youngstown einen Mann namens Roger Sweed gekannt, der als Zoowärter mit Raubkatzen zu tun gehabt hatte. Laut Sweed durfte man in deren Nähe niemals Angst zeigen. Wenn man sich auf ihrem Territorium aufhalte, sagte er, müsse man sich so

benehmen, als gehörte man dorthin. Genau so verhielt ich mich jetzt: schlängelte mich lässig zwischen den Leichen und Vögeln hindurch und gab vor, mich überhaupt nicht für das Geschehen zu interessieren. Was nicht ganz leicht war, als ein Rabe einem Toten ein Auge ausspickte, dann innehielt und mich beobachtete, während der Augapfel am Sehnerv aus seinem Schnabel baumelte.

Ich ging weiter, die leere Savage in einer Hand, Janie an der anderen.

Überall lagen Vogelmist, Federn und menschliche Leichenteile herum. Aber auch tote Vögel in miteinander verknäuelten Haufen. Andere Vögel schleppten gebrochene Flügel hinter sich her und trippelten weg, als ich näher kam. Wenn Vögel bei meinem Anblick aufkreischten, ignorierte ich sie einfach, nutzte die Lücken in ihren Reihen, um mir einen Weg zu bahnen, und achtete auch nicht auf diejenigen, die im

Fliegen fast meinen Kopf streiften. Riesige Wolken von Schmeißfliegen lösten sich hin und wieder von Leichen, verstreuten Körperteilen und Eingeweiden, um mir in die Ohren zu summen oder über den Hals zu krabbeln, aber ich schlug nicht nach ihnen. Denn ich rechnete jeden Moment mit einer Attacke der Vögel.

Doch die blieb aus.

19

»In einer Stunde ist es dunkel«, sagte ich, während wir, verschanzt in einer demolierten Apotheke, eine Pause machten, um unsere Waffen neu zu laden.

Carl blickte auf die zerstörte Stadt. »Dann suchen wir uns wohl besser was, wo wir uns heute Nacht verstecken können.«

»Scheiße, scheiße, scheiße«, fluchte Gremelin. »Ich dachte, wir wären heute Abend schon draußen, irgendwo anders. Mist.«

Mit der Erste-Hilfe-Ausrüstung aus amerikanischen Armeebeständen, die Sean mir gegeben hatte, verarztete ich Texas Slims Speerwunde. Es war ein übler, tiefer Riss, der sich über die Rippen zog, aber wohl kaum eine lebensgefährliche Verletzung. Ich desinfizierte die Wunde, deckte sie mit sterilem Pflaster und einem sterilen Wundverband ab und gab Texas zur Sicherheit noch eine Spritze mit einem Antibiotikum. Einige Tage lang würde die Stelle noch wund sein und schmerzen, ihm ansonsten aber keine Probleme machen.

Janie war unterwegs, um den Laden nach Brauchbarem zu durchsuchen. Sie blieb ziemlich lange weg. Als sie zurückkam, hatte sie einen seltsamen Ausdruck in den Augen.

»Wo bist du gewesen?«, fragte ich sie.

»Hab mich nur mal umgesehen.« Mir war klar, dass sie log. Aber erst sehr viel später sollte ich merken, welch ungeheure Lüge sie mir aufgetischt hatte.

»Warum ziehen wir nicht weiter? Wir haben doch Waffen«, sagte Mickey. »Ich glaube, wir könnten in einer Stunde bei der Garage sein, wo der Jeep abgestellt ist. Warum bis morgen warten?«

Texas Slim grinste. »Weil die Schreckgespenster, bösen schwarzen Männer und geilen Monster herauskommen, sobald es dunkel wird, mein Kind.«

»Wir können's doch riskieren«, meinte sie. »Mit dem Jeep sind wir in 20 Minuten aus Gary raus.«

»Warum tust du uns allen nicht einen Gefallen und hältst einfach die Klappe?«, fuhr Janie Mickey an.

»Reg dich nicht auf, Janie«, mahnte ich.

Ihre Augen wirkten in diesem Moment nicht nur blau, sondern eisig-blau. »Mein Gott, Nash. Sie ist erst ein paar Stunden bei uns und bestimmt schon, wo's langgeht? Wer zum Teufel hat sie überhaupt um Ratschläge gebeten?!«

Mickey zuckte die Achseln. »War doch nur ein Vorschlag.«

»Ach halt den Mund!«

Mickey und Janie blieben voreinander stehen und starrten sich an. Ich ärgerte mich darüber, während Texas Slim und Carl sich stillschweigend darüber amüsierten und Gremlin vor Geilheit schier platzte. »He«, sagte er, »das ist ja fast so gut wie Frauen-Schlamboxen. Gleich kriegen wir einen Kampf von Wildkatzen zu sehen. Die haben die Krallen schon ausgefahren. Es werden gleich Pelzfetzen durch die Gegend fliegen.«

»Ach fick dich doch, damit endlich Ruh ist«, gab Mickey zurück.

»Nein, das hab ich eigentlich nicht vor. Hab eher daran gedacht, jemand anderen zu ficken.«

An diesem Punkt reichte es mir und ich fuhr dazwischen. Von diesem verdammten Idioten hatte ich mittlerweile weiß Gott die Nase voll. Ich stupste Gremlin so, dass er auf

den Hintern fiel. »Hör sofort auf damit, verdammt. Was hab ich dir zu diesem Thema gesagt?« Plötzlich überkam mich die Lust, ihm nochmals eine Tracht Prügel zu verabreichen. Mit dem Jammern und Herummeckern hörte dieses Arschloch nur dann vorübergehend auf, wenn er einem der Mädchen hinterherhechelte. »Lass das Ding in deinen blöden Hosen, Himmelherrgott nochmal.«

Als ich mich umdrehte, sah ich, dass Mickey mich so anlächelte, als wäre ich zu ihrer Rettung herbeigeeilt. Und ich sah auch, dass Janie vor Wut kochte. Die Wildkatze war aus ihrem Käfig ausgebrochen.

»Lasst uns doch einfach über Nacht hierbleiben, ja?«, sagte ich. »In dieser Stimmung kommen wir heute sowieso nicht mehr weiter.«

Gremlin stand auf und klopfte sich den Staub ab. Im Gesicht hatte er von unserer letzten Auseinandersetzung immer noch

Blutergüsse. Mit der Fingerspitze rieb er sich über das Veilchen unter einem Auge, das langsam verblasste. »Aber klar doch, Nash. Hab verstanden. Schließlich müssen wir dafür sorgen, dass unser neues Mädchen taufrisch bleibt, nicht?« Er zwinkerte mir zu. »Unser Freund will ja keine beschädigte Ware, stimmt's?«

»Es geht schon wieder los!«, sagte Carl.

»Von was zum Teufel redet er da?«, wollte Mickey wissen.

Texas Slim hakte sie unter und führte sie zur Seite. »Kein Grund zur Sorge, meine Liebe. Weißt du, vor vielen Jahren hatte Gremlins Mama mal ausgezeichnete Verdauung und verliebte sich geradezu in einen der Scheißhaufen, den sie in die Kloschüssel gesetzt hatte. Also hegte und pflegte sie ihn, fütterte ihn und zog ihn groß. Und das Ergebnis siehst du da drüben stehen.«

Carl lachte laut los.

Wir alle lachten ... bis auf Janie und, natürlich, Gremlin.

Seufzend führte ich alle nach draußen. Und bemerkte, dass wir ein Publikum hatten. Ich griff nach meiner Waffe, senkte sie jedoch gleich wieder. Etwa vier Meter von uns entfernt stand ein Mann auf dem Gehweg – nackt bis auf einen abscheulichen lilafarbenen Bademantel, der offen stand und seine männliche Pracht voll enthüllte. Auch seine lackierten Fingernägel und Zehennägel waren lila.

»Wie geht's denn so, Junge?«, sprach Texas ihn an. »Lust auf eine Party?«

Der Kerl starrte uns nur an. Mit seinen hellblonden weichen Locken ähnelte er einem Rauschgoldengel. Allerdings hatte er auch einen Bart, der eher weiß als grau war.

Texas Slim, der grundsätzlich keine Angst vor Verrückten hatte, ging zu dem Mann hinüber und band ihm den Bademantel zu. »Unter uns sind Damen, musst du wissen«,

sagte er und legte sich dabei eine Hand auf die Speerwunde, die ihm offenbar wehtat.

Der Mann hatte sich ein Telefonbuch unter den Arm geklemmt. Er deutete die Straße hinunter: »Die sind mit silbernen Bussen gekommen, ich hab sie gesehen. Sie hatten orangefarbene Schutzanzüge an. Haben sich Pastor Bob geschnappt und ihn in den Bus geworfen, hab's mit eigenen Augen gesehen. Hab überhaupt jede Menge gesehen und alles in meinem Buch aufgezeichnet.« Achselzuckend deutete er auf das Telefonbuch. »Hab meinen Hund gegessen, weil ich Hunger hatte.«

Carl lachte in sich hinein und wandte sich ab. »Wer ist dieser verdammte Kandidat für die Notaufnahme?«

»Achte gar nicht auf Carl, ja?«, sagte Texas Slim zu dem Verrückten. »Der hat seit dem Tod seiner lieben Mama keine ernsthafte Liebesaffäre mehr laufen gehabt.«

»Leck mich!«, gab Carl zurück, während der Mann im Bademantel davonschlurfte. Texas rief ihm irgendetwas hinterher, aber er ging einfach weiter.

»Soll ich ihn mir schnappen?«, fragte Carl mich im Flüsterton.

»Wozu?«

»Du weißt schon, wozu. Es ist höchste Zeit.«

»Lass ihn laufen. Ich hab diese Scheiße satt.«

Ich ging weiter, Mickey an meiner Seite.

»Wo gehen wir eigentlich hin?«, fragte Janie.

»Den Jeep holen.«

»Heute Abend noch?« Sie schüttelte nur den Kopf und Mickey grinste.

Schweigend setzten wir unseren Weg fort. Texas Slim und Carl liefen mit gezückten Waffen vorneweg, um ein Auge auf die Straße vor uns zu halten, über die feiner Sand fegte. Über uns kreisten einige Vögel.

Ungebeten schoss mir alles Mögliche durch den Kopf. Als wir uns dem Fluss näherten, konnte ich in der Ferne die Fabriken und Raffinerien erkennen, für die Gary berühmt war. Irgendwann überquerten wir einen grasbewachsenen Hügel, schlugen uns durch verdorrtes Gestrüpp und stießen plötzlich auf eine riesige dunkle Grube, die sich in alle Richtungen erstreckte.

Eine Grube voller Leichen.

20

Na ja, Leichen ist nicht ganz richtig. Tatsächlich war die Grube voller Skelette, die früher mal Leichen gewesen waren. Da unten lagen keine jüngst Verstorbenen, sondern aufeinandergeschichtete, zerfallene Skelette inmitten von Asche – offenbar Tausende. Die Grube war so groß wie mehrere Häuserblöcke.

»Offenbar hat man die Leute hier verbrannt«, meinte Mickey. »Eine ähnliche Grube

hab ich auch am Rand von Allentown gesehen.«

Texas Slim nickte. »Die Krankheitserreger und der Fallout müssen hier schlimm gewütet haben. Liegt zu nahe an Chicago. Vermutlich haben sie die Leichen hier abgeladen und abgefackelt. Der Asche nach muss das ziemlich lange so gegangen sein.«

Ich sah, dass dort unten nicht nur Knochen lagen, sondern auch Wracks von Personen- und Lastwagen. Man hatte hier vieles abgeladen. Es war ein Müllplatz.

»Wusstest du denn nichts von der Grube?«, fragte Janie Mickey.

»Nein ... Wie sollte ich?«

»Na ja, schließlich hast du uns direkt dorthin geführt.«

»Und weiter?«

»Du führst uns also zu dem Jeep. Weißt genau, wo er ist. Und dann willst du keine Ahnung von dieser Grube gehabt haben?«

»Nein, hatte ich nicht. Ich war nur ein einziges Mal hier draußen, aber nicht zu Fuß. Wir sind eine Straße nördlich von hier entlanggefahren, auf der anderen Flussseite. Die Interstate 90.«

Diese Antwort schien Janie nicht zu befriedigen. Mir war klar, dass ein weiterer Streit ausbrechen würde, wenn wir nicht bald weiterzogen. Mein kleiner Trupp war inzwischen müde und frustriert. Die Leute brauchten irgendein Ziel. Deshalb hatte ich den Jeep ja auch sofort und nicht erst am kommenden Morgen holen wollen. Zumindest war das einer der Gründe gewesen. Außerdem war der Drang nach Westen in mir immer stärker geworden.

Die Sonne stand jetzt knapp über dem Horizont. Ich sah, dass ein Pfad durch die Grube schnitt und auf der uns gegenüberliegenden Seite wieder hinaufführte. Falls wir die Grube umrundeten, würde es

wahrscheinlich schon dunkel sein, bis wir am Fluss ankamen.

»Gehen wir«, sagte ich.

»Etwa dort hinunter?«, fragte Gremlin.

»Ich steig nicht zu diesem Friedhof hinunter!«

»Dann bleibst du eben hier.«

Ich begann mich vorsichtig nach unten zu bewegen, damit ich im Sand nicht ins Rutschen geriet. Kiesel und lockere Steine lösten sich und rollten in die Grube mit den Gebeinen. Meine Leute folgten mir schweigend, auch Gremlin. Diese Grube musste früher mal ein Steinbruch oder eine Sandgrube gewesen sein, die man dann stillgelegt und später wieder geöffnet und erweitert hatte, als täglich Tausende starben und Seuchen in der Stadt wüteten.

Die Abhänge ringsum waren mit Skeletten übersät, die in zerschlissene Lumpen gehüllt waren. Deutlich hoben sich die Knochen, die

so weiß waren, dass sie zu leuchten schienen, vom Sand ab.

Während wir uns dem Boden der Grube näherten, fiel mir auf, dass sich dort überall große Teile von Steinplatten befanden, wie auch Stücke geborstenen Betons, die so aussahen, als hätten sie früher zu gepflasterten Gehwegen gehört. Uralte Abflussrohre aus Zement ragten aus dem Abfall heraus, außerdem verrostete Betonpfeiler und Kanalisationsröhren aus Porzellan, die hier schon jahrzehntelang lagern mussten. Klar: Zuerst war das hier ein Steinbruch gewesen, danach eine Müllgrube und noch später eine Leichengrube.

Als die Schatten länger wurden, fasste Janie nach meiner Hand, was mich so freute, dass ich den Druck erwiderte. Irgendetwas raschelte an den sich immer weiter ausbreitenden Stellen, die im Dunkel lagen. Einzelne Vögel schwingen sich von einem Autowrack zum nächsten. Auf einem verrosteten

Motorblock hockte eine Ratte, die zusah, wie wir an ihr vorbeigingen. Der Pfad wand sich im Zickzack durch die Trümmer und Gebeine. Irgendjemand musste ihn gut ausgetreten haben, also wurde er eindeutig benutzt. Allerdings bezweifelte ich, dass sich irgendjemand im Dunkeln hier hinuntertraute.

Während es Abend wurde, marschierte ich weiter und weiter. An vielen Stellen ragten irgendwelche Gegenstände aus den Schatten hervor. Als ich über ein gekrümmtes Stück Stahlbeton stolperte, wäre ich fast hingefallen, deshalb holte ich die Taschenlampe aus meinem Rucksack. Intakte Batterien waren mittlerweile Mangelware, aber ich hatte nicht die mindeste Lust, mich selbst an herumliegenden spitzen, scharfen Metallteilen aufzuspießen.

»Netter Ort«, bemerkte Texas Slim.

»Netter Ort zum Sterben«, setzte Gremlin nach.

Als ich mit der Taschenlampe die Umgebung ableuchtete, fiel der Strahl auf alte Kühlschränke, aufeinandergestapelte Autoreifen und die vom Rost angefressenen Überreste einer Schaukel, die aus dem Sand aufragten. Und auf Gebeine, versteht sich. Gebeine lagen überall. Das Licht erfasste Brustkörbe, Oberschenkelknochen, Wirbelsäulen – und Schädel. Viele Dutzend sauber abgenagte Schädel, denen der Kiefer fehlte. Ratten wuselten in den Knochenhaufen herum.

Nachdem wir die Mitte der Grube erreicht hatten, waren fast nur noch Skelette zu sehen, manche noch in Lumpen gekleidet und mit unversehrten Gelenken, doch die meisten verkohlt und in überall verstreute Einzelteile zerfallen. Mein Blick fiel auch auf viele kleinere Knochen und Schädel, die Kindern gehört haben mussten. Als wir einen Umweg um einige von Termiten angefressene Stützpfeiler machten, entdeckten

wir einen von Unkraut überwucherten Kinderwagen. Aus morbider Neugier richtete ich die Taschenlampe darauf und sah, dass das Gestell angesengt und völlig verrostet war und das teilweise verbrannte Stoffdach durchlöchert. Im Wagen lag ein winziges Skelett, dessen Kiefer zu einem Schrei aufgerissen war.

»Oh Gott«, stöhnte Mickey.

Weiter ging's: an Autowracks, Röhren, Knochen und geborstenen Betonteilen entlang. Ich trieb jetzt alle ein wenig an, damit wir hier schnell rauskamen. Es mochte an meinen strapazierten Nerven liegen oder an sonst was, jedenfalls hatte ich mittlerweile böse Vorahnungen – ein ungutes Kribbeln im Bauch – und schwitzte furchtbar. Ich konnte meinen Herzschlag an den Schläfen pulsieren hören. Die quiekenden Ratten und die über uns fliegenden Fledermäuse machten es nicht besser.

»In ein paar Minuten müssten wir auf den Pfadabschnitt stoßen, der hinaus und nach oben führt«, sagte ich, um die anderen – oder mich selbst – zu beruhigen.

»Hoffentlich«, erwiderte Mickey. »Nicht gut, sich hier unten aufzuhalten.«

»Spar dir deine Bemerkungen«, fuhr Janie sie wieder mal an. »Mach kein Drama daraus, verdammt noch ...«

Weiter kam sie nicht, denn irgendwo in dieser schaurigen Dunkelheit, die wie tief-schwarzes Öl in der Grube waberte, erhob sich ein Gebrüll, das eindeutig urzeitlich klang.

»Jetzt stecken wir wirklich in der Scheiße«, sagte Texas Slim.

21

Das Gebrüll wiederholte sich, nur klang es diesmal näher.

Und der Abendwind trug auch einen Geruch zu uns herüber, der so penetrant und

widerlich war wie der Gestank verrottender Tierhäute.

Nun stellte sich die Frage, ob wir weglaufen oder stehen bleiben und kämpfen sollten. Ich hielt das wilde Tier da draußen für dasselbe, das wir schon in der vergangenen Nacht gehört hatten, und hatte das schreißliche Gefühl, dass es uns anhand unseres Geruchs quer durch die Stadt verfolgt hatte. Ging meine Fantasie mit mir durch? Nein, aus dem Bauch heraus wusste ich, dass ich recht hatte.

»Was meinst du, Chef?«, fragte Carl.

»Lass uns weglaufen«, sagte Janie. »Bitte, Nash.«

Auch die anderen äußerten sich; der Einzige, der dazu offenbar nichts zu sagen hatte, war Gremlin. Ausgerechnet Gremlin, stets der Erste, der sich beschwerte, herummeckerte und seine Meinung ungefragt zu allem und jedem äußerte. Aber jetzt hielt er die

Klappe. Und ich war nicht davon überzeugt, dass es nur an seiner Angst lag.

»Am besten, wir locken es an und machen's dann kalt«, meinte Mickey.

Ich neigte genau wie sie zu diesem Vorgehen. Denn der Gedanke, mit dem Monster in unserem Rücken einfach wegzulaufen, behagte mir nicht. Es hatte uns verfolgt, so viel stand für mich fest. Und sich erst jetzt bemerkbar gemacht, weil es wusste, dass wir ihm in dieser Grube nicht entkommen konnten.

»Los, Nash, das ist doch Wahnsinn«, sagte Janie, aus der die nackte Angst sprach. »Lass uns einfach ...«

»Still jetzt!«, befahl ich ihr.

Alle schwiegen und lauschten.

Das Monster war im Anmarsch. Wir alle hörten, wie es sich durch die Dunkelheit den Weg zu uns bahnte. Hörten das Rascheln von Blättern und das Knacken von Zweigen, das Knirschen von Knochen, die dröhnenden

Schritte von etwas sehr Großem – so als stapfte ein Menschenfresser aus einem Märchen aus dem dunklen Wald heraus, um Kinder, die sich verlaufen hatten, mit Haut und Haaren zu verschlingen.

Jetzt waren auch andere Geräusche zu vernehmen: ein Grunzen und ein Schnüffeln, als wühlte sich ein Schwein durch Morast.

Bewusst schaltete ich die Taschenlampe nicht ein – noch nicht. Das Monster wusste, wo wir uns befanden, und kam auf uns zu. Ich wollte warten, bis es in Schussweite war. Ich winkte meine Leute zu einigen Betonpfeilern hinüber, hinter denen sie sofort Deckung suchten. Während sie sich verteilten, zückten sie mit schweißnassen, zitternden Händen die Waffen.

Mit angehaltenem Atem warteten wir auf das Ungeheuer, das sich wie eine jagende Dschungelkatze anschlich – nur nicht ganz so leise. In der Grube lag so viel Abfall herum, dass sich ringsum dunkle Silhouetten

abzeichneten. Wir alle hielten nach der einen Silhouette Ausschau, die sich bewegen würde. Mehr als einmal meinte ich, eine vorwärts gebeugte, struppige Gestalt von riesigen Ausmaßen zu erkennen – aber es mochte auch ein Hirngespinnst sein.

Wir warteten weiter ab – fünf Minuten, zehn Minuten. Alle waren angespannt und in Schweiß gebadet. Es waren nur noch unser Atmen, das ferne Bellen wilder Hunde und das Rascheln winziger Lebewesen im Müll zu hören. Die ganze Zeit über streckte ich meine schussbereite .30-06 hoch. Genau wie Janie, die neben mir stand, zitterte ich heftig.

»Irgendjemand in der Stimmung für eine nette ruhige Gespenstergeschichte?«, meldete sich Texas Slim aus dem Dunkel.

»Klappe halten.« Ich seufzte. »Ich finde, irgendeiner sollte mal nachsehen, was sich tut. Wie wär's mit dir, Gremlin?«

»Du spinnst wohl. Ich rühr mich hier nicht weg!«

»Hast du etwa Angst?«, fragte Texas Slim.
»Letzte Nacht hast du vor diesem Ding doch offenbar überhaupt keine Angst gehabt!«

Es wäre sicher interessant gewesen, Grem-lins Entgegnung zu hören, aber in diesem Moment drang aus der Dunkelheit ein wildes Kreischen, das fast wie Gelächter klang, schrilles, hysterisches Gelächter. Das Gelächter einer Kreatur, die sich von der Angst anderer nährte und ihre Zähne an menschlichen Gebeinen wetzte. Der Gestank war mittlerweile überwältigend. Außerdem meinte ich, zwei riesige, wie Mondsicheln geformte Augen zu sehen.

»Es wird gleich da sein, dann werden wir es töten«, sagte ich.

Ich versuchte zu schlucken, aber meine Kehle war so trocken, dass mir die Zunge am Gaumen festklebte. Die Kreatur da draußen gab jetzt ein heiseres, kehliges Geräusch von sich, das sich in ein Sabbern verwandelte – so als liefе ihr der Geifer aus dem Maul.

»Macht euch bereit«, flüsterte ich.

Ich hätte mir keine heiklere, bedrohlichere Situation vorstellen können. Das hässliche Monster – was es auch sein mochte – wusste, wen es vor sich hatte. Es war unserer Spur gefolgt und hatte uns jetzt genau dort, wo es uns haben wollte. Und trotzdem ... schien es zu zögern. Es hätte sich jederzeit auf uns stürzen können, um uns zu töten, aber das tat es nicht. Es verhielt sich vorsichtig. War auf der Hut. Ganz nach Raubtierart wollte es auf Nummer sicher gehen. Selbst ein Tiger im Dschungel oder ein großer weißer Hai ist nicht so von Fressgier gesteuert, wie man es gemeinhin annimmt. Natürlich wollen Raubtiere Beute machen, aber mit so geringem Aufwand und Risiko wie möglich. Genauso verhielt sich dieses Monster, es wollte die Oberhand behalten, kein unnötiges Gemetzel, bei dem es selbst Gefahr lief, verletzt zu werden. Ich konnte sein Zögern fast körperlich spüren.

»Komm schon, du Saftsack«, flüsterte Carl.

Das Warten war die reinste Hölle. Wir konnten und wollten diese Geschichte nicht endlos hinziehen. Unser Standort war für den bevorstehenden Kampf nahezu ideal: Die Betonpfeiler gaben uns Deckung, unmittelbar vor uns lag eine Lichtung mit Sandboden und hinter uns ein Schutzwall aus Trümmern. Wenn das Monster uns schnappen wollte, würde es die Lichtung durchqueren müssen. Und genau das hatte ich beabsichtigt. Ich hatte nicht die geringste Lust, Katz und Maus mit ihm zu spielen. Wollte verhindern, dass es sich von der Seite anschlich oder uns überholte und uns auflauerte, sobald wir zu flüchten versuchten. Nein, wir mussten es zu uns locken.

»Wir müssen ihm einen Köder hinwerfen«, sagte ich. »Gremlin, spazier mal auf die Lichtung.«

»Den Teufel werd ich tun«, gab er zurück.

»Warum denn nicht?«, fragte Texas Slim.
»Dir wird das Monster doch nicht wehtun, oder? Du bist doch sein Freund.«

Zu diesem Zeitpunkt war mir noch nicht klar, auf was Texas anspielte, aber bald darauf begriff ich es nur zu gut: Wir waren in eine Falle getappt – in eine Falle, in die uns Gremlin gelockt hatte.

»Gib mir die Kalaschnikow«, sagte ich zu Carl und reichte ihm die Savage. »Ich geh jetzt auf die Lichtung.«

Janies Hand, die nach meinem Arm griff, fühlte sich an wie elektrisch aufgeladen. Ich musste sie gewaltsam abschütteln. »Nein, Nash«, flehte sie. »Rick ...«

»Ich halte das für keine gute Idee«, unterstützte Mickey sie. Niemand war dafür – bis auf Gremlin, versteht sich. Aber es gab keine andere Möglichkeit. »Carl? Ich locke das Monster hierher. Ziel auf seinen Kopf, am besten auf die Augen. Versuch es tödlich zu treffen.«

»Ich bin immer noch der Meinung, wir sollten Gremlin schicken«, erklärte Texas.

»Nein«, widersprach ich. »Wir werden ihn morgen Nacht brauchen, sobald der Vollmond aufzieht.«

Gremlin wimmerte leise. Offenbar nahm er an, ich hätte ihn soeben zum Opfer für das Schattengebilde auserkoren. Falls es so war – in diesem Moment hatte ich gar nicht darüber nachgedacht –, dann war es allerdings schon vor vielen Tagen geschehen. Jetzt hatte ich die Sache nur aufs Tapet gebracht, um Gremlin einzuschüchtern, was offenbar gelungen war.

Mit wackligen Knien und Schweißperlen auf der Stirn machte ich mich auf den Weg, bewaffnet mit der Kalaschnikow. Doch obwohl ich mir vor Angst fast in die Hosen machte, spazierte ich in lockerer Haltung auf die Lichtung, streckte nicht einmal die Waffe hoch, sondern behielt sie an der Seite, als wäre ich völlig unbekümmert und arglos.

Ebenso locker griff ich in die Brusttasche, zog eine Zigarette heraus und zündete sie an. Trotz meines Zitterns gab ich mir alle Mühe, völlig entspannt zu wirken. Jetzt hieß es abwarten. Nur hatte mein Plan jede Menge Schwachstellen. Wenn das Monster uns anhand des Geruchs quer durch die Stadt hatte verfolgen können, dann würde es, wie jedes andere Raubtier, vielleicht auch die Angst an mir riechen. Und falls es mit Intelligenz begabt war – was ich vermutete –, ahnte es möglicherweise, dass ich ihm eine Falle stellen wollte. Mein einziger Vorteil lag meiner Einschätzung nach darin, dass es ganz wild darauf war, uns zu schnappen. Und solche animalischen Gelüste schalten den Verstand manchmal aus.

Ich hatte meine Zigarette fast fertig geraucht, als ich eine Bewegung wahrnahm, die ich eher spürte als hörte. Mir lief ein Schauer über den Rücken und plötzlich stach mir auch der penetrante Geruch von Fäulnis

in die Nase, der mich fast umwarf. Gleich darauf stürmte das Monster vorwärts, sprang aus der Dunkelheit auf mich zu. Flüchtig erkannte ich etwas Massives, Muskulöses, Deformiertes, bevor ich mich zu Boden warf und mit der auf Automatik gestellten Kalaschnikow das Feuer eröffnete. Auf gut Glück gab ich Salven in die Dunkelheit ab, bis ich meinen Gegner im Mondlicht orten konnte. Als meine Schüsse seine Brust durchsiebten, fuhr er zurück. Er war viel größer als ein Mann, ein Koloss von mindestens zweieinhalb Metern, wie ich ohne Übertreibung versichern kann. Die Haut ähnelte gegerbtem Leder, bis auf die kahlen Stellen, aus denen graue Haarbüschel oder Borsten sprossen. Hier und da war die Haut wegen darunter wuchernder Geschwüre auch aufgeplatzt, teilweise so schlimm, dass die Knochen freilagen. Ein Mutant. Ein Arm war länger als der andere; die rechte, von Furchen durchzogene Schulter, lag auffällig

hoch, die linke fiel dagegen stark ab. Dem Körper fehlte jede Symmetrie. Der Brustkorb wies unnatürliche Knochenbildungen auf und statt Händen hatte diese Kreatur riesige gekrümmte Klauen.

Doch trotz aller Deformationen bewegte sich dieser Mutant mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Während Carl auf ihn schoss, ohne zu treffen, stürzte er sich auf mich. Ich spürte, wie von seinem Körper, der mich weit überragte, Wellen sengender Hitze ausgingen; roch den Verwesungsgestank seiner Haut, von der sich winzige Krabbeltiere lösten und mir über Gesicht und Arme huschten. Hörte, wie Janie schrie, Mickey aufheulte, Texas brüllte.

Bis heute weiß ich nicht, warum ich nicht zur Kalaschnikow griff, als der Mutant auf mich herunterstarrte. Vermutlich war ich vor Angst wie gelähmt. Sein graues Gesicht wirkte geradezu obszön: Es sah aus wie aus verschiedenen
Gesichtern

zusammengestoppelt. Vom Gesamteindruck her würde ich sagen, dass es am meisten an irgendeine perverse Abart der Spezies Wildschwein erinnerte. Der »Mund« war eine abgeflachte Schnauze, im riesigen Rachen bleckten gelbe Hauer, von denen einige wie die Fangzähne eines Ebers aussahen. Während er auf einer Seite ein riesiges Glotzauge hatte, war das andere schmal wie ein Schlitz. Nichts passte zusammen.

Aus dem dämonischen Ausdruck der glitzernden rötlichen Augen schloss ich, dass er auf jeden Fall vorhatte, mich zu töten. Und es würde kein schneller, barmherziger Tod sein, sondern für ihn eine Sache von Spiel und Spaß. Er würde das Töten so lange hinziehen wie eine Katze, die eine sterbende Maus quält.

Ich weiß noch, dass ich mich fragte, wieso Carl nicht endlich schoss, schließlich hatte mich der Mutant doch schon minutenlang in seiner Gewalt. Aber später erzählten mir die

anderen, es hätte höchstens fünf Sekunden gedauert, bis Carl ein zweites Mal abdrückte.

Trotz der Dunkelheit zielte er genau und traf den Mutanten direkt am Kopf. Das Geschoss durchschlug dessen Schlitzauge und trat in einem Regen aus Blut und Gewebebrocken aus dem Schädel aus. Es war ein so perfekter Schuss, dass diese Kreatur eigentlich hätte tot umfallen müssen, aber den Gefallen tat sie mir nicht. Zwar warf die Wucht des Einschlags den Mutanten nach hinten und er stolperte ein paar Schritte von mir weg, aber er machte keine Anstalten, sich zum Sterben auf dem Boden zusammenzukrümmen. Stattdessen hob er seine Klauen zum Himmel und ließ einen ohrenbetäubend lauten Schrei los, der keineswegs so klang, wie man es von einem solchen Ungeheuer erwartet hätte. Es war kein wütendes Gebrüll, sondern eine hohe, schrille Wehklage, so als heulte eine Frau in äußerster Qual auf. Nein, falsch: keine Frau – dazu klang

es nicht menschlich genug –, aber ein eindeutig weibliches Geschöpf.

Danach verschwand der Mutant, so schnell er konnte, in der Dunkelheit.

Währenddessen war ich bereits mit aller Kraft auf die Betonpfeiler zugekrochen, wo Hände nach mir griffen und mich hochzerrten. Vor Entsetzen war ich völlig außer mir und brauchte einen Moment, um wieder zu mir zu kommen. »Nichts wie weg hier!«, sagte ich schließlich.

Unverzüglich übernahm Mickey das Kommando und ließ sich von Carl eine Taschenlampe geben. Es dauerte nicht lange, bis sie den Pfad nach draußen gefunden hatte. Texas Slim hielt sich mit seiner Desert Eagle an ihrer Seite. Zu zweit dirigierten sie uns durch das Chaos aus Knochen und Abfall, bis wir auf den nächsten Pfad stießen, der den Hang hinaufführte. Janie und Gremlin gingen hinter ihnen, während Carl und ich die Schlusslichter bildeten.

Unter uns, in der Grube, konnten wir den Mutanten immer noch hören. Nach wie vor gab er dieses schrille Gejammer von sich, das einem durch Mark und Bein ging und ringsum widerhallte. Manchmal schien es von hinten zu kommen, dann von links und schließlich von rechts. Zweimal machten wir Halt, weil wir den Mutanten vor uns glaubten, aber offenbar hatte uns nur das Echo getäuscht. Als wir einmal etwas länger pausierten, meinte ich, von der Grube her ein jämmerliches Schluchzen zu vernehmen, doch gleich darauf ging es in das Kreischen eines Irren über, das mir Schauer über den Rücken jagte. Danach verwandelte es sich in hysterisches Gelächter, das an das Heulen von Hyänen erinnerte.

Während wir uns den kahlen Hang hinaufarbeiteten, fiel der Strahl der Taschenlampe auf Schädel, Rippen und einige noch zusammenhängende, in Lumpen gehüllte Skelette. Auf halber Strecke war in unserem Rücken

erneut das gruselige, abgehackte Gelächter zu hören, sodass wir wie angewurzelt stehen blieben und die Waffen zückten. Jetzt wussten wir, dass der Mutant uns auf den Fersen war, nur konnten wir ihn nicht sehen. Viele Abschnitte der Grube lagen wegen der riesigen Abfallhaufen trotz des Mondlichts im Schatten. Bei jedem Geräusch leuchteten wir die Strecke hinter uns ab, konnten jedoch keine Spur von dem Mutanten entdecken.

Schließlich hielten wir an und stellten uns zu einem Kreis auf, damit wir in alle Richtungen zielen konnten; wir wussten ja nicht, von welcher Seite aus er angreifen würde. Mund und Kehle waren bei mir so trocken, dass ich nicht mal mehr schlucken konnte, Muskeln und Sehnen angespannt wie Drahtseile.

Mittlerweile schienen die Geräusche aus ständig wechselnden Richtungen zu kommen. Ein Katz-und-Mausspiel. Manchmal

knirschte es, als wäre der Mutant auf Totenschädel getreten, ein anderes Mal fiel etwas Riesiges um, sodass der Boden vibrierte. Bald darauf waren erneut stampfende Schritte zu hören. Und plötzlich kam aus dem Dunkeln ein Zementrohr geflogen, das unsere Köpfe nur knapp verfehlte und sich danach in den Boden grub.

»Das hier ist wirklich das Letzte«, sagte Carl mit schwacher Stimme. Es schwang abgrundtiefe Verzweiflung darin mit, was mir bei Carl völlig neu war.

»Mund halten«, ermahnte ihn Texas Slim.

In der Grube herrschte plötzlich Friedhofsstille. Außer dem Atmen meiner Leute war kein Geräusch zu hören. Nicht nur mir, auch den anderen rann der Angstschweiß übers Gesicht. Der Mutant musste jetzt ganz in der Nähe sein. Er hatte bewusst sein Spielchen mit uns getrieben, hatte versucht, uns in einen Zustand lähmender Furcht zu

versetzen, und das war ihm auch recht gut gelungen. Jetzt begann das Endspiel.

Als Mickey mit zitternder Hand die Umgebung ableuchtete, fiel der Strahl lediglich auf Knochen, Pflasterbrocken und einen alten verrosteten Herd.

Und dann drang der widerliche Gestank verdorbenen Fleisches zu uns herüber. Brüllend vor urzeitlicher Fressgier stürmte der Mutant aus der Dunkelheit auf uns zu.

Wir beschossen ihn von allen Seiten, aber es war so, als feuerten wir auf ein Gespenst, das seinen Standort ständig wechselte. Voller Panik krochen wir wie die Wahnsinnigen den Hang hinauf, Mickey an der Spitze, Texas unmittelbar hinter ihr. Plötzlich stieß Gremlin mich grob zur Seite, griff nach Janie und schleuderte sie mit aller Kraft hinter sich, sodass sie das Gleichgewicht verlor und drei, vier Meter den Hang hinunterrollte.

»Schnapp sie dir!«, rief er dem Mutanten zu. »Schnapp sie dir und lass uns andere in

Ruhe! Sie ist doch diejenige, die du haben willst!«

Während ich mich um Janie kümmerte, kümmerte Carl sich um Gremlin. Ich hörte, wie sie miteinander rangen, vernahm Stöhnen und Gebrüll. Nachdem ich Janie aufgeholfen hatte, feuerte ich auf gut Glück ins Dunkle – auf die Stelle, wo ich den Mutanten vermutete. Auf dem Rückweg zu den anderen sah ich, dass Carl Gremlin zu Boden geworfen hatte und ihm so heftig ins Gesicht schlug, dass er aufheulte. Schließlich zog Carl ihn hoch, packte ihn bei den Haaren und der Jacke, stemmte ihn in die Höhe und warf ihn etwa anderthalb Meter durch die Luft. Gremlin schlug hart auf und rollte sofort weiter, bis zum Fuß des Abhangs, wo er liegen blieb und einen so irren Schrei losließ, wie ich ihn sonst höchstens bei Wahnsinnigen gehört hatte.

Wir konnten ihn im Mondlicht erkennen. Und auch die groteske Gestalt, die über ihm

auftragte. Ohne jede Mühe hob der Mutant Gremlin auf, streckte ihn über den Kopf in die Höhe und schüttelte ihn, als wollte er dem gleichgültigen Mond da oben ein Opfer darbringen. Gremlin wand sich, schluchzte, schrie. Hätte ich diesen Mistkerl mittlerweile nicht aus tiefster Seele gehasst, hätte ich vielleicht Mitleid mit ihm empfunden. Schließlich warf der Mutant ihn auf eine freiliegende Metallplatte mit Sägezähnen. Sofort löste ein anderes, grauenhaft mahlendes und knirschendes Geräusch Gremlins Schreie ab.

In Rekordzeit stürmten wir den Hang hinauf. Und hörten dabei, wie in unserem Rücken Gremlin zu Brei zermalmt wurde.

22

Eine halbe Stunde später sahen wir die Brücke. Sie erstreckte sich in einer Länge von rund 800 Metern über den Calumet River und die darunterliegenden Eisenbahnschienen. Es war eine

Stahlkonstruktion mit zwei hohen Bögen nahe der Mitte, die jetzt so durchhing und deformiert wirkte, als wäre sie Ziel eines Luftangriffs gewesen, was durchaus zutreffen konnte. Den Abstand zum darunterfließenden Fluss schätzte ich auf gut 30 Meter. Je näher wir kamen, desto deutlicher konnten wir die Schäden erkennen: verbogene Tragepfeiler, abgerissene oder herunterbaumelnde Querbalken, angesengte Stützträger. Darüber hinaus war die ganze Brücke mit Trümmern sowie Autowracks übersät – von großen Schwerlastern bis zu Minivans. Es sah fast so aus, als hätte man die Wagen auf die Brücke gefahren, um eine Art Barrikade zu errichten. Manche davon waren völlig ausgebrannt.

»Seid ihr euch auch sicher, dass dieses Ding stabil ist?«, fragte Janie kurz vor der Brücke.

Mickey nickte. »Sieht zwar nicht so aus, aber sie hält.«

Keiner von uns wirkte besonders überzeugt. Die Szenerie machte den Eindruck, als wäre hier vor nicht allzu langer Zeit eine Schlacht ausgetragen worden. Mir kam die wacklige Stahlkonstruktion wie das zerschmetterte, entkernte Exoskelett eines riesigen Insekts vor, das kurz davor stand, in die verseuchten Tiefen des Flusses zu stürzen.

Im Schein der Taschenlampe untersuchte ich Texas Slims Wunde, da ich befürchtete, sie könne bei den jüngsten Ereignissen aufgerissen worden sein, aber sie hatte seine Bewegungen gut überstanden, sodass wir weiterziehen konnten.

Mickey, die voranging, schien sich hier recht gut auszukennen. Sie führte uns um die Autowracks und die nicht zu identifizierenden Maschinenteile herum. Zahlreiche Menschen waren hinter den Lenkrädern ihrer Wagen zu Skeletten verbrannt. Von anderen, die am Boden lagen, hatten sich Teile

gelöst. Offenbar hatten Vögel auf ihnen herumgehackt. Im Schein meiner Taschenlampe entdeckte ich auch Skelette, die von Kugeln durchsiebt waren. Also war die Brücke tatsächlich Schauplatz eines Kampfes oder mehrerer kleinerer Scharmützel gewesen. Mehrere Lastwagen waren durch das Gelände gebrochen und hingen gefährlich nah am Rand der Stahlkonstruktion, unter der ein dunkler Abgrund gähnte. Über dem Fluss waberte ein graugrüner Nebel mit der Konsistenz von Ektoplasma, der hin und wieder so aufriss, dass man Fahrzeugwracks aus dem trüben, stinkenden Wasser ragen sah.

Geführt von Mickey schlängelten wir uns zwischen den Trümmern hindurch. Um unsere angespannten Nerven zu beruhigen, steckten Carl und ich uns nach fünf Minuten Zigaretten an. »Dir ist hoffentlich klar, dass Mickey uns möglicherweise in eine Falle führt, oder nicht?«, flüsterte Carl mir zu,

während er in der hohlen Hand ein Streichholz entzündete, um mir Feuer zu geben.

Selbstverständlich war mir das auch schon durch den Kopf gegangen. Für eine so tolle, attraktive Frau wie sie musste es ein Leichtes sein, Männer anzulocken und deren Testosteron und ausgeprägten Drang, weibliche Wesen – besonders, wenn sie sexy waren – heldenhaft zu beschützen, für eigene Zwecke auszunutzen. Doch eigentlich hatte ich ein gutes Gefühl, was Mickey betraf, und vertraute ihr. Möglich, dass ihre Motive nicht völlig altruistisch waren, aber bei wem waren sie das schon? Jedenfalls war mein Bauchgefühl hier ein ganz anderes als bei Gremlin – dem Gremlin der letzten Tage. Allerdings musste es nicht unbedingt ein sechster Sinn gewesen sein, der mich vor ihm gewarnt hatte. Vielleicht hatte mir, wie so oft, das Schattengebilde diese Eingebung ins Gehirn gepflanzt.

Wir zogen weiter.

Die Brücke stieg nach und nach an, ging dann unterhalb der beiden Bogen in eine mehrere Hundert Meter lange, ebene Strecke über, um sich schließlich dem anderen Flussufer zuzuneigen. Vor den Bogen häuften sich die Autowracks, was mich nervös machte, denn bei all diesem Schrott konnten wir jeden Moment in einen Hinterhalt tapen. Schon bei Tageslicht war die Szenerie heimtückisch, aber in der Dunkelheit ... konnte der Tod überall lauern.

Deshalb wunderte es mich kaum, als Janie stehen blieb und erklärte: »Ich glaube, da ist irgendwas.«

Kann sein, dass ich es auch schon eine Zeit lang gespürt, mir jedoch eingeredet hatte, das wären nur die Nachwirkungen meines Zusammenstoßes mit dem Monster. Aber jetzt war auch ich davon überzeugt, dass irgendetwas auf uns lauerte.

Carl und Texas sahen sich um und tauschten unsicher einen Blick miteinander aus.

»Ich sehe nichts«, sagte ich zu Janie. »Vielleicht siehst du wegen deiner Angst Gespenster.«

»Sicher«, meinte Texas Slim.

»Nein, ich hab mir das nicht eingebildet«, versicherte Janie.

Auch Mickey, die die Arme um sich geschlungen hatte, wirkte beunruhigt. »Sie hat recht, Nash. Ich spüre es auch. Als würden mich 100 Augen anstarren.«

Nun ja, inzwischen hatte ich gelernt, Micky's Intuition zu vertrauen. Auch bei Janie war sie gut entwickelt, aber Mickey verfügte geradezu über einen sechsten Sinn. Ich beschloss, einen Moment abzuwarten. Bei den Bogen angekommen, schlichen wir uns hinter einen Tanklasten und hielten ein Auge auf den zum Ufer hin abfallenden Brückenteil, den wir gerade hinter uns gelassen hatten. Der Mond war uns keine Hilfe dabei, denn er segelte gerade durch Wolken hindurch. Voller Anspannung wartete ich

darauf, dass er wieder hervortrat. In dieser Dunkelheit waren alle Autowracks unter uns nur als Schattenrisse zu erkennen.

»Kommt, wir ziehen weiter«, meinte Carl.

»Abwarten«, entgegnete ich. »Nur noch ein paar Minuten.«

Aus fünf Minuten wurden zehn, bis der Mond endlich wieder aus den Wolken auftauchte und die Brücke erhellte. Und da erkannte ich zwischen den Autowracks auch noch andere Umrisse, von denen sich einer meinem Eindruck nach bewegte.

Ich reichte Carl meine Savage. »Siehst du den Minivan mit der eingedrückten Seite? Da drüben, bei dem Landrover? Auf der rechten Seite ist ein Schatten, der dort nicht hingehört. Versuch ihn zu treffen.«

Carl war mehr als glücklich, endlich etwas unternehmen zu können. Er entfernte sich von uns, stützte das Gewehr auf das Dach eines Mazda, nahm den Schatten ins Visier und drückte ab. Es gab einen lauten,

widerhallenden Knall und gleich darauf hörte ich jemanden dort unten aufschreien.

»Scheiße«, sagte Texas.

Unter uns bewegten sich jede Menge Schatten. Wie Würmer in einem auf der Straße überfahrenen Tier wuselten sie auf dem Autofriedhof herum. Und es konnte kein Zweifel daran bestehen, wer oder was sie waren: Mitglieder des Kriegsbeil-Clans. Auf dem Anmarsch.

Wir verteilten uns und machten uns schussbereit, während sich die Clan-Leute durch die Trümmer schlängelten. Ich fragte mich, wie lange sie uns schon gefolgt sein mochten. Im Mondlicht konnte ich ihre Gasmasken erkennen und das Plexiglas vor ihren Augen glitzern sehen. Sie kreischten und brüllten, ich erkannte den schrillen Kriegsschrei wieder. Am Fuß der Brücke mussten sich Hunderte von ihnen versammelt haben. Vielleicht auch weniger, aber es

waren mehr als genug, um uns trotz unserer Bewaffnung zu überrennen.

Ich befahl allen bis auf Carl, mit dem Feuer zu warten, bis unsere Gegner in Schussweite waren.

Carl schoss wahllos auf sie. Zwar versuchte er, einige tödlich zu treffen, aber vor allem wollte er sie am Vormarsch hindern. Mein Plan sah vor, dass Carl sie aufhalten sollte, während ich den Rest unserer Gruppe in Sicherheit brachte. Vielleicht hätte das ja auch geklappt ... aber wir hatten keine Gelegenheit mehr, das herauszufinden.

»Sie sind schon hier!«, rief Mickey.

Tatsächlich hatte sich ein Dutzend an uns herangeschlichen. Vermutlich waren diese Männer zwischen Autowracks vorwärtsgerobbt und hatten mit dem Angriff abgewartet, bis sie uns fast erreicht hatten. Jetzt sprangen sie auf, schwenkten Speere, Äxte und mit Stacheln besetzte Keulen. Aber auch

diese steinzeitlichen Waffen konnten aus nächster Nähe töten.

Wir beschossen sie mit leidenschaftlicher Hingabe, ballerten wie wild herum und trafen auch einige. Unsere Feuerstärke sorgte dafür, dass sie nicht näher als drei Meter an uns herankamen. Ein Verwundeter zog sich zurück, während sich ein anderer trotz sechs rauchender Kugeleinschläge zu uns herüberschleppte. Texas tötete ihn mit einem Kopfschuss.

»Die nächste Welle werden wir nicht stoppen können«, meinte Carl.

Ich wusste, dass er recht hatte, denn die Nachhut rückte bereits vor, schlich sich geduckt zwischen den Autowracks hindurch, sodass es keinen Zweck hatte, auf sie anzulegen. Meiner Schätzung nach mussten es 30 Männer oder mehr sein. Und hinter ihnen wartete dreifache Verstärkung.

»Wir müssen hier weg«, sagte ich.

Aber Texas Slim hatte andere Vorstellungen. »Wir brauchen irgendetwas, das die Lage zu unseren Gunsten verändert. Am besten, wir bereiten eine Grillparty vor, falls ihr wisst, was ich meine.« Er starrte zu dem Tanklaster hinter uns hinauf und grinste. »Falls ihr wisst, was ich meine«, wiederholte er.

»Carl?«, fragte ich. Früher einmal hatte Carl seinen Lebensunterhalt als Lkw-Fahrer verdient.

Unmittelbar vor dem Brückenbogen hatte der Tanklaster – freiwillig oder unfreiwillig – angehalten. Und das bedeutete, dass der hintere Wagenteil nicht auf ebener Fläche stand, sondern in einem Neigungswinkel. Die Hinterräder waren auf der nach oben hin um circa zwölf Grad ansteigenden Auffahrt zur Brücke zurückgeblieben. Mir kam dabei die verrückte Idee, die Handbremse des Tanklasters zu lösen und ihn einfach zurückrollen zu lassen. Aber vermutlich wäre er

höchstens sechs Meter gerollt und dann auf irgendwelche Autowracks geprallt.

Wir brauchten eine bessere Lösung – und Carl hatte sie.

23

»Hinten ist ein Ablassventil«, sagte er. »Dort, wo man den Schlauch zum Enttanken ansetzt. Manuell. Eine Sache reiner Schwerkraft.«

Während die Mädchen und ich mit gezogenen Waffen beobachteten, wie die Clan-Männer zu uns aufschlossen, machten sich Carl und Texas an die Arbeit. Ich sah zwar nicht, hörte aber, wie sich die Türen zur Fahrerkabine des Tanklasters mehrmals öffneten und schlossen. Wie Carl und Texas sich kurz besprachen. Wie ein Schraubenschlüssel scheppernd auf dem Boden aufschlug. Irgendwie schaffte ich es nicht, die Augen auch nur eine Sekunde von der Szenerie unter mir abzuwenden. Ich

fragte mich dabei, wie viele Mitglieder der Kriegsbeil-Clans sich in Gary aufhalten mochten. Es war verblüffend: Diese Leute waren mittlerweile wirklich überall. So konzentriert wie ein Hornissenschwarm krochen sie zwischen den Autowracks hindurch oder über deren Dächer. Es waren so viele, dass es lächerlich gewesen wäre, auf einen Einzelnen zu zielen. Mir fiel dabei ein, wie ich als Kind einmal in einen Ameisenhaufen getreten war und die schwarzen Ameisen wütend herausgeflitzt waren.

Mickey, die neben mir stand, zitterte heftig. »Komm schon, Nash ... Lieber Herr Jesus, wir müssen hier weg!«

Janie sagte kein Wort, obwohl auch sie schreckliche Angst hatte, wie ich ihr ansah. Sie wartete einfach ab, während der Tod auf uns zurückte. Entweder setzte sie absolutes Vertrauen in das, was unsere Jungs gerade vorbereiteten, oder sie hatte sich in ihr

Schicksal ergeben. Bei ihr wusste man nie, woran man war.

Ich roch Benzin.

»Okay«, sagte Texas und tippte mir auf die Schulter. »Zeit für einen schnellen Rückzug.«

Ich ließ ihn mit den Mädchen losziehen, während ich mich auf die Seite stellte. Carl sah mich an. Aus dem Ablassventil tropfte Treibstoff, der sehr scharf und beißend roch. Als ich den Daumen hob, öffnete Carl das Ventil. Das Benzin sickerte nicht, sondern schoss geradezu mit Hochdruck heraus – in einem dicken Strahl, der erst nach gut anderthalb Metern auf die Brücke traf. Dieser Strahl hatte eine solche Gewalt, dass er die Leichen der gefallenen Clan-Mitglieder wegspülte und sie unter umstehende Autowracks drückte. Der Gestank war so penetrant, dass mir von dem Dunst fast schwindlig wurde.

»Gehen wir«, sagte Carl.

Zusammen mit den anderen zogen wir uns zurück. Ich wies meine Leute an, bis zum anderen Ende der Brücke vorzugehen, was ihnen keineswegs gefiel. Aber es musste sein, denn ich wusste nicht, was passieren würde, wenn Carl eine Kugel in den Treibstoffstrom feuerte. Sein Plan war recht simpel: Beim Einschlag der Flintenkugel würden ein paar Funken stieben. Mehr brauchte es nicht, das Benzin zu entzünden und bald darauf auch den Tankwagen. Und wenn *der* Feuer fing, würde auf der Brücke vermutlich die Hölle losbrechen.

Carl und ich kletterten in die Fahrerkabine eines mit Bauholz beladenen Pritschenwagens, denn von dort aus konnten wir den Tanklasten und den Benzinstrom gut im Auge behalten. Die Clan-Leute blieben stehen, als der Strom sie erreicht hatte. Mehrere wurden sofort weggespült, weitere glitten aus und fielen hin, als der Strom an ihnen vorbeirauschte. Andere rückten vor.

Die meisten waren schlicht verwirrt und grübelten offenbar darüber nach, was all das zu bedeuten habe.

Mittlerweile schoss der Treibstoff schon mehr als fünf Minuten aus dem Tank und hatte den unteren Brückenabschnitt glatt überflutet. Auf der Brückenauffahrt hatte sich ein heftig strudelnder See gesammelt.

Mit schweißüberströmtem Gesicht hob Carl die Savage, zielte und drückte ab – doch es tat sich nichts. Fluchend schoss er ein zweites Mal und zielte nun weiter nach unten, in eine Lücke zwischen zwei Wagen, in der sich Benzin gesammelt hatte. Der Schuss war gut zu hören, und diesmal flogen Funken, als die Kugel in die stählerne Wagenkarosserie einschlug. Erst sah ich nur Funken stieben, doch gleich darauf eine Feuerwand, die mitten durch die Kriegsbeilegionen auf den Tanklasten zuraste. Als sie sich von Feuer eingeschlossen sahen, schrien

die Männer und warfen sich herum, aber sie konnten ihm nicht entgehen.

Carl und ich sprangen aus der Fahrererkabine des Pritschenwagens und rannten los. Wir hatten kaum sechs Meter zurückgelegt, da explodierte die Welt ringsum und wurde taghell. Das Nachbeben warf uns zu Boden, doch wir bekamen mit, dass in unserem Rücken das Inferno tobte. Die Explosion hatte den Tankklaster mehr als zehn Meter durch die Luft geschleudert, und er kam als brennende Fackel herunter. Beim Aufschlag löste er ein hell loderndes, blendendes Flammenmeer aus, das, angefangen beim ersten Bogen, nach und nach die ganze untere Brücke erfasste. Gleich darauf stiegen zwei Feuerbälle in der Größe zweistöckiger Häuser am Himmel auf. Auch Carl und mich traf die Hitzewelle und versengte uns die Augenbrauen. Vermutlich hatten wir den Kriegsbeil-Clan eingeäschert, denn diesen Feuersturm konnte niemand

überlebt haben. Vom ersten Bogen bis zum Fuß der Zufahrtsstraße erstreckte sich eine sechs Meter hohe Feuerwand. Ich sah, wie brennende Clan-Mitglieder von der Brücke sprangen und andere von der Brücke gefegt wurden, hörte Todesschreie. Sollten sie in der Hölle schmoren!

Obwohl Carl und ich ziemlich weit entfernt lagen, kamen wir uns vor wie in einem Backofen. Heftig um Atem ringend rappelten wir uns hoch und rannten los. Die Luft war voller Rauch und Abgase, so als hätte die Explosion ihr jeden Sauerstoff entzogen.

Als wir unseren Trupp eingeholt hatten, war uns schwindelig und die Luft so knapp, dass wir auf die Knie sanken. Doch die anderen zogen uns unverzüglich hoch und brachten uns von der Brücke herunter, ans sichere Flussufer.

Während ich dort im Gras liegen blieb, sah ich zu, wie das Feuer wütete. Ringsum war es so hell, dass man den Brand sicher

meilenweit sehen konnte. Ähnlich hell musste es gewesen sein, als Dresden während des Zweiten Weltkriegs bombardiert worden war. Und das Feuerwerk war noch längst nicht zu Ende: Nacheinander explodierten alle Personen- und Lastwagen, als deren Tanks Feuer fingen. Ein Laster, der Propangas geladen hatte, schoss wie eine brennende Rakete steil in die Luft und landete danach im Fluss, wo sich sofort eine riesige Flammenpfütze auf der Wasseroberfläche ausbreitete. Sie dehnte sich sogar bis zum anderen Ufer aus und setzte Gräser und Bäume in Flammen.

Ein irrsinniges Schauspiel!

24

Ein lautes Hupen riss mich aus einem verrückten Traum von der Medusa, der so plastisch wie eine Halluzination gewesen war. Als ich hochfuhr, hätte ich Texas fast mit dem Ellenbogen ins Gesicht geboxt. Weder

wusste ich, wo ich mich befand, noch, was vor sich ging.

»Alles in Ordnung«, versuchte Janie mich zu beruhigen.

»Muss ja ein ziemlich schlimmer Traum gewesen sein«, bemerkte Texas Slim.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen. Langsam kam die Orientierung zurück. Um mich ein wenig zu entspannen, lehnte ich mich auf dem Sitz des Jeeps zurück. Wir hatten den Jeep in der Garage gefunden, genau wie es Mickey uns versprochen hatte. Er war ein wunderbares Fahrzeug. Gut gepflegt. Ausgestattet mit aufgeladener Batterie. Vollgetankt. In der letzten Nacht waren wir damit aus Gary aufgebrochen, hatten die Staatsgrenze zwischen Indiana und Illinois überquert, uns weit südlich von Chicago gehalten und schließlich die Route 80 erreicht – unser Ticket nach Westen. Die Fernstraße war ein einziges Chaos aus hier gestrandeten Personen- und Lastwagen, umgekippten Bussen

und allen möglichen Dingen. Wir waren den ganzen Tag lang darauf entlanggeschlichen, und jetzt war es schon wieder dunkel.

Mickey saß am Steuer. Carl schnarchte neben ihr auf dem Beifahrersitz.

»Wo sind wir überhaupt?«, fragte ich.

»Nach den Schildern in der Nähe von einem Kaff, das Utica heißt«, erwiderte Mickey. »Die Straße ist seit rund 30 Kilometern einigermaßen frei. Wie lange sollen wir deiner Meinung nach noch weiterfahren?«

Gute Frage. Ich wusste nur, dass wir auf unserem Weg nach Westen in Des Moines anhalten mussten. Das hatte mir das Schattengebilde ins Gehirn gepflanzt. Vielleicht bildete ich mir das auch nur ein, aber das glaubte ich nicht, da in mir der Drang, so schnell wie möglich Des Moines zu erreichen, fast übermächtig war.

Diese Sache ist schwer zu erklären, aber jedes Mal, wenn diese Stimme – oder wie man es sonst nennen will – mir etwas

einflüsterte, mich in eine bestimmte Richtung wies, musste ich ihr wie zwanghaft gehorchen. Es war ein fast körperliches Bedürfnis, so als hätte man Harndrang und müsste die Blase unbedingt entleeren.

»Wieso hast du gehupt?«, fragte ich Mickey.

»Deine Freundin dachte, es wollte uns ein riesiger Vogel angreifen«, erwiderte Janie an ihrer Stelle.

»Hab nicht behauptet, dass es ein *Vogel* ist«, erwiderte Mickey ziemlich nachsichtig, wie ich fand. »Irgendetwas ist über uns hinweggefegt, etwas Großes, Dunkles. Und da es aus der Luft kam, bin ich davon ausgegangen, dass es Flügel hat.«

»Liegt ja auch nahe«, meinte Texas. »Und mit lautem Hupen kann man riesige Vögel bekanntlich verscheuchen.«

Ich blickte aus dem Fenster, sah zu, wie die in Mondlicht getauchte ländliche Gegend an uns vorbeizog. Der Himmel war mit Nebel

oder Rauchschwaden überzogen, vielleicht brannte in der Nähe irgendetwas. Ich konnte da oben auch seltsam leuchtende rosafarbene Streifen erkennen. Keine Ahnung, was das war. Dann fiel mein Blick auf den Mond. Es war Vollmond! Ich erstarrte bei diesem Anblick. Vollmond – und kein Opfer für den Großen Bruder, das böse Schattengebilde. Auf irgendeine Weise, egal wie, musste ich ein Opfer finden. Schon der Gedanke drehte mir den Magen um. Gleich darauf sah ich, wie ein Schwarm geflügelter Wesen am Mond vorbeizog. Sie ähnelten riesigen Fledermäusen, mochten aber auch auf Besen reitende Hexen sein – mich konnte nichts mehr überraschen. Mickey hatte eindeutig keine derartigen Visionen.

»Früher oder später müssen wir anhalten«, sagte Janie neben mir. »Deine Leute müssen sich ausruhen, Nash.«

Klar, ausruhen. Wie Nahrung eines jener Dinge, die der menschliche Körper hin und

wieder braucht. Aber Janie war nicht dumm: Sie wusste, dass Vollmond war und was das bedeutete. Vermutlich freute sie sich insgeheim darüber, dass ich dem Schattengebilde diesmal kein Opfer anbieten konnte. Sicher ging sie davon aus, dass meine Sympathie für jeden aus unserer Gruppe mir verbieten würde, jemand aus den eigenen Reihen zu wählen. Genau da wollte sie mich haben: dass ich dem Großen Bruder erklärte, er (oder sie? Es?) solle sich verpissen. Kein Nachschub mehr, soweit es Menschenfleisch betraf. Keine Opfer. Nach dem Motto: Wir sind uns zu gut dafür, werden nicht noch einmal so tief sinken, einen unserer eigenen Spezies irgendeinem böartigen Schreckensgebilde als Opfer darzubringen.

Aber Janie war, wie gesagt, nicht nur lieb und nett, sondern auch naiv.

Das Schattengebilde würde auch ungefragt auftauchen. Und ich eine Wahl treffen müssen.

Wir fuhren noch eine Stunde lang weiter und sahen dabei weitere Autowracks, doch ansonsten nichts Beunruhigendes, auch keine Riesenvögel. Nicht eingerechnet das Rudel von Wölfen oder Kojoten, das vor uns die Straße überquerte, sodass wir scharf bremsen mussten. Während sie vorbeiliefen, starrten sie uns mit ihren funkelnden grünen Augen an.

Schließlich sagte Mickey: »Da vorne ist eine Abzweigung nach Utica, Nash. Und da steht auch was von einem Campingplatz.«

»Na und?«, motzte Janie.

»Meinst du, wir sollten uns dort eine Weile ausruhen?«

Ich nickte. »Ja, gute Idee.«

»Dann biegen wir gleich ab.«

Janie, die neben mir saß, kochte vor Wut, aber jetzt hatte ich wirklich keine Zeit, ihr Ego zu streicheln. Sie fühlte sich von Mickey sehr bedroht, und das verstand ich auch, empfand sogar Mitgefühl für sie. Nur war

Mickeys Intuition zu Janies Pech und zu unserem Glück so stark ausgeprägt, dass sie fast hellseherische Fähigkeiten hatte. Und ich wäre ein Idiot gewesen, das nicht zu unserem Schutz zu nutzen.

Der Ort war tot. Weder brannten Feuer, noch waren Fahrzeuge zu sehen. Ein ebenso trauriges Bild bot der Campingplatz, der völlig verwahrlost aussah. Ein Großteil der ursprünglichen Anlage war von Unkraut überwuchert. Eigentlich war der Platz schön gelegen, an unterschiedlichen Felsformationen und einem breiten Fluss. Bei Tag sicher ein wunderbarer Anblick, früher der ideale Ausflugsort für Leute aus Chicago.

Mickey suchte für uns einen Flecken auf einem Hügel aus, von dem aus wir den Campingplatz gut im Blick hatten, und dort hielten wir. Ein Stück den Weg hinunter entdeckten wir eine Aufseherhütte, vor der Holz gestapelt war. Wir schichteten es an der mit Steinen eingefassten Feuerstelle auf und

bald darauf loderten bereits Flammen. Wirklich nett. Jetzt fehlten uns nur noch Marshmallows und Würste zu einem angenehmen Abend am Lagerfeuer. Aber das war vermutlich zu viel verlangt.

Stattdessen aßen wir Ravioli und Clementinen aus der Dose. Aber hier in der frischen Luft, am Feuer, schmeckte sogar das verdammt gut. Niemand sprach viel, alle waren müde, denn keiner hatte in den letzten Tagen viel geschlafen. Carl starrte nur in die Flammen. Und selbst Texas unterhielt uns nicht mit geschmacklosen Geschichten. Janie hielt ein Auge auf Mickey und Mickey ein Auge auf mich. Ich für meinen Teil sah zum Mond hinauf, der seinerseits zu mir herabsah.

Ich konnte das Schattengebilde wie einen um uns kreisenden dunklen Stern spüren, der bei jeder Umdrehung näher kam. Während ich am Feuer saß, rauchte ich Kette. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung,

was ich tun sollte. Es war Vollmond. Möglich, dass das Schattengebilde noch bis morgen Nacht wartete, bis es sich zeigte, aber das war nicht unbedingt gesagt.

»Was hast du vor, Rick?«, fragte Janie, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»In welcher Hinsicht?«

»Du weißt schon, was ich meine.«

Alle Augen waren plötzlich auf mich gerichtet. Besonders aufmerksam beobachtete mich Mickey. Ich wusste, dass entweder Texas oder Carl sie eingeweiht, sprich: ihr von der ganzen Sache mit dem Schattengebilde erzählt hatte. Das war ja auch in Ordnung. Sie wusste jetzt, was wir alle wussten und begriffen hatten. Wie Diebe gingen wir miteinander durch dick und dünn, zusammengeschweißt durch unser schmutziges kleines Geheimnis.

»Nash«, sagte Carl.

Ich sah zu ihm hinüber. Er hatte die Kalaschnikow gezückt.

»Jemand ist da draußen bei den Bäumen.«

»Er hat recht«, meinte Mickey.

»Wenn das böse Menschen wären, hätten sie schon angegriffen«, erwiderte ich. »Lasst uns mal davon ausgehen, dass sie uns freundlich gesinnt sind und nur Gesellschaft brauchen.«

Während wir abwarteten, summten ein paar Insekten herum und in der Ferne heulte tieftraurig ein Kojote.

Carl schlich vom Feuer weg und nahm am Jeep Schussposition ein. Wir anderen blieben, wo wir waren. Ich hörte, wie ein Zweig knackte, und sah, wie ein Schatten hinter einen Baum glitt. »Du da draußen«, rief ich. »Komm rüber. Wir tun dir nichts. Wir haben Kaffee und was zu essen. Du kannst dich gern bedienen.«

Stille.

Schließlich kam der Schatten hinter dem Baum hervor und ging fast schüchtern auf das Feuer zu. Es war eine Frau in den

Vierzigern, aber so zerlumpt und verdreckt, dass sie völlig heruntergekommen aussah. Ich fragte mich, wer und wie sie gewesen sein mochte, ehe die Bomben fielen.

»Du kannst dich gerne an unseren Vorräten bedienen«, sagte ich.

Daraufhin kam sie näher.

Mickey durchschaute, was ich tat, und lächelte mich im Feuerschein an.

25

Die Frau genoss unseren Kaffee und das dürftige Essen sichtlich. Sie aß wie ein Tier mit den Fingern und beobachtete uns dabei so argwöhnisch, als könnten wir ihr das Essen jederzeit wieder wegnehmen. Als ich schon dachte, sie müsse wohl eine Taubstumme sein, erklärte sie: »Ronny bekam die Pocken und danach irgendeine schreckliche Fieberkrankheit. Aus seinen Augen spritzte Blut. Ich glaube, er hat auch Teile seiner Eingeweide ausgekotzt. Sah jedenfalls so

aus.« Sie schüttelte den Kopf. Sie sprach sehr sachlich darüber, so als könnte diese wirklich entsetzliche Geschichte sie mittlerweile nicht mehr schockieren. »Ronny wollte nicht verbrannt werden. Dauernd sagte er: Du darfst nicht zulassen, dass sie mich verbrennen, Marilynn. Aber ich hatte keine Wahl. Die Armee hat's angeordnet, also mussten wir ihn zu den anderen auf den Scheiterhaufen legen. Man hat uns dazu gezwungen. Er wurde in der Grube verbrannt. Zusammen mit Tausenden anderen. Man konnte den Geruch bis nach Beloit riechen.«

»Woher stammst du, Marilynn?«, fragte Janie.

»Aus Janesville in Wisconsin. Hab dort mein Leben lang gewohnt. Aber dann hat die Armee einen Häuserblock nach dem anderen geräumt und uns in ein Lager verfrachtet. In so eins wie diese deutschen Lager im Weltkrieg, wo sie die Juden einsperrten. Wir haben in kleinen Holzbaracken gewohnt.

Ringsum Stacheldraht – wir konnten nicht weg, das war verboten. Viele von uns wollten nicht ins Lager und haben sich dagegen gewehrt. Zum Beispiel Sheila Reed. Als ihr Mann gestorben ist, hat sie den Leichnam versteckt. Sheila war Abteilungsleiterin in einer Filiale von Rite Aid, der Drogeriekette. Angefangen hatte sie als Kassiererin, aber sie hat ihrem Chef in einer Abstellkammer jeden Tag einen geblasen, wie es hieß, deshalb wurde sie befördert. Wirklich verrückt von ihr, den Leichnam zu verstecken. Als die Soldaten kamen, hat sie auf sie geschossen. Daraufhin haben die Soldaten sie einfach abgeknallt, auf die Straße geschmissen und dort liegen lassen.«

Sie sah sich um, als merkte sie erst jetzt, dass wir auch noch da waren. »Wohin wollt ihr mit dem Jeep?«

»Nach Westen«, sagte Carl.

Marilynn riss freudig die Augen auf. »Nach Westen, sagst du? Hab gehört, dass jetzt

viele Leute nach Westen ziehen. Seltsam. Und wohin im Westen?«

»Nach Des Moines.«

»Da sieht's furchtbar aus. Ich war vor zwei Monaten dort, dahin will ich nicht zurück.«

»Was geht dort vor sich, meine Liebe?«, fragte Texas Slim.

»Habt ihr das denn nicht gehört? Die halbe Stadt ist ausgebrannt, und der Rest liegt in Trümmern. Die Luftwaffe hat Des Moines bombardiert, um die Milizen auszuheben. Da gibt's nur noch Ratten, Leichen, große Bombenkrater und eingestürzte Gebäude. Ich bin dort gewesen und weiß es. Überall nur Gebeine. Und jede Menge Wagen, in denen Skelette sitzen.«

»Keine Überlebenden?«, fragte Mickey.

Marilynn schleckte Tomatensoße von ihren Fingern ab. »Doch natürlich, die gibt's. Primitive Menschen, die in Tierhäuten oder nackt herumlaufen. Sie sind alle wahnsinnig und sabbern. Man will ihnen nicht mal bei

Tag begegnen, schon gar nicht bei Nacht. Geht dort nicht nach Sonnenuntergang hin, denn dann kommen die wirklich Schlimmen heraus.«

Doch genau dort wollten wir hin. Ich wusste zwar selbst nicht, warum, aber der Drang war sehr stark, und ich würde mich ihm nicht widersetzen. Ich behielt unseren Gast die ganze Zeit über im Auge, sprach aber nicht mit der Frau. Denn falls ich mit ihr sprach, würde ich mich mit ihr verbunden fühlen, und das wollte ich auf keinen Fall. Ich musste sie so anschauen, wie ein Bauer ein Schwein taxiert, das er bald schlachten will. So weit war es mit mir gekommen.

Ich fühlte mich wie der letzte Dreck. Diese Frau – Marilyn – war schmutzig und stank, war vermutlich auch leicht durchgeknallt, aber auf jeden Fall harmlos. Eigentlich bemitleidenswert. Sie tat mir leid, doch ich wusste, dass ich dieses Mitleid nicht zulassen

durfte. Die Schuldgefühle wegen des Unvermeidlichen fraßen mich geradezu auf. Carl und Mickey beobachteten mich, offenbar amüsierte sie meine Zwangslage. Texas Slim sah mich nicht an. Und ich wagte es nicht, Janie anzusehen, weil ich wusste, was ich in ihren Augen lesen würde.

»Und wo willst du jetzt hin?«, fragte Janie die Frau.

Marilynn dachte nach, während sie sich über eine Wunde am Daumen leckte. »Hab eine Schwester in Streater. Man hat mir erzählt, dass sie noch lebt. Ich werd mal nach ihr schauen, vielleicht auch mit ihr zusammenziehen. Kann ja sein, dass wir gemeinsam irgendwie durchkommen. Mehr will ich ja gar nicht.«

Ich wandte den Blick von ihr ab.

»Na ja, ich hoffe, du schaffst es nach Streater«, sagte Janie. »Hoffe wirklich, dass dir nichts dazwischenkommt.«

Selbstverständlich waren diese Worte an mich gerichtet.

»Genau«, mischte Texas sich ein. »Wäre dem alten Willy Wonka von der Schokoladenfabrik bestimmt nicht recht, wenn dich jemand an einem Wiedersehen mit deiner Schwester hindert.«

Carl kicherte.

Janie funkelte ihn an und ich funkelte Janie an. Was jetzt geschehen musste, geschah zum Wohl von uns allen. Aber es war so gut wie unmöglich, Janie von ihrem hohen Ross namens Moral zu werfen und ihr das klarzumachen.

Mickey war aus ganz anderem Holz geschnitzt. Sie sah die Dinge realistisch und wusste, dass die Uhr nicht zurückzustellen war. Ich will damit nicht sagen, dass sie ein besserer Mensch als Janie war – das war sie ganz sicher nicht –, aber sie war eher wie wir Übrigen: unempfindlich, verzweifelt und

bereit, alles zu tun, um den nächsten Tag noch zu erleben.

»Na ja, dann solltest du dich wohl besser wieder auf den Weg machen«, sagte Janie. Langsam wurde sie nervös, weil ihr klar geworden war, dass ihre moralischen Bedenken mich nicht von meiner Tat abhalten würden.

»Ich hatte gehofft, ich könnte bei euch übernachten, am Feuer«, erwiderte die Frau.

»Klar kannst du das, meine Liebe«, erklärte Texas Slim. »Unser Feuer ist auch dein Feuer.«

Carl lachte los.

»Nash«, sagte Janie mit flehender Stimme. »*Rick* ...«

»Warum machst du nicht einen kleinen Spaziergang?«, erwiderte ich, weil ich ihr Gutmenschentum allmählich satt hatte. »Texas wird dich begleiten.«

»Ihr könnt mich mal, ihr alle!«, gab sie zurück und stapfte in die Dunkelheit hinaus.

Das gefiel mir ganz und gar nicht – da draußen lauerte zu vieles.

In der Ferne, dort, wo Chicago liegen musste, konnte man ein schwaches grünliches Leuchten am Horizont erkennen. Es spielten auch bizarre blassblaue Lichter über der Stadt, die wie elektrische Felder pulsierten. Hin und wieder sah ich etwas grell Orangefarbenes aufblitzen, als hätten sich Wolken entladen und Blitze zur Erde hinuntergeschleudert. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie es an diesem Ort direkter atomarer Einschläge aussehen mochte.

»Also gut, Carl«, sagte ich schließlich.
»Bringen wir's hinter uns.«

Marilynn richtete ihren einfältigen Blick auf mich. Ich werde nie vergessen, wie sie mich ansah. So als wisse sie Bescheid, so als spüre sie das Entsetzliche, das auf sie zukam. Ein menschliches Wesen, das versuchte, eine Verbindung zu einem anderen seiner Art

herzustellen, und um Gnade, Mitgefühl und Verständnis bat.

Stattdessen schlug ihr Carl mit dem Gewehrkolben auf den Hinterkopf. Ihre Augen schlossen sich und sie kippte nach vorn.

Zehn Minuten später hatten wir es geschafft, sie mit einem dicken Draht, der vorher Holzstapel zusammengehalten hatte, an einem Zaun festzubinden.

Danach zogen Carl und Texas Slim sich ein gutes Stück zurück. Sie wussten, was jetzt passieren würde.

Mit Schweißtropfen im Gesicht blieb ich stehen. Voller Selbstverachtung und Hass auf das, was ich war – geworden war, ohne mich dagegen zu wehren. Voller Schuldgefühle. Oh Gott, wenn ich daran dachte, dass ich früher mal ein ganz gewöhnlicher Mensch mit einem ganz gewöhnlichen Leben gewesen war, der keiner Fliege was zuleide getan hätte.

Mickey stand neben mir. Ihre Augen wirkten riesig, dunkel, feucht. Sie atmete schwer und ihre langen Glieder waren angespannt vor Erregung. Sie fand diese Geschichte offenbar im wahrsten Sinne des Wortes geil. Das spürte ich an der Hitze, die sie ausstrahlte, und an ihrem Moschusgeruch, der nun auch mich scharf machte. Ich bekam eine Erektion. So verrückt und pervers das auch klingen mag: In diesem Moment hätte ich nichts lieber getan, als Mickey auf den Boden zu werfen und sie ins Koma zu ficken.

Was lediglich bestätigt, auf welch bizarre Weise das menschliche Gehirn arbeitet.

»Tu es, Nash«, hauchte sie mir ins Ohr.
Und so tat ich es.

26

Es näherte sich.

Das Schattengebilde nahm Gestalt an.

Mit einem Wirbel katapultierte es sich selbst ins Sein und brannte sich durch den Äther.

Entkernte das Gebäude dieser Welt.

Ich hatte es gerufen, und jetzt kam es. Sofort spürte ich, wie sich in der Luft ringsum etwas veränderte ... aufbrach ... sich so verkehrte, als ordneten sich die Atome neu. Oder als würden sie durcheinandergerüttelt, sodass das Innere zum Äußeren wurde. Die Luft war aufgeladen und sirrte, und ich konnte mich nicht bewegen. Ein pulsierendes elektromagnetisches Feld hatte sich aufgetan und drückte mich jetzt nieder, damit ich vor dem Altar meines Gottes auf die Knie sank.

Sühne.

Opfer.

Ein Brandopfer.

Ich versuchte zu vergessen, dass die an den Zaun gefesselte Frau einen Namen hatte und wandte mein Gesicht von ihr ab. Die Luft war mit statischer Elektrizität aufgeladen.

Die Frau stöhnte, warf sich hin und her, schrie. Aber ich hörte sie nicht, weigerte mich, sie zu hören. Ringsum sirrte und knackte es und roch schneidend nach reinem Ozon. Und dann kam die Hitze, die alles verzehrende, alles einäschende Hitze des lebenden nuklearen Ofens, der jetzt körperliche Gestalt annahm.

Das Schattengebilde war hungrig.

Ausgehungert.

Hitze ... lodernde Energie ... das Summen einer Million, einer Milliarde Hornissen ... Sägeblätter, die in Stahl schnitten ... ein Kreischen ... ein Rauschen ... der Aufschrei der Welt, als sie auf subatomarer Ebene entkernt wurde ...

Und dann schrie auch die Frau – Marilyn. Mein Gott, ja, Marilyn. Ein einziger sparsamer Schrei, der nur Sekunden anhielt.

Das Schattengebilde nahm sie in sich auf, verzehrte sie.

Ich sah nicht hin.

Aber Mickey tat es. Konnte ihre Augen nicht davon losreißen. Sie starrte voller Verzückung und fast erotischer Faszination auf das Geschehen.

Marilynn ...

Ich hörte, wie sie mit einem Knistern – so als verbrenne Zellophan – zusammenschmolz. Und dann war es vorbei und die Welt wieder die gewohnte Welt. Ich schlug die Augen auf und zwang mich hinzusehen, wie ich mich jeden Monat bei Vollmond zum Hinsehen zwang.

Marilynn war nur noch eine angekohlte, immer noch schwelende Vogelscheuche.

Über die Erde hatte sich ein Sargtuch aus öligem schwarzen Rauch gelegt.

Das Brandopfer war vollbracht.

Marilynn war zu einem Klümpchen aus Knochen, Fleisch und Mark geschmolzen. Ein Klümpchen aus Blasen aufwerfendem dunklem Gelee, das sich jetzt, immer noch schwelend, verflüssigte und Knallgeräusche

von sich gab, vom Zaun auf den Boden rann und dort eine Pfütze aus superheißen verstrahlten Rückständen bildete. Wo die Pfütze trockenes Gras berührte, loderten Flammen auf.

Ich musste kotzen.

Später – immer noch konnte ich das Schattengebilde spüren und wusste, dass ich ihm gehörte – sah ich zum Nachthimmel auf. Und dabei kam mir der bleiche, stille Mond da oben wie ein Totenschädel vor.

Ich riss den Mund auf.

Und schrie.

DES MOINES, IOWA

1

Sie fragen mich, ob mir das gefiel?

Ob mir einer dabei abging, wenn ich diesem Monstrum Brandopfer darbrachte?

Nein, und nochmals nein. Die Schuldgefühle machten mich krank, zerfraßen mich innerlich. Aus meinen Träumen schrak ich schweißgebadet hoch. Sie waren verstörend und gottverdammt hässlich, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen. In diesen Träumen stellten sich Menschen in einer Reihe auf – mir bekannte und unbekannte Menschen, Menschen, die ich bewunderte, und ja, sogar Menschen, die ich liebte –, und alle warteten auf meine Entscheidung, wer leben und wer sterben sollte. Wenn ich erwachte, sah ich immer noch ihre anklagenden und hasserfüllten Blicke vor mir. Ich fühlte mich wie ein KZ-Aufseher in Birkenau oder Treblinka, der

zu entscheiden hatte, wer in den Gaskammern landen sollte und wer nicht. Glauben Sie etwa, es war leicht, damit zu leben? Dass mein Inneres ungeschoren davonkam?

Wenn man so etwas tut, wie ich es getan habe, büßt man zwangsläufig einen Teil seines Selbst ein. Und nachdem ich es ein ganzes Jahr lang getan hatte, konnte ich mich, ehrlich gesagt, nicht einmal mehr an den Menschen erinnern, der ich früher gewesen war.

Allerdings war ich kein Einzeltäter. Mein Trupp war beteiligt. Wir trugen eine gemeinsame Schuld. Und wie Soldaten, die schreckliche Kriegsverbrechen begangen haben, vermieden wir es, darüber zu reden. Das machte die Sache für uns leichter. Auf meinem Gewissen lasteten viele Gräber, und viele Gespenster versuchten sich mit ihren Klauen den Weg nach draußen, heraus aus den Gräbern, zu schaufeln, um mich zu

verfolgen. Mein Gott, natürlich musste ich sie unter Kontrolle halten, egal wie.

2

Die Stadt war eine Kloake aus abgestandenem Wasser, Schutt und nicht bestatteten Leichen. Sie sah so aus, als wäre hier die Mutter aller Schlachten ausgefochten worden, und vielleicht traf das sogar zu. Die Gebäude waren zerstört und von den Bränden kohlschwarz, die Wolkenkratzer nur noch Schlackehaufen und die Bäume, jeglicher Zweige und Äste beraubt, standen wie einsame Masten da. Hier sang kein Vogel, wuchs keine Pflanze, bewegte sich nichts mehr. Der schwache Wind trug nur den penetranten, alles überlagernden, heimtückischen Gestank des Todes herüber. So mochte es in einem Grab riechen.

»Der Ort ist tot, völlig tot«, bemerkte Carl.
»Riechst du das nicht?«

Natürlich roch ich es, erwähnte es aber nicht, genauso wenig wie die anderen. Allerdings spürten auch sie den Tod ringsum, und das machte ihnen zu schaffen. Die Stille im Jeep lastete schwer auf uns, drückte uns geradezu nieder. Alle warteten darauf, dass ich ihnen sagte, warum wir hier waren, oder zumindest eine bestimmte Richtung vorgab. Aber auch ich hatte nicht den kleinsten Anhaltspunkt, zu wem oder was wir unterwegs waren.

Wie in allen früheren Städten, auf jedem anderen urbanen Totenacker, kamen wir in Des Moines ohne bestimmtes Ziel an. Wir waren nur hier, weil ich es so bestimmt hatte. Und wenn selbst mir das zu wenig war, wie sollten sich meine Leute damit zufriedengeben?

Während wir die 94 entlangfuhren, dachte ich an Marilyn, obwohl sich alles in mir dagegen sträubte. Aber ich konnte nicht vergessen, was sie über Des Moines gesagt

hatte: *Da gibt's nur noch Ratten, Leichen, große Bombenkrater und eingestürzte Gebäude.*

Wie recht sie hatte! Und dennoch gab es hier noch etwas anderes, etwas Wichtiges – das sagte mir mein Bauchgefühl.

Die Stadt ringsum sah aus wie ein zerfallender exhumierter Leichnam. Ganze Viertel lagen aufgrund der Bombardierungen in Schutt und Asche, während andere überraschend unversehrt wirkten. Doch selbst die Straßenzüge, die noch standen, machten einen irgendwie trostlosen, unheimlichen Eindruck. Sie kamen mir so still und verloren vor wie auf dem Friedhof der Menschheit errichtete Monolithen. Bei manchen Gebäuden fehlten die Mauern, sodass man winzige Kammern erkennen konnte: Büros und Wohnungen, die an Teile eines Puppenhauses erinnerten. Bei einigen waren nur noch die verzogenen oder verbogenen Tragebalken zu erkennen, die jeden Moment

herunterzustürzen drohten, bei anderen stand nur noch ein einzelner Schornstein oder eine Außenmauer. Viele Straßen waren von gezackten Rissen durchzogen, als wären sie aufgebrochen, und aus dem Pflaster ragten – wie Knochen bei einem komplizierten Bruch – Abwasserleitungen heraus.

Es war nicht leicht, den Wagen durch die Stadt zu manövrieren. Manche Straßen wurden völlig von Schutt und Trümmerhaufen blockiert oder waren sogar im Kanalisation-
snetz versunken. Ich sah auch die riesigen Bombenkrater, von denen Marilyn erzählt hatte. Ähnlich wie die Krater auf der dunklen Seite des Mondes übersäten sie die Landschaft wie Pocken. Sie waren mit faul riechendem Wasser vollgelaufen, auf dem Blätter und Abfall schwammen. Hier und da ragten auch verrostete Autowracks halb aus der Brühe. Andere Straßen waren von ausgebrannten Bussen, Lastern und umgekippten Pkw verstopft, die auch jetzt

noch als Militärfahrzeuge zu erkennen waren.

Überall lagen Knochen herum, sowohl auf den Straßen als auch in den dreckigen Gossen. Manche Leichen hatte irgendjemand unter die Vordächer noch stehender Gebäude geschoben, andere, immer noch in Kleidung gehüllt, die inzwischen zerfiel, saßen in den von Kugeln durchsiebten Wagen.

Carl spielte mit dem Geigerzähler. »Die Strahlung ist leicht erhöht ... zeigt um die 50. Ist aber nicht schlimm. Noch nicht.«

Wir kamen an einer Kathedrale vorbei, von der nur noch – über einen ganzen Straßenzug verteilt – Steinhäufen übrig geblieben waren. Es stand nur noch der Turm, der sich jedoch bedenklich neigte. In den Wohnbezirken waren die Holzhäuser entweder zu Kleinholz zerfallen oder bei früheren Feuersbrünsten völlig ausgebrannt.

»Nun ja«, sagte Texas. »Ist wirklich nett hier. Erinnert an Berlin im Jahre 1945. Aber trotz des malerischen Charmes bin ich dafür weiterzuziehen. Spüre ein seltsames Kitzeln an meinem Sack und bin mir sicher, dass es diesmal nicht Carls Mittelfinger ist.«

»Leck mich doch«, gab Carl zurück.

Unwillkürlich musste ich lachen, aber es kam als nervöses, verkrampftes Kichern heraus. Etwas war hier mehr als faul. Irgendwo in dieser zerbombten Stadt musste es noch Leben geben, und ich spürte, wie es uns beobachtete.

»Texas hat recht«, meinte Mickey. »Ich kann spüren, dass da draußen irgendetwas lauert.«

»Was suchen wir hier eigentlich, Nash?«, wollte Carl wissen. »Weißt du das überhaupt selbst?«

Ich konnte nur den Kopf schütteln. »Ich werd's wissen, sobald ich's sehe. Fahr weiter, Mickey.«

Janie saß neben mir, hatte mit mir aber kein Wort mehr gesprochen, seit ich Marilyn dem Schattengebilde geopfert hatte. Ich habe Janie wirklich geliebt, müssen Sie wissen. Doch allmählich nervte mich ihre ständig mürrische Stimmung und all der moralische Quatsch nur noch. Und nicht nur mich. Sie steuerte auf den Punkt zu, wo ihre hehren Grundsätze ihr ganzes Verhalten bestimmten. Es hatte mal eine Zeit gegeben, in der sie das, was wir tun mussten, zwar nicht gebilligt hatte, aber darüber hinweggegangen oder auch hinweggekommen war. Mittlerweile versank sie immer wieder in Depressionen, und dann weigerte sie sich, mit irgendjemandem von uns zu reden. Oft quengelte sie wie ein Kind. Es war dann so, als hätten wir es mit einem fünfjährigen Gör zu tun. Ich konnte keine Geduld mehr dafür aufbringen, und die anderen wohl auch nicht.

»Wir müssen uns nach Treibstoff umschauen, Nash«, erklärte Mickey. »Der Tank ist zwar noch viertelvoll, aber das reicht nicht mehr lange.«

Die Benzinbeschaffung stellte in dieser schönen neuen Welt kein Problem dar. Wenn man mit einem intakten Fahrzeug herumfuhr, konnte man mühelos Benzin von irgendeinem der zahllosen kaputten Wagen abzapfen. Carl hatte deshalb stets eine Absaugpumpe dabei.

»In Ordnung, das erledigen wir besser gleich. Am besten, wir halten nach einem Parkplatz oder einem Autohaus Ausschau.«

Mickey, die den Jeep durch die zerstörten, von Schutthaufen und Autowracks verstopften Straßen lenkte, war eine gute Fahrer. Während ich die trostlose Gegend musterte, suchte ich nach Spuren von Leben, fand aber keine. Ich sah nicht einmal irgendeinen streunenden Hund, der aus einer Pfütze trank. Mir fiel auf, dass es hier keine

Straßenschilder mehr gab und die Ampeln genau wie die meisten Telefonmasten umgestürzt waren. Die wenigen, die noch standen, hatten Schräglage, und ihre Leitungen baumelten so schlaff wie gekochte Spaghetti herunter.

»Auf geht's«, sagte Mickey und lenkte den Jeep auf den Parkplatz eines riesigen weißen Gebäudes, das fast einen ganzen Straßenzug einnahm. Riesige blaue Plastikbuchstaben verkündeten, dass hier die Vertretung von CHEVROLET – HUMMER residierte. Es standen jede Menge Wagen herum; viele davon waren völlig kaputt oder verrostet, bei manchen fehlten auch die Reifen oder die Windschutzscheiben waren zersprungen. Dennoch war ein großer Teil unversehrt.

Wir stiegen aus.

3

Die Innenräume der Autovertretung waren staubig und verdreckt, die Büros geplündert,

die Computer zerstört, die Aktenschränke umgeworfen und deren Inhalte überall verstreut.

Wir gingen über einen Fußboden, der mit Dokumenten und Händlerbroschüren übersät war. Die Spiegelglasscheiben der Fenster waren entweder zersprungen, so verstaubt, dass man nicht mehr hindurchsehen konnte, oder sie fehlten ganz.

Innen herrschte trübes Licht, überall waren Schatten. Es war der ideale Ort für einen Hinterhalt, wie uns vermutlich allen klar war.

Wir gingen in die Garagen hinunter und holten uns von dort ein Dutzend Benzinkanister aus Plastik, die jeweils fünf Gallonen fassten. Carl hatte seine Absaugpumpe dabei, sodass wir uns gleich ans Werk machen konnten. Mickey ging an meiner Seite, Carl und Texas waren unmittelbar hinter mir, aber wo war Janie geblieben? *Scheiße*, dachte ich, *wir sind doch nur zu*

fünft, um Himmels willen! Es war ja nicht so, als wäre ich für 100 Überlebende verantwortlich. Und doch war Janie mir durch die Finger geschlüpft. Was vermutlich kein Zufall war.

Die Werkstätten der Mechaniker waren riesig, man hätte dort mühelos 20 Autos parken können und dann immer noch genügend Platz für ein paar Laster gehabt. Rechnete man noch die Metallkäfige mit Ersatzteilen hinzu und die verstaubten, rot angestrichenen Werkzeugausgaben sowie die Wagen, die immer noch auf den nicht mehr funktionierenden Hebebühnen standen, konnte Janie überall sein.

Kindisch, Nash, genau wie du gedacht hast. Ihr hat jemand ins Gehirn geschissen und Janie hat diese Scheiße so lange gehegt und gepflegt, bis von ihrem Verstand nichts mehr übrig geblieben ist. Wirklich großartig, stimmt's? Die Prinzessin des Schulabschlussballs, die Königin aller

Cheerleader, die nordische Schönheit mit den blonden Haaren und blauen Augen, dieser zickige kleine Kontrollfreak nimmt dir übel, dass du kein Mitgefühl für alle Arschlöcher und Lumpensäcke dieser Welt empfindest. Und zwar so übel, dass sie sich einfach verpisst und damit die ganze Gruppe in Gefahr bringt. Bestenfalls schmollt sie nur im Verkaufsraum. Aber es kann auch sein, dass sie wirklich abgehauen ist, alles hinter sich lassen wollte. Und in diesem Fall muss jemand sie wieder einfangen, und dieser jemand wird da draußen in den Ruinen möglicherweise einen verdammt harten Tod sterben.

Ich war stinksauer. Hatte Schuldgefühle. War sprachlos. Meine Gedanken rasten mit Lichtgeschwindigkeit, überschlugen sich. Ich hasste mich selbst dafür, dass Janie sich wegen mir so beschissen fühlte, und ich hasste sie dafür, dass sie mich ständig missionieren wollte und immer noch fanatisch an ihrer

alten, längst untergegangenen Welt und deren sentimentalsten Werten hing.

Lieber Herr Jesus, hier ging es doch ums Überleben!

»Wo ist Janie?«, fragte ich.

»Wen interessiert's?«, gab Mickey zurück und warf mir dabei einen Schlafzimmerblick zu, der alles Nötige sagte: *Du brauchst Janie doch gar nicht mehr, sie ist überflüssig. Dein Schwanz ist jetzt in besseren Händen und wird bald zum Himmel aller Muschis auffahren.*

Mein Gott. »*Mich* interessiert's!«, entgegnete ich.

Texas Slim kam mit einem Kalender herüber und hielt ihn mir vors Gesicht. Das Hochglanzfoto zeigte eine nackte Rothaarige, die ihre schönen spitzen Titten zur Schau stellte. Sie sahen fast so gut aus wie Miceys. »Schau dir das mal an.« Er schnalzte mit der Zunge. »Darin liegen die tiefsten Abgründe

menschlicher Sünde und die größten Sinnesfreuden fleischlicher Wollust!«

»Was redest du da überhaupt, Blödmann?«, fragte Carl.

»Ich will damit nur sagen, mein geistig minderbemittelter Freund, dass ein Mann für diese süße kirschrote Götterspeise oder auch Teufelsspeise weder Löffel noch Gabel braucht. Nein, Sir, dieses Festmahl genießt man am besten mit den Händen und mit sabberndem Mund.«

»Janie ist weg«, fuhr ich dazwischen und ging quer durch die Werkstätte. »Sucht sie. Sofort, verdammt noch mal! Sucht sie!«

Ich konnte fast spüren, wie Mickey, die hinter mir stand, die Augen verdrehte.

Es war mir scheißegal. Ich musste Janie finden. Mit gezogener Beretta ging ich sie suchen, Mickey trottete hinterher. Carl sah in den Werkstätten nach, Texas in den Büros. Wir alle riefen nach Janie, was mir keineswegs behagte, weil dieser

gottverdammte Lärm ungebetene Gäste anziehen konnte. Denn sie lauerten dort draußen, so sicher wie das Amen in der Kirche, kreisten dort wie Aasgeier, die nach saftigem roten Fleisch Ausschau halten.

Das Gelände war unüberschaubar weitläufig. Mickey und ich begannen damit, die Ausstellungsräume zu durchsuchen, wo Corvettes, Aveos, Silverados und Hummer herumstanden. »Janie!«, rief ich immer wieder. Meine Stimme hallte durch die riesigen Räume, bis das Echo schließlich erstarb. Die plötzliche Stille machte mir bewusst, wie leer und tot alles ringsum war. Dann hörte ich in der Ferne Texas Janies Namen rufen. Jetzt hatten wir uns also aufgespalten, waren zwar bewaffnet, aber liefen vereinzelt herum, und das war schlicht und einfach gefährlich. Mir brach der Schweiß aus, und in meinem Bauch stach es wie von 1.000 Nadeln. Einerseits war ich ernsthaft sauer auf Janie, weil sie uns in diese

Lage gebracht hatte, andererseits hatte ich die schlimmsten Befürchtungen. Was, wenn sie gar nicht freiwillig verschwunden war? Was, wenn jemand sie sich geschnappt hatte?

Meine Güte, während wir wie aufgeregte Hühner auf Futtersuche durch die Gegend rannten, hatte jemand Janie vielleicht längst an einen dunklen Ort voller Spinnenweben verschleppt und riss ihr dort das Fleisch von den Knochen.

Fortwährend um mich blickend, beschleunigte ich meine Schritte und rief immer wieder nach Janie. Mickey tat es mir mit merklichem Mangel an Begeisterung nach. Ich hatte vor Augen, dass ich wohl noch Stunden nach Janie suchen würde, ohne irgendeinen Hinweis auf ihren Verbleib zu finden. Und schließlich würde ich mir eingestehen müssen, dass sie unwiederbringlich fort war. Bei dem Gedanken fühlte ich mich innerlich leer. Und jedes Mal, wenn

Texas' oder Carls Rufe nach Janie kurz ausblieben, war ich mir sicher, dass das, was sich Janie geschnappt hatte, nun auch die beiden erwischt hatte. Irgendetwas Hinterhältiges, Verschlagenes – so schrecklich, dass es meine Gefährten still und leise hatte überwältigen können, ohne dass ein Schrei oder ein Schuss zu hören gewesen war.

Ich kam mir wie in einem dieser alten Spukhausfilme vor. Dort verschwinden Menschen wie in den Krimis von Agatha Christie: immer einer nach dem anderen. Ein paarmal sah ich mich nach Mickey um, nur um mich zu vergewissern, dass sie noch da war. Wenn ich bis dahin nicht gewusst hatte, wusste ich jetzt, wo meine Achillesferse lag: Ich hatte absoluten Horror vor dem Alleinsein. Das war mein schlimmster Albtraum, und genauso würde meine persönliche Hölle wohl irgendwann aussehen. Ich allein in einer toten Welt.

Das erinnerte mich an eine Geschichte, die ich mal während der Schulzeit gelesen hatte. Es war die kürzeste Geschichte, die man sich vorstellen kann, und all die Jahre hatte ich die grausamen Zeilen im Hinterkopf bewahrt:

Der letzte Mensch auf Erden saß allein in einem Zimmer.

Da klopfte es an die Tür.

Als ich um einen Chevy Avalanche bog und zu den staubigen Fenstern sah, glaubte ich – nicht zum ersten Mal – einen Schatten gesehen zu haben, der daran vorbeiglitt. Keine menschliche, aufrecht gehende Gestalt, sondern ein geducktes, deformiertes Wesen, das einem Troll im dunklen Zauberwald ähnelte.

»Nash«, sagte Mickey schließlich und hakte mich ein. »Nash, ich weiß ja, dass du viel für Janie übrig hast, und das ist ja auch schön und gut. Und ich weiß auch, dass sie eine von uns ist und wir sie nicht verlieren wollen. Aber Mann, hab ich ein schlechtes

Gefühl! Es läuft mir wirklich kalt über den Rücken. Und ich halte es für einen sehr schlechten Zeitpunkt, sich so wie jetzt aufzuspalten.«

Am liebsten hätte ich sie angebrüllt, sie möge sich zum Teufel scheren, aber sie hatte ja recht. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass in der Nähe irgendetwas lauerte. Mehr als einmal hatte ich mich gefragt, ob irgendwelche menschlichen Arschlöcher oder auch namenlose Wesen diese ganze Gesichte inszeniert haben könnten: Vielleicht hatten sie Janie entführt, damit wir uns auf der Suche nach ihr aufspalteten, denn dann konnten sie uns schneller und einfacher erledigen.

Ich legte Mickey eine Hand auf die Schulter. »Hör mal, geh in die Büros hinüber, such nach Texas und bleib bei ihm. Und holt auch Carl dazu. Ich geh Janie suchen.«

»Nash ...«

»Vergiss es. Zieh los.«

Zum Abschied schenkte sie mir einen langen Blick, in dem Sehnsucht oder auch Mitleid liegen mochte, und ihr langes Haar schwang hin und her. Wie gesagt, ich wollte keineswegs allein sein, doch in Situationen wie dieser zog ich lieber keine anderen mit hinein, weil ich mir sonst auch noch Sorgen um sie machen musste. Während ich abwartend stehen blieb, fühlte ich mich wie elektrisiert. Nervös zündete ich mir eine Zigarette an. Der Rauch schmeckte unangenehm bitter, der Geruch brachte mich fast zum Würgen und der Filter verbrannte mir die Lippen. Zuerst verstand ich das nicht, rechnete schon mit einer Panikattacke, doch dann war mir alles klar: Mein Körper hatte sich auf Kampfmodus umgestellt. Jeder Muskel war angespannt, die Nerven vibrierten, mein Gehirn drängte das sensorische Netzwerk zu Höchstleistungen, sodass alle fünf Sinne auf feinste Wahrnehmungsstufe geschaltet waren. Nichts würde mir

entgehen, nichts würde mich überraschen oder in psychischer Hinsicht umwerfen.

Als ich Mickey zusammen mit Texas nach Janie rufen hörte, drückte ich die Zigarette aus und stürmte durch die Ausstellungsräume. Mein Herz schlug so laut wie eine Kesselpauke. Schließlich fand ich eine Doppeltür, die zur Karosseriewerkstatt hinunterführte. Und dort wollte ich unbedingt hinunter, obwohl ich jetzt auch noch andere Türen bemerkte.

Meine Schritte hallten in der weiträumigen Werkstatt wider. Immer noch warteten hier verstaubte Wagen auf neue Kotflügel, Türen oder Seitenteile. Es roch nach uralter Grundierfarbe und Spachtelmasse. Ich musterte die Werkzeugbehälter, rannte zur Farbspritzkabine hinüber, schnüffelte in den Ersatzteillagern herum. Schließlich ging ich in ein Büro und rieb eine Stelle an der verrußten Fensterscheibe frei. Und da erkannte ich jemanden auf der anderen Straßenseite.

Mit rasender Wut durchquerte ich die Räume, bis ich endlich eine offene Tür nach draußen fand. Während ich zu Janie rannte, drehte sie sich nur kurz um und ging einfach weiter. Mit gezückter Waffe nahm ich jeden Abfallhaufen, jede dunkle Seitengasse, jeden umgekippten Müllcontainer und jedes zer-sprungene Fenster aufs Korn. *Augen*. Ich konnte Augen auf mir spüren, Blicke, die sich in mich hineinbohrten.

Als ich Janie eingeholt hatte, riss ich sie zu mir herum. »Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht, einfach abzuhaufen, du kleiner Schwachkopf?«, brüllte ich sie an und starrte ihr dabei ins Gesicht.

Ihr Gesicht sah furchtbar aus. Vor Kummer zusammengekniffen, vom Weinen verquollen. Und trotzdem umwerfend schön. Am liebsten hätte ich sie in meine Arme genommen und nicht mehr losgelassen, denn ich erkannte darin, wie sie als kleines Mädchen

ausgesehen haben musste. Herzzerreißend schön, atemberaubend schön und so verletzlich, dass man sie stets beschützen und alles Böse von ihr fernhalten wollte.

»Janie ... Bitte!«

Sturheit und Wut waren von ihr abgefallen, und es waren nur Schmerz und Traurigkeit übrig geblieben. Sie war nur noch eine leere Hülle, innerlich gebrochen. »Rick ... Lass mich einfach gehen. Ich kann so nicht weitermachen.« Ihre Stimme klang nicht theatralisch, sondern nur zu Tode erschöpft. »Ich kann nicht damit weitermachen, Menschen das Leben zu nehmen. So bin ich nicht, das hab ich nicht in mir. Ich hab mich blind gestellt, solange ich es konnte, aber das geht jetzt nicht mehr. Tut mir leid.«

»Janie ... Komm schon! Tu das nicht!«

Sie strich mir leicht übers Gesicht und lächelte schwach. »Ich will dir nicht wehtun und den anderen nicht zur Last fallen, aber ich kann so nicht weitermachen. Kehr

einfach zu den anderen zurück, sie brauchen dich. Ich zieh jetzt weiter und möchte nicht, dass du mir folgst.«

Es verschlug mir die Sprache.

»Tut mir wirklich leid, Rick. Ich weiß, dass du mich für schwach hältst, und damit hast du sogar recht. Aber das, was wir tun, kann ich vor mir selbst nicht mehr verantworten. Also werde ich gehen und dem Schicksal seinen Lauf lassen. Ich bin innerlich nicht stark genug, um mich umzubringen, folglich ist das die einzige Möglichkeit. Leb wohl, Rick.«

Sie drehte sich um und ging weiter, aber ich holte sie sofort wieder ein. »Das kannst du nicht machen! Ich werde es nicht zulassen. Ich kann dich nicht wie einen streunenden Hund auf der Straße verrecken lassen!«

»Du kannst mich nicht davon abhalten, ich gehöre dir nämlich nicht.«

»Es wird ja nicht immer so schlimm wie jetzt bleiben«, beteuerte ich wider besseres Wissen.

»Es gibt keine Zukunft für uns, Rick. Nimm's hin.«

Als sie mich mit diesen Worten stehen ließ, hatte mich mein Kampfgeist völlig verlassen. Ich war hilflos, wusste nicht, was ich tun oder sagen sollte. Im Grunde verstand ich sie ja. Janie hatte kein Ziel mehr im Leben und sah keinen Grund, das Unvermeidliche hinauszuzögern. Wir anderen gaben uns Selbsttäuschungen hin. Eigentlich hatte ich keine Ahnung, was mich weiter und weiter trieb, denn natürlich war auch mir klar, dass am Ende des Regenbogens kein Topf voller Gold wartete. Nur Elend. Ich eilte nicht auf das Licht am Ende des Tunnels zu, sondern floh vor der Dunkelheit, die von Tag zu Tag näher rückte und genauso wie wir nach Westen zog.

Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wäre in diesem Augenblick nicht ein nackter Mann auf die Straße getreten. Sofort war ich wieder hellwach. Er war leichenblass und unbehaart. In seine Haut hatten sich so große Löcher gefressen, als hätte ihm jemand Stücke herausgebissen. Unterhalb der Augen waren keine Gesichtszüge mehr zu erkennen, sondern nur noch nackte Muskeln. Wie ein halb sezierter Toter grinste er uns mit leeren schwarzen Augen an.

Ein Krätzekranker.

Ein Mann, den ein fleischfressendes Virus oder irgendein Pilz bei lebendigem Leib verzehrte. Er blickte von mir zu Janie. Als er zu ihr hinüberging, kreischte sie nicht auf, fuhr auch nicht zurück, sondern blieb mit gequältem Blick einfach abwartend stehen.

Ich hob die Beretta und schoss. Die Wucht des Einschlags warf ihn nach hinten, doch gleich darauf beugte er sich vor, presste die

Hände auf die Wunde und knurrte vor Schmerzen.

Und das Knurren wurde beantwortet.

Als ich mich umdrehte, entdeckte ich einen weiteren Krätzekranken – einen nackten, kahlköpfigen jungen Mann –, der wie ein Hund auf allen vieren lief und uns so wütend anknurrte, dass ihm gelblicher Schaum aus dem Mund trat. Meine Patrone traf ihn in den Kopf.

Ich zerrte Janie weiter, doch als ich mich umdrehte, sah ich, dass uns der Rückzug zur Autovertretung versperrt war: Wir waren in ein ganzes Nest von Krätzekranken geraten. Sie drangen aus allen Löchern und Erdspalten, krochen wie Schnecken, denen mit Salz gesättigte Erde zusetzt, ins Freie. Alle nackt, alle voller Wunden, alle zerfressen von aufkaffenden Geschwüren, alle berauscht von Mordlust und Blutgier. Unglaublich: Manche Geisteskranken liefen auf allen vieren herum, viele davon im Kreis, andere sprangen

auf Motorhauben und wieder herunter, als wären sie Affen. Einige fickten auch oder rieben ihre Genitalien an den Beinen ihrer Gefährten. Eines hatten alle miteinander gemein: Sie beobachteten uns. Und rückten langsam zu uns vor.

Janie und ich rannten den Gehsteig entlang, im Rücken das Stampfen Dutzender nackter Füße, die uns folgten. Und alle Türen, die ich ausprobierte, waren verriegelt. Als wir um eine Ecke bogen, stürzte sich ein Krätzekranker auf mich und stieß Janie zu Boden. Ich zog ihm den Kolben der Beretta über den Schädel, sodass er auf die Knie fiel, versetzte ihm noch einen Tritt ins Gesicht, zerrte Janie hoch, und wir flüchteten weiter.

Schließlich hatten wir Glück und stießen auf ein früheres Kaufhaus, dessen Glastüren eingeschlagen waren. Ein gutes Versteck: Der Komplex bestand aus zahlreichen Boutiquen und Geschäften, die alles Mögliche verkauft hatten – von exquisitem

Hundefutter über Golfschläger bis zu Designermode. Wir verschanzten uns hinter dem Verkaufstresen eines Lederwarengeschäfts, klammerten uns aneinander und wagten kaum zu atmen.

Sofort spürte uns jemand auf, wie ich, ohne hinzusehen, an dem höllischen Gestank merkte. Während wir uns auf den Boden kauerten, entdeckte ich in einem der Spiegel aus Diamantglas die Silhouette eines großen fleischigen Mannes. Er röchelte, als wären seine Lungen mit einer zähen Flüssigkeit gefüllt. Immer wieder murmelte er kaum verständliche Dinge vor sich hin, doch einige Brocken bekam ich mit: »Oh, oh, oh, oh. Hier? Nein, nicht hier. Da drüben? Nein, nicht da drüben. Irgendwo. Oh, oh, oh.« Als er an uns vorbeiging, riss er eine Schaufensterpuppe um. Gleich darauf hörten wir, wie er auf ihr herumtrampelte. Ein Plastikarm segelte über den Tresen.

Den Schritten nach musste mindestens ein Dutzend seiner Gefährten im Anmarsch sein. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, dass Carl dem Spuk mit seiner Kalaschnikow ein Ende setzte, aber natürlich war das vergebliche Hoffnung: Wir waren auf uns selbst gestellt. Entweder schafften wir es, uns aus dieser Situation herauszumanövrieren und den Weg nach draußen freizukämpfen, oder wir würden sterben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Ich hatte noch 14 Patronen im Magazin und berechnete, wie immer, unsere Chancen. Eine Patrone würde ich für Janie reservieren, aber das wollte ich mir nicht mal selbst eingestehen. Jedenfalls würde ich nicht zulassen, dass sie in die verseuchten Klauen dieser Wahnsinnigen geriet.

Grinsend, schnaufend und röchelnd rückten weitere Krätzekranke nach. Ich hörte, wie Haut gegen Haut klatschte und eine Frau obszön stöhnte, also fickten einige von

ihnen. Denn das war alles, worauf sie aus waren: töten und ficken.

Vermutlich würde unser Versteck bald auffliegen.

Erneut tauchte der große Mann im Spiegel auf. Mit sabberndem Mund war er vor dem Tresen stehen geblieben, den Kopf so schräg gelegt, als lauschte er auf etwas. Schließlich beugte er sich hinüber, um einen Blick hinter die Barriere zu werfen, und grinste, da er uns entdeckt hatte.

Mit zwei Schüssen zerfetzte ich ihm das Gesicht. Während Janie und ich aus der Deckung sprangen, feuerte ich zwei Patronen auf weitere Angreifer ab. Blieben noch zehn im Magazin.

Wir rasten durch den Laden, wichen Ausstellungsvitrinen aus, sprangen über Tische. Ringsum sammelten sich die Krätzekranken. Einen stieß ich aus dem Weg, schoss auf zwei andere. Noch acht Patronen. Treppen führten in den ersten Stock, doch von dort

kamen weitere Krätzekrankte herunter. Sie waren nicht in Eile: Wie nachmittägliche Einkäufer, die den Tag langsam ausklingen lassen wollen, stiegen sie mit einem Grinsen in ihren zerstörten Gesichtern zu zweit oder zu dritt die Stufen hinunter und hielten dabei Händchen – wirklich bizarr.

Endlich fanden wir eine von außen zu öffnende gepanzerte Brandschutztür mit einer winzigen Scheibe aus Sicherheitsglas, durch die nicht mal ein Hündchen gepasst hätte. Dahinter lag eine Hydrauliktür, die automatisch aufging, als wir uns näherten, und Ausblick auf Stufen bot, die nach unten führten. Die Vorstellung, in einen Keller hinabzusteigen, fand ich zwar nicht besonders verlockend, aber uns blieb keine Wahl. Ich knallte die Panzertür hinter uns zu, aber es war keine, die sich von selbst wieder verriegelte. blieb die Hydrauliktür, die sich automatisch geschlossen hatte, als wir hindurchgetreten waren. Ich reichte Janie

meine Waffe, griff mit beiden Händen nach dem Arretierungsriegel und zerrte ihn mit aller Kraft herunter, sodass die Tür – jedenfalls vorläufig – niemanden mehr hindurchließ.

Mittlerweile waren mehrere Krätzekrankere bereits an der Panzertür angelangt und rüttelten an der hydraulischen Tür. Tatsächlich schafften sie es, sie etwa zwei Zentimeter auseinanderzuzerren, doch dann verhinderte der Arretierungsriegel ihr weiteres Vordringen. Das würde sie eine ganze Weile im Zaum halten.

Ich nahm meine Waffe wieder an mich und griff nach Janies schlaffer Hand. Jeder Lebenswille schien sie verlassen zu haben. Doch jetzt hatte ich keine Zeit, mich mit Janies Befindlichkeiten zu befassen, sondern führte sie einfach ins Stockdunkel, die Stufen hinunter, und ertastete eine Tür, die sich öffnen ließ. Durch ein von Staub und Blättern überzogenes Oberlicht drang so viel

Helligkeit in den dahinterliegenden Raum, dass ich mich zumindest orientieren konnte. Offenbar befanden wir uns auf der Rückseite des Gebäudes, die auf einen Innenhof hinausging.

»Wir werden's schaffen«, versuchte ich Janie aufzumuntern, doch sie hob nicht einmal die Brauen.

Durch eine weitere Tür gelangten wir in einen lang gestreckten, schmalen Abstellraum, in dem sich an der einen Wand Kartons und an der anderen prall gefüllte Kisten mit Aktenordnern stapelten. Auch hier sorgte ein kleines Oberlicht für Helligkeit. Und man konnte die Tür sogar verriegeln – vor Erleichterung seufzte ich auf. Zu früh.

5

Wir waren nicht allein.

Wie aus dem Nichts tauchte ein nackter Junge vor uns auf, kaum älter als zehn oder

elf, aber im vergangenen Jahr hatte es das Leben offensichtlich nicht gut mit ihm gemeint. Seine Haut war kreidebleich und mit Wunden und pilzartigen Wucherungen übersät. Aus glasigen gelben Augen, die fast durchscheinend wirkten, starrte er uns an. Geschwüre, mittlerweile so entzündet, dass grünlicher Eiter heraussickerte, hatten seinen Körper zerfressen. Mit einem Blick erfasste ich, dass er den Tod in sich trug.

Trotzdem war er schnell. Sofort stürzte er sich auf mich und versuchte mir die zu Klauen gekrümmten Finger in die Augen zu stoßen. Als ich zurückfuhr, entsetzt bei dem Gedanken, er könne mich infizieren, stolperte ich über eine Kiste und fiel prompt auf den Hintern. Die Waffe entglitt mir. Er hätte mich an Ort und Stelle überwältigen können, aber er war nicht auf mich aus, sondern auf Janie. Als sie zur Tür flüchten wollte, sprang er sie an wie ein Löwe, der sich über eine Gazelle hermachen will.

Während ich mich hochrappelte und nach meiner Waffe griff, drückte er sie auf den Boden, wo sie bäuchlings liegen blieb. Trotz ihrer Gegenwehr schaffte er es, sich auf sie zu hocken. Während er sein erigiertes Glied an ihrem Hintern und in ihrem Schritt rieb, rannte ich hinüber und trat ihm so lange gegen den Schädel, bis er von Janie herunterfiel. Sie sprang auf und stellte sich hinter mich, denn er rappelte sich schon wieder hoch. Doch ich hatte ihn schwer am Kopf erwischt: Eine Seite war so eingedellt wie eine zusammengequetschte Konservendose, meine Stahlkappenstiefel hatten gründliche Arbeit geleistet. Aus der offenen Wunde rannen grünlicher Eiter und hellrotes Blut.

Als er sich knurrend auf mich werfen wollte, feuerte ich zweimal auf seinen Kopf, aber meine Hand zitterte so heftig, dass ihn beide Patronen an der Halsschlagader erwischten, aus der – wie aus einem Hochdruckschlauch – sofort Blut schoss. Wie betrunken torkelte

er herum, knirschte mit den Zähnen und gab gurgelnde Geräusche von sich.

Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis er zusammenbrach, aber dieser *Danse Macabre* hat sich in mein Gedächtnis gebrannt.

»Rick!« Janies Stimme.

Ich hörte mehrere Schreie, aber es war nicht Janie, die jetzt schrie, und es waren auch keine Angstschreie, sondern Schreie des Entzückens. Oder der sexuellen Ekstase.

Der Gestank fauliger Früchte wehte herüber: Drei Frauen huschten aus ihrem Versteck hinter aufgestapelten Kisten hervor. Krätze Kranke. Kahlköpfige Wesen, deren Köpfe Totenschädeln glichen. Bleiches Fleisch, das um sie herumschlackerte. Doch zu meiner Verblüffung waren sie nicht hinter Janie und mir her, sondern stürzten sich gierig auf den Jungen und das Blut, das immer noch aus seinem Hals schoss. Sie schlürften es, leckten es sich von den

Händen ab, badeten geradezu darin. Während wir sie entsetzt beobachteten, warfen sie sich auf den Jungen und saugten an ihm wie Ferkel an der Muttersau. Ein widerlicher Anblick. Grauenhafte Geräusche.

Ich hätte sie alle erschießen sollen, die Gelegenheit war da, aber ich tat es nicht. Stattdessen blieb ich wie angewurzelt stehen, weil ich aus irgendeinem perversen Drang sehen wollte, was sich daraus entwickelte.

Schließlich rülpste eine der Frauen, löste die blutverklebten Lippen vom Hals des Jungen und richtete den Blick auf mich. Ihr gelbes Talggesicht war von tiefen Furchen durchzogen und sie stank nach verwesendem Fleisch. Kein Wunder: Der nackte Körper war mit Schorf überzogen und von Geschwüren zerfressen. Eine der Brüste war fast flach, die andere baumelte herunter, so gespenstisch weiß, dass die bläulichen Adern einen schockierenden Kontrast zu dem Gewebe darstellten.

»Du bist ein wuuunderschöner Mann.« Ihre Stimme klang so, als kratzte eine Schaufel über einen Sargdeckel. »Sehr hübsch, wirklich reizend.« Mit der aufgedunsenen grauen Zunge leckte sie sich über die schwärzlichen Lippen, von denen sich die Haut schälte. »Wie wär's mit einem heißen kleinen Zungenkuss?«

Es war wie ein Déjà-vu. Diese Frau war genauso offensiv, genauso abstoßend und mindestens so scharf auf mich wie die Verückte, die sich in Youngstown im Feinkostladen auf mich gestürzt hatte.

Was als Nächstes geschah, fällt mir schwer, in Worte zu fassen. Mit einem Grinsen, das ihre braunen Zähne enthüllte, und vorgestreckter, zuckender Zunge kam sie auf mich zu, legte sich eine der verschorften Hände zwischen die Oberschenkel und steckte sich mehrere Finger ins Geschlechtsteil. Es klang so, als stieße jemand mit dem Daumen in einen faulen Pfirsich. Während

sie sich selbst befriedigte, atmete sie schneller und schneller. Irgendein stinkendes Sekret rann ihr aus der Vagina und spritzte wie Urin auf den Boden.

Als sie auf mich zurückte, schrie ich vermutlich laut los – jedenfalls löste mich der Klang der eigenen Stimme aus der Erstarrung. Ich hob die Waffe und schoss ihr ins Gesicht. Während Blut und Gewebe aus der Wunde spritzten, schlug sie auf dem Boden auf, wo sie sich in Krämpfen wand. Zwischen ihren Beinen sickerte Glibber hervor, der unbeschreiblich eklig nach verfaultem Fisch roch.

Es drehte mir den Magen um, dennoch sah ich hin und merkte plötzlich, dass sich in diesem Glibber etwas bewegte: Dutzende roter Käfer, jeder so lang wie mein Daumen. Sie krabbelten in der schleimigen Masse herum und ständig rückten weitere nach, die sich in ihr schwabbeliges Fleisch gruben. Es mussten Hunderte sein.

Nun rückten auch die beiden anderen Frauen vor, vermutlich auf der Suche nach Nahrung und Sex. Auch deren zerstörte Gesichter waren mit Wunden übersät. Aber die gelben Augen funkelten, und sie grinsten breit, sodass ihre unnatürlich langen und scharfen Zähne bloß lagen. Eine traf ich in den Kopf, doch die andere verfehlte ich mit meiner Beretta, weil sie zur Seite gesprungen war, als ich abdrückte. So gelang es ihr, meine Verblüffung auszunutzen und mir einen so heftigen Schlag zu versetzen, dass ich zu Boden ging. Offenbar war sie nicht besonders am Ficken interessiert, sondern sah mich eher als Nahrungsquelle.

Janie schrie auf.

Mit gespreizten Beinen hockte sich die Frau auf mich. Sie wand sich und war so glitschig, dass ich mir vorkam, als kämpfte ich mit einer Qualle. Verächtlich blies sie mir den stinkenden Grabesatem ins Gesicht, spuckte mich an, sodass mir gelblicher

Schaum über die Wange rann, und versuchte, die Zähne in meine Kehle zu schlagen. Wieder und wieder versetzte ich ihr Faustschläge ins schwammige Gesicht und schaffte es schließlich, ihr die Hände um den Hals zu legen und kräftig zuzudrücken. Aber ihr Hals war so nachgiebig wie weiches Gummi, schien sich ständig zu verschieben und sich meinen Fingern zu entziehen. Und sie war verdammt stark und leistete heftige Gegenwehr: Keuchend begann sie mir das Gesicht zu zerkratzen.

Trotz meines Ekels grub ich meine Finger noch tiefer in ihr Fleisch. Bis mich ein lauter, widerhallender Knall, begleitet von einem Blitz, aufschreckte und ich von dem niederdrückenden Gewicht erlöst wurde.

Janie stand mit gezückter Beretta vor mir. »Bist du verletzt, Rick?«, fragte sie ehrlich besorgt.

Ich wischte mir die Sekrete der Frau ab. »Werd's überleben«, keuchte ich. Als ich zu

der Leiche der Frau hinüberblickte, roch, was zwischen ihren Beinen herausfloss, und sah, was darin herumkrabbelte, musste ich mich sofort übergeben. Aber es kam nicht viel und dauerte nur wenige Sekunden, bis die Wellen der Übelkeit verebbten.

Fäuste hämmerten gegen die Tür.

Lieber Herr Jesus, würde sie standhalten?

Und dann sagte eine sehr gelassene Stimme: »Ihr kommt wohl besser mit mir mit.«

6

Die Stimme gehörte einem leicht ergrauten, ziemlich vornehm wirkenden Mann in brauner Lederjacke, der auf der anderen Seite des Raums stand. »Das wäre wohl ratsam.«

Ich wusste weder, wer er war, noch, welches Spiel er trieb. Aber er kam mir geistig ziemlich normal vor und war nicht mit Geschwüren übersät. Während die Fäuste weiter gegen die Tür hämmerten,

sodass sie bebt, gingen wir zu ihm hinüber. Am Ende der Reihe von aufgestapelten Kisten befand sich eine kleine Nische, in die eine weitere Panzertür eingelassen war. Er öffnete sie für uns und versperrte sie hinter uns mit mehreren Sicherheitsschlössern.

»Hier kommen die nicht durch, das könnt ihr mir glauben«, sagte er. »Ich heiße Price. Und ihr?«

Wir nannten ihm unsere Namen.

»Angenehm. Ihr habt da draußen mit denen kurzen Prozess gemacht. Ziemlich treffsicher. Gute Arbeit.«

»Danke.« Ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen sollen.

Wir befanden uns in einem weiteren Lager-
raum, in dem überall Kartons und Kisten herumstanden. Kerzen und eine Grubenlampe sorgten für Licht. Plötzlich merkte ich, dass sich hier außer Price noch andere Menschen aufhielten. An der vorderen Wand hatte sich ein Mann, dem es nicht gut zu

gehen schien, auf einem Schlafsack ausgestreckt. Beim Atmen röchelte er so, als wären seine Lungen voller Wasser. Aber ich sah nicht näher hin – das tat ich erst später –, weil in der Ecke noch ein anderer Kerl stand, der in meinen Augen ziemlich albern aussah. Er trug eine Afro-Frisur, die an einen schlecht gestutzten Busch erinnerte. Mit einer 35-Millimeter-Nikon fotografierte er mich.

»Was soll das?«, fragte ich Price.

»Das ist Morse, der war früher Fotograf. Er ist harmlos.« Jetzt fotografierte Morse auch Janie.

»Er hat keinen Film drin, aber das scheint ihm egal zu sein«, erklärte Price.

Janie sah Morse finster an. »Sag ihm, er soll damit aufhören. Es ist mir unheimlich.«

Morse stellte das Knipsen sofort ein.

»Schön, dich kennenzulernen«, begrüßte ich ihn, worauf er ein weiteres »Foto« von mir schoss.

»Er spricht nicht«, bemerkte Price. »Wir werden wohl nie erfahren, was ihm zugestoßen ist. Manchmal pfeift er allerdings vor sich hin. Hin und wieder schreibt er auch was für mich auf. So habe ich erfahren, wie er heißt und was er früher von Beruf war. Aber ansonsten? Keine Ahnung.«

Ich blickte zu dem Mann auf dem Schlafsack hinüber, von dem Hitzewellen auszugehen schienen. »Er hat das Seuchenfieber«, sagte ich.

»Stimmt. Der Mann heißt Bedecker, war früher mal ein erstklassiger Steuerberater. Er ist erst gestern erkrankt und schließlich zusammengebrochen, als wir uns oben mit Waren eingedeckt haben. Als die Krätzekranken auftauchten, haben wir ihn hierhergebracht. Wir können ihn nirgendwohin transportieren. Also warten wir ab, bis er stirbt.«

Ich sah den armen Kerl an und fragte mich dabei, was schlimmer war: mich draußen

den Krätzekranken auszuliefern oder hier drinnen bei diesem Mann mit den Seuchenerregern zu bleiben. Seine Lippen waren blutverschmiert, die Augen, die ins Leere starrten, rot unterlaufen und glasig. *Dracula-Augen*, hätte Texas Slim jetzt gesagt. Sein erschlafftes Gesicht war mit Flecken und rötlichen Wucherungen übersät, der aufgedunsene Körper von Blutergüssen und Prellungen entstellt. Immer wieder lief ein Zittern durch diesen Körper und dann zischte der Kranke leise oder spuckte teerschwartzes Blut, das entsetzlich roch. Überall war Blut: auf seinem Hemd, dem Schlafsack und dem Fußboden.

»Ebola X«, sagte ich, am Rande einer Panik.

»Genau.« Price musterte den Mann ohne erkennbare Gefühlsregung, fast diagnostisch. »Es ist gefährlich, sich mit ihm zusammen in einem Raum aufzuhalten. Er kann das Virus überall verbreiten. Ist

buchstäblich biologisches Gift. Wir können nur Abstand halten und darauf achten, dass wir nicht mit seinen Körperflüssigkeiten in Berührung kommen. Vor allem nicht mit dem Erbrochenen, denn das enthält Milliarden von hochansteckenden Virusteilchen, die alle tödlich sind.«

»Du scheinst dich ja gut damit auszukennen«, sagte ich.

»Hm, ja. Früher war ich mal Mikrobiologe bei der Armee, Spezialist für Biogefahr.« Er zuckte die Achseln. »Jetzt bin ich nur noch ein Überlebender, genau wie ihr. Wie wir alle.«

Price stand einfach da, starrte Bedecker an und sah zu, wie er starb. So kalt und unbeteiligt, wie es vermutlich nur ein Wissenschaftler vermag. Während er etwas vorsich hin murmelte, ging ich zu Janie hinüber, die bei Morse stehen geblieben war. Erneut machte er ein »Foto« von mir.

Ich winkte Janie von dem unermüdlichen Fotojournalisten weg. »Der Mann da drüben hat das verdammte Ebola-X-Virus. Er gefährdet uns alle.«

Janie schien das nicht zu berühren. »So ein Pech aber auch, dass nicht gerade Vollmond ist.«

»Janie, es geht darum, dass wir uns alle bei ihm anstecken können.«

»Daran ist nichts zu ändern. Es sei denn, du spielst den Helden und wirfst ihn den Krätzekranken zum Fraß vor.«

»Wieso hörst du nicht einfach mal auf damit?«

Sie bedachte mich mit einem langen Blick, in dem nicht die geringste Wärme lag. »Ich weiß, was du gerade denkst. Du denkst, dass du jetzt zwei neue Opfer für deinen Freund gefunden hast. Welcher soll denn das erste Opfer sein? Price oder Morse?«

»Ich hab keineswegs an so was gedacht, Janie. Mir geht es um dich.«

»Arschloch.«

Sie ließ mich stehen. So weit war es also mit unserer Beziehung gekommen. Allmählich wurde mir klar, dass Janie nicht mehr auf meiner Seite stand und ich ihr vermutlich nicht mehr vertrauen konnte. Das Schattengebilde war das Letzte, das mich im Moment interessierte. In den nächsten zwei Wochen würde ich mir nicht erlauben, auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden. Erst in der dritten Woche nach Vollmond schlich sich das jeden Monat in mein Gehirn. In der vierten wurde die Opfersuche dann geradezu zu einer Obsession. Und das lag nicht nur an der Angst vor dem, was das Schattengebilde tun würde, wenn wir ihm ein Opfer verweigerten, sondern auch daran, dass ich das Schlimmste befürchtete, wenn uns der »Große Bruder« im Stich ließ.

Doch im Moment drohten viel akutere Gefahren.

Ich gesellte mich wieder zu Price und zündete mir mit zitternden Fingern eine Zigarette an. »Wie steht's?«

»Hm. Wir erleben gerade mit, wie ein Mensch an einem ansteckenden Virus stirbt und befinden uns dabei an einem Explosionssherd tödlicher Übertragungen«, erklärte er völlig sachlich. »Du musst Folgendes verstehen, Nash: Wenn ein ansteckendes Virus seinen Wirt infiziert, versucht es im Grunde, diesen Wirt zu übernehmen – in das Virus umzuwandeln. Natürlich gelingt das nicht, deshalb geschieht das, was wir hier vor uns haben: Ein Mensch verwandelt sich in eine zerfallende Fleischmasse, die sich verflüssigt.«

Price erzählte mir, er sei bei dem auf Seuchen spezialisierten Medizinischen Forschungsinstitut der amerikanischen Armee in Fort Detrick, Maryland, angestellt gewesen. Nach den Bombardierungen hatten die Wissenschaftler noch mehrere Monate

weitergearbeitet und gemeinsam mit der Seuchenschutzbehörde den Ausbruch ansteckender Krankheiten verfolgt und untersucht. Nach Ende des nuklearen Winters hatte eine Seuche nach der anderen im Land gewütet. Im späten Januar waren dann die ersten Berichte über ein höchst ansteckendes hämorrhagisches Fieber aufgetaucht. Nach den frühen Fällen in Baltimore hatte sich die Seuche wie ein Lauffeuer im Nordosten der Vereinigten Staaten verbreitet und Pennsylvania, Maryland, Virginia und New York heimgesucht, bis es schließlich Ohio erreichte. Die Symptome ähnelten denen des Ebolafiebers und des Marburg-Virus – beide gehören zur Familie Filoviridae –, nur war diese Seuche noch viel bösartiger.

»Es blieb uns einfach nicht genügend Zeit, diese schlimmere Virusart vollständig zu untersuchen«, sagte Price. »Und so konnten wir auch nicht genau bestimmen, wie die Seuche übertragen wird, ob durch Luft,

persönlichen Kontakt, Körperflüssigkeiten oder auf jedem dieser Wege. Meiner Meinung nach spricht jedoch alles dafür, dass die Ansteckung auf alle drei Arten funktioniert.«

»Und was ist dann passiert? Wieso bist du ausgerechnet in Des Moines gestrandet?«

»Ich bin hier geboren. Als Ebola X fast alles Leben in Maryland vernichtet hatte, sind viele von uns geflüchtet. Ich bin zu meiner Familie in Des Moines zurückgekehrt.« Er lachte bitter. »Hab sie alle sterben gesehen, einen nach dem anderen. Nicht an Ebola X, sondern an der Strahlenkrankheit, Typhus und Cholera. Mein Bruder starb vermutlich an der septikämischen Pest. Die Familie meiner Schwester blieb von allem verschont, aber dann haben sich die Kriegsbeil-Clans ihrer angenommen.«

»Wie ist das Virus überhaupt zu uns gelangt? Natürlich hab ich von den Ausbrüchen in Afrika und in Washington D. C.

gehört, aber in Washington haben sich doch nur Affen infiziert.«

Er seufzte und schüttelte den Kopf. »Wir hätten einfach mehr Zeit gebraucht, um das zu untersuchen. Vermutlich hat irgendjemand aus Afrika das Virus bei uns eingeschleppt. Es kursierte auch das Gerücht, das Sanitätsführungskommando der Armee habe einen Ebola-Strang als biologische Waffe einsetzen wollen. Im Chaos der letzten Kriegstage könnte das Virus aus den Labors entwichen sein. Offenbar haben russische Virologen am Forschungsinstitut für Virologie und Biotechnologie, »Vector« genannt, einen Strang des Marburg-Virus zur biologischen Waffe konvertiert. Vielleicht ist sie in die Hände von Bioterroristen geraten, wer weiß? Man kann da nur Vermutungen anstellen.«

Ich riskierte ein dumme Frage. »Könnte ... Wäre es grundsätzlich möglich, dass ein

Virus einen ganzen menschlichen Körper übernimmt?«

»Du meinst, ob es einen Menschen in ein einziges wandelndes Virus verwandeln kann?« Er schüttelte den Kopf, aber ich sah kurz Unsicherheit in seinem Blick aufblitzen. »Dann würden wir dem Virus wohl allzu viel zutrauen. Es müsste sich ja perfekt mit den Wirtszellen assimilieren; von denen sind aber viele höchst komplex, beispielsweise die Nervenzellen.«

Ich dachte dabei an meinen Traum von der Medusa, die den Tod brachte – ein ungeheurer Seuchenherd, der uns verfolgte, uns stets auf den Fersen blieb und in diesem zerstörten Land eine Stadt nach der anderen in einen Friedhof verwandelte. Zweifellos waren das Ebola-Virus und verwandte Krankheitserreger unter dem Einfluss der Strahlung mutiert und mutierten immer noch. Geistig sah ich, wie sie sich von Woche zu Woche und über zahllose Generationen

hinweg weiterentwickelten und jedes Mal an Komplexität zunahmen. Bis sie sich schließlich in ein teuflisch intelligentes und unglaublich tödliches Gebilde verwandelt hatten. Allerdings erwähnte ich das gegenüber Price mit keinem Wort.

»In der mikroskopischen Welt bilden Viren das Verbindungsglied zwischen lebenden und nicht lebenden Organismen«, fuhr er fort. »Sie sind sozusagen die *Untoten*. Lebendig agieren sie nur in Kontakt mit lebenden Zellen. Als Parasiten sind sie, was biologische Prozesse betrifft, vollständig von ihren Wirtskörpern abhängig. Mehr oder weniger sind sie Proteinkapseln voll genetischem Material, so codiert, dass sich das Virus replizieren kann. Ein Virus liegt wie tot herum, bis es in Kontakt mit einer kompatiblen Zelle kommt. Dann haftet es sich an die Zelle und nutzt die Maschinerie der Zelle dazu, Kopien von sich herzustellen. Das geht so lange, bis die Wirtszelle buchstäblich

explodiert und zahllose winzige Viren freisetzt – alle auf endlose Reproduktion aus. Das hört erst auf, wenn der Wirt stirbt oder so etwas wie Antikörper sie angreifen.«

Er räusperte sich. »Das Virus hat keine hochfliegenden, ehrgeizigen Pläne, mein Sohn. Viren leben nur zu dem Zweck, sich zu replizieren, was letztendlich – jedenfalls bei Ebola X – den Wirt vernichtet. Sie sind zelluläre Raubtiere, aber keine, die sich organisieren oder denken können. Ich kann mir keine Linie organischer Evolution vorstellen, die ihnen erlauben würde, mehr als die Selbstreplikation durchzuführen. Wahrscheinlich sind sie eine der ältesten Lebensformen auf dieser Welt und haben als solche ihre Vollendung schon vor Äonen von Jahren erfahren.«

Ich hörte interessiert zu und erfuhr dabei viel Neues, war aber dennoch nicht von seiner Einschätzung überzeugt. Aber natürlich hatte ich nicht vor, mich mit einem Experten

herumzustreiten, denn was hätte ich ihm entgegensetzen können? Nur eine Reihe entsetzlicher Albträume.

»Ah, jetzt sehen wir die hässlichen Ergebnisse der viralen Ausdehnung.« Price sah zu Bedecker hinüber, der sich furchtbar quälte. »Siehst du, dass er jetzt schon steif wie ein Leichnam ist? Überall in seinem Körper bilden sich jetzt Blutgerinnsel. Im Gehirn, in den lebenswichtigen Systemen und Organen, in der Haut, an den Knochen. Hm.«

Ich sah Price an, als wäre er gerade verrückt geworden. Ich kannte Bedecker zwar nicht, aber auch er war einmal ein Mensch gewesen. Möglicherweise sogar ein Freund von Price, und jetzt kommentierte der Alte dessen Sterben so, als wäre es ein Sportereignis.

Natürlich war auch Morse zur Stelle und knipste den Sterbenden aus allen möglichen Perspektiven. Er holte sogar ein Teleobjektiv

aus der Tasche und machte einige Nahnahmen. Es war der helle Wahnsinn.

»Siehst du, Nash«, sagte Price, »Bedecker leidet jetzt eigentlich nicht mehr. Sein Gehirn ist dabei, sich zu verflüssigen. Die Lebenskraft und seine menschlichen Züge sind bereits ausgelöscht. Das nennt man *Entpersönlichung*. Was du jetzt vor dir hast, ist kein sterbender Mensch mehr, sondern eine biologische Maschine, die wegen ihrer eigenen vergifteten Nebenerzeugnisse versagt. Das Erbrechen wird allerdings noch anhalten, genau wie das Bluten.«

Er hatte recht. Bedecker erbrach jetzt fast ständig stinkendes schwärzliches Blut, und auch aus seinen Augen, den Ohren und Nasenlöchern drang Blut. Als er laut furzte, rannen ihm weitere Sekrete aus dem Hintern. Price erklärte, der Körper stoße nun auf oralem und analem Wege verflüssigte Teile des Magens und der Gedärme ab. Überall sickerte, strömte und schoss Blut aus dem

Körper, während das Virus den Sterbenden auf der Suche nach einem neuen Wirt verließ.

Da mir schlecht war, wollte ich mich abwenden, aber Price hinderte mich daran. »Gleich wird er kollabieren und verbluten.«

Selbstverständlich sorgte Morse dafür, dass alles »im Bild« festgehalten wurde.

Ich zündete mir eine weitere Zigarette an, um den Gestank aus der Nase zu bekommen. Dann erzählte ich Price, dass meine Freunde in dem Autohaus auf mich warteten und wir so schnell wie möglich zu ihnen stoßen müssten.

»Weiser Vorschlag«, erwiderte er. »Es wird bald dunkel. Nach Sonnenuntergang stellen die Krätzekranken ihre Aktivitäten ein, dann können wir uns hinausschleichen. Allerdings fürchte ich, dass sich da draußen nachts noch Schlimmeres tummelt. Aber hier können wir nicht bleiben.«

Bedecker warf sich hin und her und zerfiel buchstäblich vor unseren Augen, während aus jeder seiner Körperöffnungen vergiftetes Blut und Sekrete austraten.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange«, erklärte Price.

7

Ich übernahm die Führung. Janie ging mit Morse unmittelbar hinter mir, Price bildete das Schlusslicht. Ich hatte noch drei Patronen in der Beretta – so ziemlich das Einzige, was uns jetzt noch schützen konnte. Hatte ich Angst? Keineswegs. Ich war vor Furcht wie von Sinnen.

Immer wieder fragte ich mich, was Carl und die anderen jetzt wohl tun mochten, und betete zu Gott, dass sie noch am Leben waren. Aber ich kannte Carl. Die Krätzekranken hätten schon einen gewaltigen Angriff inszenieren müssen, um ihn kleinzukriegen. Auch er war einer, der ums Überleben

kämpfte, genau wie Texas Slim und Mickey. Mich wunderte nur, dass er nicht versucht hatte, Janie und mich zurückzuholen. Na ja, vielleicht hatte er es ja probiert. Ich hatte keinen anderen Wunsch, als wieder zu meinen Gefährten zu stoßen.

Bei Nacht wirkte Des Moines besonders düster und abschreckend. Der Mond schien zwar ziemlich hell, aber überall waren Schatten, die auf der Straße hin und her wanderten und sich miteinander verwoben. Als wir um die Ecke des Kaufhauses bogen, konnte ich in der Ferne vage die Umrisse der Autovertretung erkennen. In der guten alten Zeit wäre es an irgendeinem sonnigen Tag nur ein Katzensprung bis dorthin gewesen, ein netter kleiner Ausflug. Aber jetzt, in der Dunkelheit, war es ein nervenzerrend lang-samer Marsch durch Niemandland. Die Luft war feucht und ätzend. Im Westen bemerkte ich einen rötlich flackernden Lichtschein. Vermutlich brannten einige Teile der Stadt

immer noch oder jemand hatte sie wieder angesteckt. Es roch schwach nach Rauch und anderen Dingen, an die ich lieber nicht denken wollte. Während wir äußerst vorsichtig die Straße entlangschlichen, musterte ich die Parkplätze links und rechts und hielt nach irgendeiner Bewegung Ausschau. Plötzlich hörte ich irgendwo ein kurzes, hohes Geräusch. Zirpte dort eine Grille? Nein, dazu klang es eigentlich zu laut und zu unheimlich.

Ruhig Blut, sagte ich mir wieder und wieder. *Ist ja nicht mehr weit*.

Im bleichen, wechselnden Mondlicht sah alles abstoßend und gespenstisch aus. Die Hausruinen ragten wie geschändete Grabmäler oder bizarre Monolithen aus dem Boden, die geparkten Lastwagen erinnerten an Geisterschiffe. Meine Nackenhärchen stellten sich auf einmal auf: Etwas bewegte sich in den Schatten ringsum.

»Was war das?« Janie blieb wie angewurzelt stehen.

Beim Klang ihrer Stimme, die unvermittelt die Stille durchbrach, schreckte ich zusammen. »Was meinst du? Ich hab nichts gehört«, beruhigte ich sie wider besseres Wissen.

»Ich würde vorschlagen, dass wir uns ein bisschen beeilen, Leute«, meldete sich Price. »Die Chancen, nachts in den Straßen von Des Moines zu überleben, sind bestenfalls minimal.«

Da war er wieder, dieser klinisch-nüchterne Ton, verpackt in hochnäsige Prosa. Eigentlich hatte er doch wohl sagen wollen: *Wenn wir unsere Ärsche nicht ganz schnell vorwärtsbewegen, ihr Hosenscheißer, dann kann man uns morgen früh vom Pflaster kratzen.* Ich ignorierte ihn und blieb angespannt, die schweißnasse Hand am Abzug der Beretta, neben Janie stehen. Kurz darauf wollte ich weitergehen,

doch dann hörte ich ein Quicken, diesmal sehr deutlich. Darüber hinaus wehte der strenge Geruch von Verwesung, Feuchtigkeit und Moder zu uns herüber, der mich an die Ausdünstungen eines Abwasserkanals erinnerte. Diesen Geruch kannte ich. Jetzt wusste ich, mit wem wir es zu tun hatten.

»Wirklich beunruhigend«, meinte Price.

»Wird schon gut gehen. Nash wird nicht zulassen, dass uns was passiert«, versicherte Janie ihm so, als müsste sie ein kleines Kind beruhigen.

Morse umkreiste uns und knipste mal wieder.

»Lass das, verdammt noch mal«, fuhr ich ihn an.

Wenn ich richtig lag, würden wir gleich mit etwas konfrontiert sein, mit dem nicht einmal der gute alte Nash fertig werden würde. Langsam bewegte ich mich vorwärts. Ich hatte kaum sechs Schritte getan, als ich den ersten unserer Besucher sah: eine Ratte.

Sie war ungefähr so groß wie ein ausgewachsener Kater. Ihr ganzer Körper war angeschwollen und von krebsartigen rosafarbenen Geschwülsten verunstaltet, die wie Blasen aus dem rüdigem Fell hervorquollen. Im Mondlicht sah ich, dass diese Blasen sich bewegten. Dabei fiel mir wieder einmal das Monster in der Kanalisation von Cleveland ein.

»Bleibt wo ihr seid, keine Panik«, sagte ich zu den anderen. »Wahrscheinlich ist das nur die Vorhut der großen Meute, die was Fressbares sucht.«

Klick-klick, machte Morse.

Der schlangenähnliche, schuppige Schwanz der Ratte peitschte über das Pflaster, als hätte sie mich verstanden. Die blutroten Augen, die wie Glasmurmeln glänzten, waren auf mich fixiert, die Kiefer, an denen Speichelfäden hingen, weit aufgerissen. Aus leidvoller Erfahrung wusste ich, wie schnell diese Mistviecher waren. Sehr langsam und

sehr ruhig hob ich die Beretta und legte auf die Ratte an, die plötzlich laut aufkreischte.

Als ich sie in den Kopf traf, kippte sie nach vorne. Aus der Wunde schoss Blut, das sich zu einer Pfütze sammelte. Aufgeschreckt wuselten die fetten raupenartigen Parasiten in ihrem Fell herum.

Ich zog Janie weg und wir gingen im Gänsemarsch weiter. Mir war klar, dass wir in schrecklicher Gefahr waren, nur wusste ich nicht, was wir dagegen tun konnten. Die einzige Möglichkeit war weiterzuziehen. Vielleicht würden wir irgendwie durchkommen. Also überquerten wir die Straße in Richtung der Autovertretung, die im Mondlicht riesig und still wie ein Grab wirkte. Das Einzige, was sich dort bewegte, waren Schatten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als die Ratten aus ihren Verstecken auftauchten. Die Meute hatte hinter geparkten Wagen gelauert, jetzt huschte sie heraus. »Igitt«, hörte ich Janie murmeln. Denn jetzt waren

sie überall und ständig rückten weitere nach – riesige Exemplare, manche so groß wie Schäferhunde. Und alle waren völlig verdreht und stanken. Ihre Augen funkelten in der Dunkelheit, aus den Mäulern rann Speichel und die Nasen zuckten.

Offenbar hatte die erste Ratte – die Vorhut – die anderen mit ihrem Kreischen zu Hilfe gerufen. Oder sie gewarnt.

Nun ja, jetzt waren sie uns gegenüber im Vorteil.

Sie huschten aus den Schatten – mutierte Scheusale, aus deren Fleisch Geschwüre wucherten und weiße, zuckende Organismen herausragten. Ich sah lieber nicht genauer hin. Sie hatten uns umzingelt, sodass wir es auf keinen Fall bis zum Autohaus schaffen würden. Auch der Rückzug war uns abgeschnitten, denn hinter uns füllten weitere Ratten die Straßen. Unser einziger Fluchtweg lag in den Gebäuden in unserem Rücken. Aber Janie und ich hatten alle

Türen sorgfältig überprüft, als wir vor den Krätzekranken weggelaufen waren: Jede war zugesperrt.

Es gab nur eine hauchdünne Chance: eine schmale Sackgasse zwischen zwei Gebäuden. Ich sah dort eine Feuerleiter, die zwar hochgezogen, aber nicht allzu schlimm verrostet war. Vielleicht konnte ich sie herunterzerren.

»Also gut«, sagte ich. »Price, du gehst voran. Wir biegen langsam in die Sackgasse ein, dort müssen wir hin.«

Er hatte keine Einwände. Von seiner Arroganz war nicht mehr viel übrig. Er führte uns zur Feuerleiter, während die Ratten gemächlich vorrückten und uns jeden Fluchtweg abschnitten. Sie verhielten sich wie Soldaten in Schlachtformation. Ihnen war klar, dass wir ihnen nicht entkommen konnten.

Ich sprang hoch, griff nach dem Ende der Feuerleiter und zog sie mit aller Kraft nach

unten. Zunächst bewegte sie sich ein paar Zentimeter, doch dann steckte sie fest. Schließlich hängte ich mich mit meinem ganzen Gewicht an die Leiter. Schade, dass mir mein Bierbauch und etliche Kilo abhandengekommen waren. Janie half mir, sprang hoch, hielt sich an meiner Taille fest, und gleich darauf schwangen wir wie zwei Akrobaten hin und her. Ich spürte, wie mir die Hosen herunterrutschten und hatte plötzlich das alberne Bild vor Augen, wie mir die Hosen um die Fersen schlackerten, während die Ratten mich als Festmahl verspeisten. Da fehlte dann nur noch, dass unser verrückter Fotograf meine Qualen »knipste«.

Auf einmal gab die Leiter nach und sauste nach unten, so schnell, dass Janie und ich auf den Hintern purzelten. Sofort schob ich Janie auf die Leiter – »Los, los, los!« –, denn die Ratten waren im Anmarsch. Offenbar spürten sie, dass ihr wunderbares

Mitternachtsbüffet sich gerade auf und davon machte.

Morse kletterte gewandt wie ein Affe hinauf, auch Price schaffte es ziemlich schnell, und dann war ich dran. Während ich hinaufstieg, schnellte eine Ratte hoch und krallte sich an meine Stiefelspitze. Ich schüttelte sie ab, stieß eine weitere weg und schaffte es unversehrt bis zur Plattform. Allerdings waren mir zwei Ratten gefolgt. Einer versetzte ich einen Tritt gegen den Schädel, sodass sie herunterfiel. Da die andere sehr groß war, verpasste ich ihr einen Kopfschuss. Mittlerweile wuselte ein ganzes Heer von Ratten in der Sackgasse herum, doch direkt vor dessen Nase zogen wir die Leiter hoch.

Frustriert und voller Wut quiekten und kreischten sie unter uns, stürzten sich auf die Ratte, die ich erschossen hatte, oder versuchten an der Gebäudewand hochzuklettern, fielen jedoch schon nach ein, zwei Metern herunter. Ich wartete noch ab, bis sie

sich zu langweilen begannen und den Rückzug antraten.

8

Wir schlugen ein Fenster ein, um in eine der Wohnungen in diesem Mietshaus einzusteigen. Drinnen war es dreckig, staubig und stockdunkel, doch zumindest schien dort nichts zu lauern. Beim flüchtigen Durchsuchen der Räume fanden wir lediglich die Mumie einer Frau, die im Bett lag und einen mumifizierten Säugling in den Armen hielt. Beide waren in ein Netz von Spinnenweben gehüllt. Das Fleisch war längst von ihnen abgefallen, die Haut zu feinem, leicht bröckelndem Pergament ausgetrocknet, das immer noch an den Knochen klebte. Beide hatten schwarzes Haar.

Da wir uns hier nicht gerade wohlfühlten, zogen wir in eine andere Wohnung um, in der weder Gebeine noch sonst etwas herumlagen. Wartend blieben wir in der Dunkelheit

sitzen, während Minute um Minute verstrich. Mir war deutlich bewusst, dass ich nur noch zwei Patronen hatte, und das machte mir zu schaffen.

»Am besten ist es wohl, wenn wir uns vorsichtig verhalten und den Sonnenaufgang abwarten«, meinte Price.

Er hatte noch nicht ausgedet, da hörte ich aus dem Stockwerk über uns Lärm: Irgendetwas Großes, Schweres glitt dort über den Fußboden.

»Das halte ich für keine gute Idee«, sagte ich deshalb. »Wir sollten noch etwa eine Stunde abwarten und dann aufbrechen.«

Mittlerweile kannte ich mich recht gut mit Ratten aus. Sie waren umtriebige, gerissene und gnadenlose Gegner, aber es mangelte ihnen an Geduld. Wenn ihnen ihre Beute, so wie wir, entwischte, zogen sie normalerweise zu grüneren Weiden weiter. Also blieben wir weiter in Staub und Dunkelheit sitzen, während Morse ein paar Aufnahmen für

Schöner Wohnen von uns machte. Niemand sprach. Ich roch den Schweiß der anderen, spürte ihre Körperwärme, hörte sie langsam atmen. Sie setzten darauf, dass ich sie irgendwann aus dieser Lage erlösen würde. Ich ging unsere Möglichkeiten durch, doch das Einzige, was mir vernünftig vorkam, war ein erneuter Versuch, zu den anderen in dem Autoladen vorzustoßen.

»Am besten, wir sondieren mal das Erdgeschoss«, sagte ich, als rund 30 Minuten verstrichen waren.

Wir tasteten uns durch den düsteren Gang und orientierten uns dabei am Mondlicht, das durch ein schmales Fenster am anderen Ende hereinfiel. Schließlich stießen wir auf die Treppe und stiegen hinunter.

Ein Naturkostladen, der weitgehend unversehrt aussah, nahm das ganze Erdgeschoss ein. Vermutlich hatten Tofu und Shirataki-Nudeln bei den Stadtbewohnern nicht ganz oben auf der Liste der

Prioritäten gestanden, als ringsum die Welt zusammenbrach. Leider war es verdammt dunkel in dem Laden. Als ich durch die Schaufensterscheiben spähte, sah ich zu meiner Erleichterung, dass die Straßen leer waren. Doch bei einem genaueren Blick fiel mir auf, dass dieses Geschäft keineswegs so unberührt war, wie ich anfangs gedacht hatte. Irgendetwas war hier drinnen vorgefallen. Auf dem Fußboden lagen einzelne Knochen sowie kaum noch identifizierbare Skelette von Menschen und verschiedenen Tieren, einige aufeinandergehäuft, andere im Raum verteilt. Es war zu dunkel, um Genaueres festzustellen, aber ich schätzte die Zahl der Skelette auf mehrere Dutzend.

»Wieso liegt das hier herum?«, fragte Janie. »Warum ausgerechnet an diesem Ort? Warum hat das jemand in diesem Geschäft abgeladen?«

Price zuckte die Achseln. »Wer weiß, vielleicht sind wir zufällig in ein privates Beinhaus hineingestolpert.«

Doch das glaubte ich nicht. Ich schob einen Totenschädel aus dem Weg, griff nach einem langen Knochen, den ich für den Oberschenkelknochen einer Frau hielt, und nahm ihn mit zum nächsten Gang, um ihn in einem Streifen Mondlicht näher zu untersuchen. Der Knochen wies Kratzer auf, war angenagt und mit winzigen Einkerbungen übersät, die an Nadeleinstiche erinnerten. Irgendetwas hatte daran herumgekauert – und vermutlich nicht nur an diesem Knochen.

»Was ist das?«, fragte Janie, als ich zurückkam und den Knochen zu den anderen Gebeinen warf.

Um sie zu beruhigen, wollte ich ihr gerade sagen, hier müssten wohl Ratten am Werk gewesen sein, obwohl ich nicht glaubte, dass hier etwas so Alltägliches wie mutierte Ratten ihr Restaurant eröffnet hatten. Doch im

selben Moment hörte ich, wie sich über unseren Köpfen irgendetwas Schweres verlagerte und vorwärtsglitt, gefolgt von einem lauten Schrei.

Price!

Auch Janie begann zu brüllen.

»Vorsicht!«, rief ich ihr zu.

Irgendetwas Schlangenähnliches hatte sich, hin und her zuckend, um Prices Hals gelegt. Ich warf mich auf ihn und versuchte es von seinem Hals zu lösen. Es war schuppig, pulsierte und fühlte sich fast wie geflochtenes Tau an, obwohl es offensichtlich lebte. Oberhalb davon waberte eine dunkle Masse. Auf diese Masse legte ich die Beretta an und schoss. Im Mündungsfeuer erkannte ich mehrere glitschige Tentakel, die sich krümmten und wanden. Und sie hatten Mäuler, rötliche Mäuler, und scharfe, spitze Zähne, so fein wie Fischgräten.

Ich stieß Morse, der wieder einmal knipsen wollte, grob zur Seite.

Ich hatte buchstäblich ins Schwarze getroffen, denn der massive Körper kreischte auf und die Tentakel lösten sich von Price. Raschelnd glitt das unbekannte Monster, das Hitze abstrahlte und wie verwesene Tierhaut stank, über unsere Köpfe hinweg, wobei die Tentakel zuckten. Als ich erneut schoss, glaubte ich im Mündungsfeuer eine riesige Fledermaus zu erkennen: membranartige Flügel, die sich entfaltet hatten, ein wie Lack glänzender, spärlich behaarter Körper, in dem mehrere Mäuler und Knopfaugen saßen. Nochmals aufkreischend zog sich die fremdartige Kreatur hastig in ein großes Loch in der Decke über uns zurück, offenbar war sie nicht in Kampfstimmung. Unser Glück!

Ich zog Price vom Boden hoch und brachte ihn zur Außentür, um ihn im Mondlicht zu untersuchen. An seinem Hals hatten die Tentakel zwar einen glühend roten Reif hinterlassen, der an das Mal eines Galgenstricks

erinnerte, aber ansonsten war er nicht verletzt.

Nachdem ich mich nochmals vergewissert hatte, dass die Straßen leer waren, riss ich die Tür auf. »Haltet euch bei den Händen. Wir spurten jetzt los.«

Niemand hielt uns auf; ohne Zwischenfall überquerten wir die zwei Parkplätze vor dem Autohaus und stürmten in den ersten Ausstellungsraum.

Plötzlich blendete mich ein Lichtstrahl. »Das wurde aber auch Zeit«, sagte Carl und senkte die Taschenlampe.

9

Der Morgen dämmerte so bleich und grau herauf, als hätte man ihm jede Lebenskraft ausgesaugt. Vorübergehend verzog sich die Dunkelheit in die Erdspalten, Höhlen und Keller.

Nachdem ich ein paar Stunden geschlafen hatte, wachte ich gleichzeitig mit Carl und

Texas Slim auf – bereit, den neuen Tag zu begrüßen.

»Erzähl mir mal was«, sagte Texas leise, während die anderen sich streckten, gähnten und nach und nach wieder zu sich kamen. »Glaubst du, wir sollten wegen ihm nach Des Moines? Wegen Price?«

»Ja, ich hab das Gefühl, es geht um ihn.«

»Aber warum?«

»Keine Ahnung. Ist nur so ein Gefühl. Denk, was du willst.«

Texas sah so aus, als hielte er nicht viel von meinen Gefühlen, aber im Moment hatte ich keine Lust darauf, mich mit ihm herumzustreiten.

»Aber diesen Morse servieren wir ab«, mischte Carl sich ein. »Wenn er mich noch mal knipst, ist er fällig.«

»Mach langsam. Morse ist nur ein bisschen durcheinander.«

Zum Glück hatte niemand den Jeep angetastet. Texas und Carl schleppten

Plastikkanister zum Wagen, um ihn mit Treibstoff aufzutanken, den sie anderen Autos abgezapft hatten. Derweil packte Janie mit Morse unsere Sachen zusammen. Ich blieb auf dem Parkplatz stehen, lehnte mich gegen einen Chevy und angelte nach einer Zigarette. Mickey, die in meiner Nähe herumlungerte, beobachtete mich, sagte aber nichts.

»Spuck's schon aus«, forderte ich sie schließlich auf. »Erzähl mir, was dir auf der Seele liegt.«

Als ich sie ansah, rechnete ich halb und halb mit einem Schlafzimerblick. Oft vermittelte sie mir den Eindruck einer rassigen Stute, wenn der Vergleich erlaubt ist. Doch stattdessen sagte sie unvermittelt: »In früheren Zeiten war ich keine große Nummer. Wahrscheinlich war ich genau so, wie du dir das vorstellst. Verdiente meinen Lebensunterhalt damit, dass ich für gewisse Fotos posierte, falls du verstehst, was ich

meine. Manchmal im Bikini oder ähnlich spärlicher Kleidung, manchmal auch nackt. Allerdings hab ich mich nie für Pornos hergegeben, das kannst du mir glauben. Das hat man mir zwar angeboten, aber es war nicht mein Ding. Du würdest staunen, wenn du wüsstest, für wie viele Sex-Kalender ich posiert habe.«

Ich grinste. »Nein, würde ich nicht.« Ich fragte mich, was Mickey mit dieser plötzlichen Lebensbeichte bezweckte.

Sie lächelte mir zu und warf kokett ihr Haar zurück. Natürlich war ihr klar, wie gern ich sie ansah. Welche sexy Frau weiß so was nicht?

»Ich will damit nur sagen, dass ich niemals was Besonderes war, Nash. Ich sah mich als Model, meine Mutter hielt mich für eine Nutte. Aber ich hab gutes Geld damit verdient, nur mit Werkzeuggürtel oder Schutzhelm bekleidet für Poster zu posieren, die für Motorräder, Laster oder

Geländewagen warben.« Sie zuckte die Achseln. »Allerdings hab ich nie das Gefühl gehabt, irgendwo richtig dazuzugehören.«

»Und jetzt?«

»Du magst mich für verrückt halten, aber seitdem ich mit euch zusammen bin, hab ich das Gefühl, gebraucht zu werden – Teil einer Gruppe zu sein. Klingt seltsam, ich weiß, aber es stimmt. Du gibst mir ein Gefühl von Sicherheit, von Schutz. Obwohl die Welt ringsum ein einziges gefährliches Chaos ist, fühle ich mich bei dir sicher, Nash. Ich hab's von Anfang an gespürt. Du strahlst Kraft aus, irgendeine Energie, das spüren wir alle. Das zieht uns zu dir hin.«

»Ich bin nichts Besonderes, das kannst du mir glauben.«

»Oh doch!«

Das Gefühl von Sicherheit, sagte sie, habe sie nur wegen mir – die anderen in der Gruppe hätten nichts damit zu tun. Gremlin sei ihr unheimlich gewesen. Genauso habe

sie sich früher die Männer vorgestellt, die sich an ihren Kalenderporträts aufteilten. »Die Sorte Mann, die sogar ein Toilettensitz scharf macht, wenn sie sich vorstellen, ich hätte darauf gehockt. Und genau das war Gremlin: einer, dessen Hirn nur vom Schwanz gesteuert wird.«

Ich musste lachen. Was dieses Arschloch betraf, hatte Mickey den Nagel auf den Kopf getroffen.

»Ich befasse mich mit Menschen«, fuhr sie fort. »Hab ich schon immer getan. Menschen und ihre Beziehungen zueinander interessieren mich.«

»Und wie beurteilst du die Beziehungen in meinem kleinen Trupp?«

»Ich halte sie für eng und stabil. Du hast eine gute Gruppe. Carl ist in Ordnung. Er ist dein gehorsamer Wachhund und würde dich nie im Stich lassen. Texas Slim? Oh je, wie soll man ihn einordnen? Er ist zwar ziemlich verrückt, aber loyal. Spricht auffallend oft

und gern über Bestattungsinstitute und das Einbalsamieren von Leichen, und ich hab den Eindruck, da ist nicht nur rein berufliches Interesse im Spiel. Natürlich ist er zu 90 Prozent ein wirklich durchgeknallter Typ. Aber im Grunde ist auch Texas in Ordnung.«

Mickey bekannte, dass Janie sie ein bisschen einschüchtere. Wahrscheinlich deswegen, meinte sie, weil ihr mittlerweile klar geworden sei, dass Janie sie nicht leiden könne und sich von ihrer Anwesenheit in der Gruppe bedroht fühle. Doch eigentlich gebe es ja gar keinen Grund für Janie, so auf sie zu reagieren. »Sie ist doch selbst sehr hübsch, hat feine Gesichtszüge und ist der perfekte nordische Typ: blaue Augen, hohe Wangenknochen, wunderschönes blondes Haar, das fast wie Silber wirkt. Sie hat wirklich was, Nash. Nur ist sie leider ein bisschen kühl, wenn ich das sagen darf. Nicht nur mir gegenüber, sondern auch kühl zu dir und den anderen. Obwohl sie eigentlich Anteil an

euch nimmt und ihr alle Janie am Herzen liegt. Nur will sie das anscheinend nicht herauslassen. So als wollte sie damit ausdrücken: Ihr seid mir schon wichtig, aber mit Vorbehalt.«

Mickey meinte, sie habe die besondere Verbindung zwischen Janie und mir sofort gespürt – als wären wir irgendwie miteinander verstöpselt und bildeten unseren eigenen Stromkreis.

»Ja, aber allmählich hab ich das Gefühl, dass die Leitungen tot sind«, erwiderte ich.

»Falls das stimmt, wird Janie bestimmt mir die Schuld daran geben.« Mickey starrte mich lange an. »Du hast eine besondere Kraft, das hab ich sofort gemerkt. Schon beim ersten Blick auf dich haben sich bei mir die Nackenhärchen aufgestellt, nur wusste ich anfangs nicht, warum. Mir fiel nur auf, dass es jeder hier vermied, dir irgendwie auf die Zehen zu treten, mit Ausnahme von Janie, deren Launen ständig wechselten. Mir

war gleich klar, dass zwischen dir und ihr was läuft. Auch deswegen, weil die anderen das ziemlich besorgt beobachteten.«

Mickey gefiel mir immer besser. Genau wie Janie war sie der ehrliche Typ, aber viel direkter als meine nordische Schönheit. Sie trieb keine Spielchen, wandte keine Raffinessen an, umgab sich nicht mit dem Flair rätselhafter Weiblichkeit. Mickey legte die Karten für alle sichtbar auf den Tisch, und das empfand ich als sehr erfrischend.

»Und was hältst du mittlerweile von mir, nachdem du über das Schattengebilde Bescheid weißt?«, fragte ich. »Bin ich in deinen Augen ein Monster? Ein Psychopath, der sich daran aufgeilt, andere Menschen zu quälen? Ein Mensch, der keine Gnade kennt, innerlich ein widerliches Tier? All das bin ich nämlich, wenn du Janie fragst.«

Mickey legte alle Verführungskunst, die sie besaß – und das war nicht wenig –, in ihren Schlafzimmerblick. »Nein, Nash. Ganz und

gar nicht. Du tust diese Dinge uns allen zuliebe, obwohl du Angst davor hast und sie dir zuwider sind. Aber mir sind sie nicht zuwider«, erklärte sie und rückte näher. »Ich respektiere deine Kraft. Sie macht mich sogar scharf.«

Ich hätte lachen können, doch das tat ich nicht, denn ich wusste, dass sie es genauso meinte. Ich las es in ihren Augen. Kraft und Stärke machten sie an, und sie war sich nicht zu schade, es einzugestehen.

»Wie steht's inzwischen mit deiner Intuition?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Funktioniert immer noch ausgezeichnet.«

»Und? Spürst du jetzt irgendwas? Ich meine in Bezug auf das, was auf uns zukommt?«

»Ja.«

»Und was?«

Sie leckte sich über die Lippen und wandte den Blick ab. »Wir sind in schrecklicher Gefahr.«

10

Wir fahren weiter.

Die einfachste Möglichkeit, die Stadt zu verlassen, bestand darin, die Straße zu nehmen, auf der wir gekommen waren, die Interstate 80. Danach mussten wir immer Richtung Westen. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, welches Ziel wir ansteuern sollten, wusste nur, dass wir uns westlich halten mussten. Denn dort lag das, nach dem ich Ausschau hielt – das, was ich unbedingt finden musste, wie das Schattengebilde mir eingeflüstert hatte.

Der Abstecher nach Des Moines kam uns allen im Grunde wie vertane Zeit vor, und doch war mir klar, dass dieser Zwischenstopp wichtig gewesen war. Ging es dabei um Price? Möglich, und das machte mir Angst.

Denn Price konnte uns doch offenbar nur in seiner Eigenschaft als Seuchenexperte nützlich sein. Wir würden es wohl früh genug erfahren.

Carl, der am Steuer saß, meckerte über die vielen Trümmer auf der Straße. Mickey hockte neben ihm auf dem Beifahrersitz, ich hinten bei Price und Texas, Janie mit Morse auf der hintersten Bank. Als ich mich zu ihr umdrehte, hob sie den Finger an die Lippen: Morse war eingeschlafen, was nur gut war. Also wandte ich mich Price zu und begann ihn mit Fragen zu löchern. Vielleicht wollte ich nur jemanden reden hören, der sich in dem, was im Land vor sich ging, ein bisschen auskannte.

»Selbst in der guten alten Zeit wollte sich niemand so recht mit Ebola befassen«, erklärte er. »Auch die erfahrenen Seuchenexperten hatten Angst davor; schon beim Gedanken daran brach den Virologen der kalte Schweiß aus. Viele von uns

betrachteten das Ebola-Virus als den schrecklichsten Krankheitserreger, der überhaupt vorstellbar ist. Es war die einzige uns bekannte Lebensform überhaupt, der wir zutrauten, die Menschheit ernsthaft zu dezimieren. Natürlich wussten wir viel zu wenig darüber. Das Ebolafieber tauchte plötzlich an dem Fluss namens Ebola in Afrika auf – deshalb der Name – und vernichtete in einigen Dörfern alles Leben. In den folgenden Jahrzehnten brach es immer mal wieder aus, aber nur in Einzelfällen, nicht als regelrechte Epidemie oder Pandemie. Andernfalls hätten wir wohl intensiv geforscht und dem Virus vielleicht beikommen können. Aber so tappten wir im Dunkeln, wussten nicht genug über die Übertragungswege. War es die Luft? Das Wasser? Beides? Keines davon? Waren die Leichen der Opfer Überträger? Wir konnten das Virus bis nach Zentralafrika zurückverfolgen, aber dort erkaltete die Spur. Wir wussten, dass es irgendwo da

draußen war und sich immer noch ausbreitete, aber die Quelle konnten wir nicht finden, und das machte uns schwer zu schaffen. Wir alle hatten das Bild vor Augen, dass das Virus irgendwann einen gewaltigen Durchbruch erreichen und von einem Menschen zum nächsten wandern würde. Was bedeutete, dass dann Millionen innerhalb weniger Wochen sterben würden. Kein Wunder, dass sich die Seuchenexperten bei dem Gedanken, sich irgendwann mit diesen tödlichen kleinen Erregern befassen zu müssen, vor Angst fast in die Hose machten. Nur ein kleiner Riss im Schutzanzug – und man wäre geliefert, nicht wahr? Das Virus kann durch jede kleine Verletzung, durch jede winzige Hautabschürfung in den menschlichen Körper eindringen. Und wenn es dort erst einmal eingedrungen ist, ist der Krieg schon vorbei, ehe die erste Schlacht geschlagen ist.«

»Und Ebola X?«, fragte ich.

Er dachte kurz nach. »Das alte Ebola-Virus war schon schlimm genug, aber dann tauchte plötzlich Ebola X auf. Noch gefährlicher, falls das überhaupt möglich ist. Derselbe Virusstamm, nur verstärkt und noch aggressiver. Verbreitet sich schneller und tötet auch schneller. Ebola X greift jeden Teil des menschlichen Körpers an und lässt buchstäblich nichts aus, weder das Nervengewebe noch das Mark oder die Lymphgefäße. Es beginnt mit einem massiven Blutgerinnsel, das verhindert, dass das Blut zu den verschiedenen Systemen des Körpers gelangen kann. Und wenn dem Körper die Nährstoffe und der Sauerstoff ausgehen, hat das sehr viele Konsequenzen: Das Gewebe wird brandig, das Bindegewebe erschlafft, die Haut überzieht sich mit hellroten Läsionen, die sich blitzschnell ausbreiten, man kann geradezu dabei zusehen. Das Fleisch wird wabbelig und dann beginnen die inneren Blutungen. Die Gaumen verkleben und

entzündend sich, die Zähne fallen aus. Die Augen füllen sich mit Blut und Blut strömt auch aus jeder anderen Körperöffnung. Ständig erbricht der Infizierte schwärzliche Magen-inhalte und anderes, sodass sich die Haut von der Zunge löst. Bald darauf steigt auch abgestorbenes Gewebe aus der Luftröhre und dem Magen hoch, zugleich tritt aus dem Anus Blut aus, das Teile der Gedärme enthält. Alle Organe füllen sich mit zusammengeklumptem Blut, blähen sich auf und beginnen zu verfaulen. Die Hoden schwellen zu harten bläulichen Kugeln an, die Brustwarzen bluten, die Vagina stößt infiziertes Gewebe und jede Menge Sekrete ab. Falls das unglückselige Opfer eine schwangere Frau ist, hat sie eine Fehlgeburt. Der abgestoßene Embryo ist ebenfalls mit Ebola X infiziert, blutet stark und hat blutunterlaufene Augen. Und genau wie die Mutter ist er im höchsten Maße toxisch.«

Er hielt kurz inne. »Das Endergebnis ... Nun ja, das letzte Stadium ähnelt einer Szene, wie sie früher von den Special-Effect-Experten in Hollywood zusammengeschustert wurde. Der Körper verflüssigt sich buchstäblich zu einer viralen Fleischsuppe.«

Price starrte durch das Wagenfenster auf die Trümmer der Zivilisation. »Ebola war, wie gesagt, schon schlimm genug, aber Ebola X war, wie wir Forscher alle wussten, die perfekte Killermaschine. Hier wirkte die Hand eines über alle Maßen zornigen Rachegottes. Mit Ebola X stand nun plötzlich die Weiterexistenz der gesamten Menschheit auf dem Spiel.«

Nach diesem kleinen Diskurs schwiegen alle, und das Schweigen zog sich recht lange hin. Die grauenhaften Einzelheiten zeigten Wirkung.

»Nun ja, du hast es wirklich gut drauf, einen aufzumuntern«, sagte Texas Slim schließlich.

Ich dachte immer noch über die Medusa nach. Irgendwie musste ich es schaffen, Price von meinen Befürchtungen zu erzählen, ohne wie ein paranoider Depp dazustehen, der Albträume mit der Realität verwechselte. Später würde ich die erstbeste Gelegenheit dazu nutzen, ihn zur Seite zu nehmen, und ihn dazu zwingen, mich anzuhören. Selbst auf die Gefahr hin, dass er meine Ängste als Hirngespinnste abtat.

Während wir weiterfuhren, fiel mir auf, dass Mickey mich im Rückspiegel beobachtete. Als unsere Blicke sich trafen, lächelte sie. Ich freute mich aufrichtig, dass sie bei uns war, doch zugleich sah ich in ihr ein möglicherweise destruktives Element, soweit es den Zusammenhalt unserer Gruppe betraf. Ich nahm ihr so gut wie alles ab, was sie mir an diesem Morgen von sich erzählt

hatte, trotzdem war ich nicht naiv. Mir war klar, dass Frauen wie sie, bei denen alles an den richtigen Stellen sitzt, Männer geradezu professionell manipulieren können. Ich musste auf der Hut sein.

»Erlaubt mir eine Frage«, meldete sich Price. »Aus was genau speist sich eure Sehnsucht, nach Westen zu ziehen?« *Da war sie wieder, diese geschraubte Sprache.* »Offenbar besitzt ihr doch gar keine rechte Vorstellung von eurem Reiseziel. Ihr wisst ja nicht einmal, wieso ihr ausgerechnet nach Westen wollt. Das verwirrt mich ein bisschen.«

Als Texas zu mir herübersah, wagte ich nicht, seinen Blick zu erwidern. Ich spürte auch Janies Augen auf mir ruhen, vermutlich voller Bitterkeit, Hass und Anklage. Natürlich musste ich Price über das Schattengebilde aufklären, das war nur fair, schließlich war er jetzt Teil unseres Trupps. Allerdings hoffte ich auf eine Möglichkeit, unter vier Augen mit ihm zu reden. Mir war nicht klar,

wie ich es ihm beibringen sollte, konnte aber nicht weiter darüber nachdenken, denn plötzlich fuhr der Jeep auf irgendetwas auf, schleuderte quer über die Straße, prallte von einem geparkten Wagen ab und krachte mit voller Wucht in einen Trümmerhaufen.

11

Selbstverständlich schreckte Morse schreiend aus dem friedlichen Schlaf hoch und langte sofort nach seiner Nikon. Alle schrien, brüllten herum und fragten sich, genau wie ich, was zum Teufel passiert sein mochte. Etwas war mit uns zusammengeprallt, und zwar sehr heftig. Wir waren nicht zufällig auf ein geparktes Auto aufgefahren und in einen Trümmerhaufen gekracht. Irgendetwas hatte uns von der Straße gedrängt, etwas verdammt Großes. Aber durch die Windschutzscheibe konnte ich nur aufgewirbelten Staub erkennen.

»Ist jemand verletzt?«, fragte ich, als sich die Lage ein wenig beruhigt hatte.

»Nein, alles in Ordnung, glaube ich«, erwiderte Carl. »Aber ich muss den Jeep durchchecken.«

»Was ist eigentlich passiert?«, wollte Janie wissen.

»Vielleicht ist unser Freund Carl auf irgendwas draufgefahren«, meinte Texas Slim.

»Quatsch. Irgendwas ist *in uns* hineingefahren. Etwas Großes.«

Aber was? Wir waren gerade um eine unübersichtliche Kurve gebogen – die Straße war hier vom Schutt eines zusammengestürzten Gebäudes leicht blockiert –, als ... Keine Ahnung. Ich hatte nur etwas Silbernes aufblitzen sehen und dann: *Wumm!*

»Ich glaube, es war ein Bus«, sagte Mickey. »Er kam aus dem Nirgendwo. Sah aber wie ein großer Bus aus.«

»Hab ich auch gesehen«, erklärte Carl.

Ich sah von einem zum anderen. »Ein Schulbus? Ein Greyhound? Irgendein abgewrackter Bus?«

»Nein, ganz anders«, antwortete Mickey.
»Er glänzte silbern. Wie ein Zug.«

Alle stiegen aus. Vorne an der Beifahrerseite hatte der Jeep eine sehr tiefe Delle abbekommen, aber die Karosserie hatte sich nicht so verzogen, dass das Metall gegen das Vorderrad rieb. Carl überprüfte auch den Motor und das untere Fahrgestell, konnte aber keine Schäden entdecken. Zum Glück waren wir diesmal mit einem blauen Auge davongekommen.

»Ich frag mich immer noch, was das gewesen ist«, sagte Texas.

»Schaut mal«, Mickey kratzte mit dem Fingernagel etwas aus der seitlichen Schleifspur heraus: silbernen Lack. An dieser Stelle musste das andere Fahrzeug den Jeep direkt gestreift haben. »Seht ihr? Ich hab's ja gesagt, es war ein großer silberner Bus.«

Morse hielt die Lackspur im Bild fest.

Vielleicht war es einer dieser Ausflugsbusse gewesen, die früher ältere Menschen beispielsweise nach Bransom in Missouri befördert hatten, damit sie sich dort bei Countrymusik und Squaredance austoben konnten? Ein Bus auf ausgelassener Vergnügungsfahrt – die Vorstellung war zwar absurd, ließ mich aber nicht los.

»Der Bus hatte keine Fenster«, erklärte Janie.

Alle blickten sie an.

»Das ist mir aufgefallen. Anfangs hab ich zwar nicht richtig hingesehen, weil ich wohl eingenickt war, aber als ich die Augen aufschlug, sah ich dieses silberne Ding aus Metall. Riesig, aber ohne Fenster.«

Mittlerweile war mir die Idee gekommen, es könne ein silbriges Militärfahrzeug gewesen sein. Aber ein *silberner Bus*? Silberner Bus ... Wo hatte ich in jüngster Zeit

schon mal von einem großen silbernen Bus gehört?

Mickey klopfte sich mit dem langen Zeigefinger gegen die Lippen. »Dieser Mann damals ... Erinnerst du dich noch an diesen Verrückten im Bademantel? Er hat irgendwas von einem silbernen Bus gesagt.«

Carl lachte. »Dieser Kandidat für die Notaufnahme? Meine Güte, der hatte lila lackierte Fußnägel und schleppte ein Telefonbuch mit sich herum. Hat seinen Hund gefressen, wie er sagte.«

Jetzt erinnerte ich mich wieder deutlich an den verrückten Kerl im Bademantel. Er hatte Wahnvorstellungen gehabt und unter Schock gestanden, war offensichtlich orientierungslos gewesen. Aber den Bus musste er sich ja nicht unbedingt eingebildet haben. Was genau hatte er gesagt? *Die sind mit silbernen Bussen gekommen, ich hab sie gesehen. Hatten orangefarbene Schutzanzüge*

an. Haben sich Pastor Bob geschnappt und ihn in den Bus geworfen.

»Darf ich fragen, von wem hier die Rede ist?«, mischte Price sich ein.

Ich erzählte ihm von dem Mann und dem, was er gesagt hatte. Damals hatte ich es als sehr seltsam empfunden, doch jetzt fragte ich mich, ob nicht etwas an seinen Worten dran war, und Price ging es offenbar ebenso. »Hm. Ein silberner Bus. Und er hat Männer in orangefarbenen Schutzanzügen erwähnt? Interessant.«

Doch jetzt war keine Zeit für Spekulationen. Wir standen ungeschützt auf der Straße. Unverzüglich stiegen wir wieder in den Jeep – Carl übernahm wie zuvor das Steuer – und fuhren los. Während der Fahrt versuchte ich mehrmals, Janie in ein Gespräch zu verwickeln, aber sie wehrte mich ab. Jedes Mal, wenn ich sie ansprach, stellte sie Texas oder Price irgendeine Frage oder posierte für eines von Morses Fotos.

Jetzt geht sie wirklich zu weit!, dachte ich. Dieses Miststück ist nur noch am Leben, weil du dich um sie gekümmert hast, und jetzt zeigt sie dir die Arschkarte. Und das willst du dir so einfach gefallen lassen, Rick? Vielleicht solltest du sie nächsten Monat bei Vollmond dem Großen Bruder vorstellen ...

Natürlich war das nur eine Rachefantasie, ausgelöst von Zorn und dem Gefühl, verraten worden zu sein. So etwas hätte ich Janie nie im Leben antun können. Andererseits fragte ich mich, wen ich auswählen sollte, wenn es wieder so weit war. Während ich die Gesichter im Jeep musterte, wurde mir klar, dass die Wahl nicht leicht werden würde.

Jedes Mal, wenn wir eine Kurve nahmen oder in eine neue Straße einbogen, rechnete ich mit unangenehmen Überraschungen, aber alles ging glatt, wir ließen Des Moines unbehelligt hinter uns. Ich glaube, schon

damals wusste ich, wo wir hinfahren würden. Es war mir in der vergangenen Nacht im Schlaf offenbart worden: Wir mussten nach Nebraska.

12

Ohne Zwischenstopp fuhren wir mehrere Stunden, bis wir irgendwann ein Schild entdeckten, das auf einen kleinen Naturpark mit Fluss und Wasserfall gleich an der Straße hinwies. Da wir völlig verdreckt waren und uns unbedingt säubern mussten, stiegen wir nacheinander ins Wasser – eine wahre Wohltat. Janie und Mickey gingen als Erste, danach Price, Texas und Carl. Ich sorgte dafür, dass Morse allein hineinstieg, da ich annahm, niemandem würde es gefallen, nackt von ihm geknipst zu werden, auch wenn kein Film in der Kamera war.

Ich ging als Letzter. Das Wasser war kühl, aber so erfrischend, dass ich am liebsten den ganzen Tag darin verbracht hätte.

Ich musste nachdenken.

Mir war klar, dass schwerwiegende Ereignisse auf uns zukamen. Irgendein tiefer Abgrund würde sich bald vor uns auftun, und das hatte mit Nebraska zu tun, dem uns vom Schattengebilde vorgegebenen Reiseziel. Das Endspiel würde demnächst beginnen. Unser Schicksal würde sich unmittelbar hinter der Staatsgrenze entscheiden, ich spürte es bis ins Mark.

Während ich unter dem Wasserfall stand, dachte ich über alles nach, was ich verloren hatte. Dachte an Specs, an Sean, aber vor allem an meine Frau, Shelly. Es kam mir so vor, als wäre sie schon 100 Jahre tot. Ich hatte zwar immer noch ihr Bild vor Augen, aber es war nicht mehr klar umrissen, nicht mehr frisch, eher so wie eine alte, langsam vergilbende Fotografie.

Und das machte mir wirklich Angst.

Beim Gedanken daran, wie Shelly gestorben war, schossen mir Tränen in die

Augen. Allerdings war ich froh, dass sie nicht einsam und ungeliebt gestorben war, wie so viele andere. Bis zum Schluss hatte ich ihre Hand gehalten. Sie war nicht mehr bei Bewusstsein gewesen und hatte vielleicht gar nicht gemerkt, dass ich bei ihr war, aber eigentlich glaubte ich das nicht. Bestimmt hatte sie meine Anwesenheit irgendwie gespürt und war in dem Wissen gestorben, dass ich sie liebte.

Du wärest eine wunderbare Mutter gewesen, dachte ich. Weißt du noch, wie wir über Kinder geredet haben, Shelly? Unsere Kinder hätten sich wirklich glücklich schätzen können, dich zur Mutter zu haben. Du wärest eine vollkommene Mutter gewesen. Du warst in jeder Hinsicht ein Engel. Ich bin froh, dass ich dir das auch gesagt habe, und wünschte nur, wir hätten Kinder gehabt. Denn dann könnte ich ihnen jetzt erzählen, welch wunderbare Frau ihre Mutter gewesen ist.

An all das dachte ich und konnte mich kaum aus diesen Gedanken lösen, stand wie betäubt da. Doch irgendwann fiel mir auf, dass ich nicht mehr allein war. Mickey war ins Wasser gewatet und fragte: »Darf ich mich zu dir gesellen?«

Eigentlich wollte ich sie auffordern, wegzugehen und mich meinen Grübeleien zu überlassen, aber das tat ich nicht. Ehrlich gesagt war mir diese Störung sogar recht. »Klar, komm rüber.«

Als Mickey Shorts und T-Shirt auszog und zum Ufer hinüberschleuderte, fiel mir erneut auf, wie schön sie war: lange Beine, feste Brüste, von der Sonne gebräunte, bronzefarbene Haut, eine dunkle Haarmähne, die ihr über die Schulter fiel. Vermutlich hatte ich noch niemals eine Frau so sehr begehrt wie Mickey in diesem Augenblick – und das wusste sie verdammt gut. Schließlich hatte sie es von Anfang an darauf abgesehen, und dafür hasste ich sie. Fast so sehr, wie ich

mich dafür hasste, dass ich mitspielte. »Komm her«, sagte ich – und nicht im Ton einer freundlichen Bitte.

Ich schlang die Arme um sie. Wegen des kalten Wassers war ihre Haut zwar kühl, doch ihre Geschlechtsteile strahlten dennoch Hitze aus. Als ich sie grob an mich riss, leistete sie keinen Widerstand, sondern begann mit ihrer warmen Zunge meinen Mund zu erforschen. Wir streichelten und küssten uns kurz, dann griff ich in ihr Haar, zerrte sie nach unten und ließ meinen Schwanz in ihren Mund gleiten. Ich zwang sie dazu, ihren Kopf immer wieder von oben nach unten und vor und zurück zu bewegen, bis sie zu würgen begann. Da mein Penis jetzt steif war, packte ich ihre Hüften und grub meine Finger in ihre Arschbacken, was sie damit erwiderte, dass sie die Beine um mich schlang.

All das geschah ohne jede Zärtlichkeit.

Ich watete mit ihr zu einem taillenhohen Felsvorsprung, legte sie auf die Steine, spreizte ihre Beine und drang in sie ein. Sie war zweifellos ein grandioser Fick, doch ich nahm sie so, als hasste ich sie. Drang so brutal in sie ein, dass sie aufschrie. Und als ich kam, schob ich sie von mir weg. Es war keine Liebe im Spiel – es war ein roher, gewalttätiger Akt.

Aber genau das hatte sie gewollt.

Als ich fertig war, stieg ich aus dem Wasser, und sie folgte mir. Einer Sache war ich mir gewiss: Janie hatte uns zugesehen.

13

Ich merkte es Janie an. Konnte die Anklage in ihren Augen lesen. Und den Ekel. Sie musterte mich wie einen sich windenden Wurm, der gerade unter einem Felsbrocken hervorgekrochen ist. Oder bildete ich mir das nur ein? Sie bedachte mich schon so lange

mit bösen Blicken, dass es schwer zu sagen war.

In dieser Nacht träumte ich wieder mal von der Medusa. Wie irgendein bössartiger gigantischer Staubsauger bewegte sie sich von Osten nach Westen und sog dabei die letzten Exemplare der menschlichen Spezies, die in den zerstörten Städten überlebt hatten, wie Fusseln auf einem Teppich in sich ein. Übrig blieben nur glänzende weiße Knochen.

Sie rückte immer näher auf mich zu, und ich konnte ihr nicht entkommen. Schließlich sah ich ihr Gesicht und, was noch schlimmer war: Sie sah auch meines und rief mich bei meinem Namen.

Auf einmal rüttelten mich Hände aus dem Schlaf. »Nash«, sagte Janie, »das war nur ein Traum. Du musst leise sein. Ich hab's endlich geschafft, Morse zum Einschlafen zu bringen.« Sie sagte es so, als hätte sie gerade ein kleines Kind zu Bett gebracht. Nun ja, vielleicht war er das auch.

Mit schweißüberströmter Stirn blieb ich liegen und sah zu ihr auf. »Ich hab's gesehen. Es kommt uns holen. Rückt immer näher.«

Sie nickte nur. »Es rückt schon eine ganze Weile näher.«

»Du hast es also auch gesehen?«

»Ja, in meinen Träumen. Wie wir alle, nehme ich an.«

»Janie ...«

»Schlaf jetzt, Rick.«

»Bleib bei mir. Lass mich nicht allein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das geht jetzt nicht mehr und ich glaube, du weißt auch, warum, oder nicht? Schlaf jetzt. Wenn du aufwachst, kannst du dir sagen, dass alles nur ein Traum war.«

Nie zuvor hatte ich mich so verlassen gefühlt.

Während wir nach Nebraska fuhren, verbrachten Price und ich viel Zeit mit Gesprächen. Er war ein sehr intelligenter Mann und es schien wenig zu geben, über das er nicht Bescheid wusste.

Eines Abends, als wir auf einem nicht einsehbaren Feld neben der Straße am Lagerfeuer saßen, erzählte ich ihm vom Schattengebilde. Da er jetzt zu unserem Trupp gehörte, fand ich es an der Zeit, ihn einzuweihen. Wir sprachen unter vier Augen miteinander.

Eigentlich rechnete ich damit, dass er schon bei der Vorstellung, ein solches Gebilde könne existieren, herzlich lachen würde. Schließlich war er Wissenschaftler, ein gebildeter Mensch. Doch er lachte nicht, sondern zog eine sehr grimmige Miene, als ich ihm vom Großen Bruder erzählte. Danach schwieg er lange, in eigene Gedanken vertieft.

Und da Price nun mal Price war, hatte er bald darauf ein paar Theorien parat.

Das Schattengebilde, sagte er, sei die höchste Stufe des kosmischen Chaos, geboren aus der Kernspaltung und der Sättigung mit Plutonium im Hochofen des Urknalls. Es sei allerdings ein Nichts gewesen, bis die Strahlung es ins Leben rief, ihm Gestalt, Intelligenz und eine »Grundeinstellung« verlieh – falls das irgendwie verständlich sei. Im Grunde so etwas wie ein Geist, ein Spuk, der einem thermonuklearen Schoß entsprungen sei, der mit Elektrizität aufgeladene Kraftfluss einer mit Bewusstsein begabten Strahlung. Ein brandneuer Teufel für eine brandneue Welt.

»Die Zerstörung unserer alten Welt hat die Geburt einer neuen ausgelöst, die in jeder Hinsicht erschreckend ist«, sagte er. »Die biologischen Mutationen, die wir alle gesehen haben, sind eigentlich unbedeutend, verglichen mit Phänomenen wie deinem

Schattengebilde und anderen, die möglicherweise bald in Erscheinung treten werden. Keines davon ist übersinnlicher Natur, doch zugleich reichen diese Phänomene so weit über unser wissenschaftliches Begriffsvermögen und unsere dürftige, primatenartige Denkkapazität hinaus, dass wir ihnen fast göttliche Eigenschaften zuweisen.«

»Du hast das Schattengebilde ja noch nicht mit eigenen Augen gesehen«, erwiderte ich. »Aber wenn du's erlebst ... Nun ja, es reicht jedenfalls, um dich in die Knie zu zwingen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Dieser sogenannte »Teufel« der neuen Welt – wie Price das Schattengebilde nannte – war seiner Meinung nach eine zufällige Ansammlung von Teilchen, die sich aufgrund des starken Fallouts organisiert, zu einer Einheit zusammengeschlossen und organische Form angenommen hatte, sofern man das überhaupt in Worte fassen könne. »Und so verrückt das auch klingen mag«,

sagte er, »hat dieser seltsame Spuk sehr lange auf seine Geburt gewartet. Alle ›Rohstoffe‹, die er brauchte, haben in Fässern mit radioaktivem Abfall, in Kernreaktoren und in gespeicherten instabilen Isotopen gelagert. Sie lagen dort einfach herum und warteten darauf, ins Leben gerufen zu werden. Ähnlich wie die anorganische Chemie während des Azoikums darauf gewartet haben mag, Leben zu gebären.«

Ich hatte mich stets gefragt, wieso sich das Schattengebilde nur in Vollmondnächten zeigte. Mit meinem Gehirn hatte es auch in anderen Nächten kommuniziert, aber nur in Vollmondnächten trat es als Gestalt in Erscheinung, um sich sein Opfer einzuverleiben. Ich hatte stets angenommen, dieses Gebilde sei ein derart esoterisches, übernatürliches Phänomen, dass ich es mit meinem armseligen kleinen Gehirn wohl niemals begreifen würde.

Aber auch in dieser Hinsicht hatte Price eine Hypothese parat, wie fast zu allem und jedem – von weiblichen Orgasmen bis zu den Begattungszyklen der Laubheuschrecke. Price vertrat seine Meinungen stets sehr entschieden. Er war einer jener Männer, die klüger waren, als es ihnen guttat. Zwar versuchte ich, einige seiner Annahmen anzufechten, aber das war vergebliche Liebesmüh. Er war ein Meister solcher Debatten und erwischte mich jedes Mal auf kaltem Fuß, sodass ich mir dumm und verdammt ungebildet vorkam, was mich ärgerte. Vor allem ärgerte mich, dass er mich nie als gleichberechtigten Diskussionspartner zu betrachten schien, sondern sich über mich amüsierte – fast so, als wäre ich ein niedriges kleines Hündchen, das zwar stubenrein war, aber wohl kaum als geistiges Gegenüber gelten konnte.

Nun hätte man meinen können, ich hätte Price sein Verhalten nachgetragen, aber so

war es nicht. Ich schnappte nicht ein, denn ich bewunderte Menschen wie ihn aus tiefster Seele. Bei Leuten wie mir, die aus der Arbeiterschicht stammen, gab es früher eine ganz eigene Art von Hochnäsigkeit gegenüber reicheren und besser gebildeten Menschen; gern machten wir uns über sie lustig. Und häufig gaben sie in ihrer arroganten Art ja auch Anlass dazu, aber im Fall von Price war das nicht berechtigt. Er war hochintelligent, besaß Intuition, und wenn ich ihn mit der Voreingenommenheit eines Neandertalers abgelehnt hätte, wäre ich nur selbst der Dumme gewesen.

Also hörte ich ihm zu und lernte viel von ihm.

Die Hypothese, die das Auftauchen des Schattengebildes in Vollmondnächten erklären sollte, vermittelte er mir, wie immer, mit einem kleinen Vortrag. Wenn man die volkstümlichen Legenden über den Mond untersuche, dozierte er (und ließ dabei

durchblicken, dass er das selbstverständlich getan habe), werde man gewisse, sehr interessante Muster darin erkennen. »Der Mond hat die Menschheit von jeher inspiriert. Er hat manche Menschen sogar in den Wahnsinn getrieben. Er reguliert die Menstruationszyklen von Frauen und war stets von großer religiöser Bedeutung. In vielen primitiven Gesellschaften betrachtete man den Mond als Göttin, als Schöpferin von Zeit und Raum, aber auch als *Zwischenlager* menschlicher Seelen – der Seelen von Ungeborenen und solcher Menschen, die auf ihre Wiedergeburt warteten. Da die Mondgöttin für die Zyklen von Schöpfung und Fruchtbarkeit, Geburt und Tod verantwortlich war, basierten uralte Kalender oft auf den Mondphasen oder auch auf weiblichen Menstruationszyklen, die häufig damit übereinstimmten. Der Mond bestimmte nicht nur die Gezeiten, sondern auch das menschliche und tierische Leben, die Wiedergeburt und die

Fortpflanzung. Deshalb heirateten schottische Mädchen früher stets bei Vollmond und bestimmte Ackerkulturen durften nur unter dem leuchtenden Auge des Vollmonds ausgesät werden. Hexen sagte man nach, dass sie in Vollmondnächten den Mond anriefen, um Dämonen und andere böse Geister heraufzubeschwören.«

Natürlich war vieles davon Aberglaube, wie mir klar war. »Und dennoch«, erwiderte Price auf meinen Einwand, »war ein Körnchen Wahrheit daran. Denn die geomagnetische Anziehungskraft des Mondes hat eindeutig Einfluss auf alle Lebewesen und deren individuelle elektromagnetische Felder. In der Vollmondphase ist der Einfluss des Mondes am deutlichsten spürbar, möglicherweise öffnet sie deshalb bestimmte Türen, die in anderen Nächten verschlossen sind. Mag sein, dass die Hexen dann wirklich Dämonen und namenlose Ungeheuer heraufbeschwören konnten, und, wer weiß,

vielleicht ähnelten sie sogar dem Schattengebilde, soweit es Ursprung und Struktur betrifft. Dieselbe geomagnetische Kraft, die Ernten und Frauen zur Fruchtbarkeit verhilft, könnte wohl auch eine ideale Umgebung für ein solches Phänomen wie das Schattengebilde sein, in der es sich mittels kosmischer und lunarer Energien stofflich manifestieren kann.«

Natürlich war es nur eine Hypothese, aber sie gefiel mir.

Wie gesagt: Price war ein kluger Mann.

Meiner Meinung nach lag er völlig richtig – nicht nur, sofern es den Einfluss des Mondes betraf, sondern auch in dem, was er über die Beschaffenheit des Schattengebildes gesagt hatte. Und das ließ ich Price auch wissen. Nicht, dass ihn das sonderlich überrascht hätte; er war ja gewohnt, recht zu haben.

»Das Schattengebilde will, dass wir nach Westen ziehen«, erklärte ich. »Schon seit Cleveland drängt es mich dazu. Ich weiß

nicht, warum. Aber da draußen muss wohl irgendetwas auf uns warten.«

Unverzüglich ließ Price seinen analytischen Verstand arbeiten. »Vielleicht drängt das Schattengebilde dich nicht *zu* einem bestimmten Ort, sondern von einem anderen Ort *weg*.«

Mein Gott, der Mann war wirklich gut.

Ich wollte ihm auch noch andere Dinge erzählen, zum Beispiel von meinen Albträumen, von der Medusa, aber dazu war ich im Moment noch nicht bereit. Aber bald würde ich es tun, denn die Medusa war bereits unterwegs zu uns, fraß sich durch die zerstörten Städte der Menschen und pickte die letzten Fleischreste von den Knochen der Menschheit. Und sie war darauf aus, sich auch uns einzuverleiben.

Ich spürte, dass sich Pest und Tod in unserem Rücken sammelten. Und deshalb sagte ich: »Du hast doch im Osten in einem

Labor gearbeitet, nicht? Erzähl mir, wie das war und was am Ende passiert ist.«

15

»Ich war Seuchenexperte, wie schon erwähnt«, begann Price. »Mein Fachgebiet waren hochgefährliche Agenzien der Biogefahrenklasse 4. Im Klartext: äußerst ansteckende – für Menschen ansteckende – Viren mit hoher Mortalitätsrate, bei denen weder Vorbeugung noch Therapie oder Heilung erforscht waren, potenzielle Auslöser von Pandemien. In Forschungseinrichtungen wie Fort Detrick gab es vier biologische Gefahrenklassen, wobei die vierte die höchste war. Wir befassten uns mit ansteckenden Krankheiten, für die noch keine Impfstoffe entwickelt waren: mit dem Hantavirus, dem Denguefieber, dem hämorrhagischen Fieber, den Marburg- und Ebola-Viren oder auch anderen gefährlichen Erregern, die für Biowaffen eingesetzt wurden und/oder

genetisch verändert worden waren, um deren Bösartigkeit und Ansteckungskraft zu verstärken.«

Price sagte, der Zugang zu dem Komplex, in dem die Forschung zur biologischen Gefahrenklasse 4 untergebracht gewesen sei, habe dem zu einem Raumschiff geähnelt. In einem Chemikalienschutzanzug mit eigener Sauerstoffzufuhr, der fast wie ein Raumanzug aussah und auch von allen so genannt wurde, musste man als Erstes mehrere Luftschleusen passieren. Wenn man in das Gebäude hineinging oder es verließ, wurde man dekontaminiert, musste man mehrere chemische Duschen über sich ergehen lassen und wurde mit einem UV-Radiometer durchgecheckt, aber auch mit anderen Geräten, die tödliche Bioorganismen lokalisieren konnten – offenbar eine sehr aufwendige Prozedur. In den Sicherheitszonen der Gefahrenklasse 4 herrschte Unterdruck, damit die Luft, falls es irgendwo ein Leck gab, nicht

nach außen drang, sondern sie wieder in die Zonen eingesogen wurde.

Nach den Bombardierungen trat eine Pandemie nach der anderen auf, sodass die Forscher kaum noch damit Schritt halten konnten. Das Team, das Price leitete – es gehörte zu der Abteilung Spezielle Krankheitserreger –, befasste sich mit dem Ebola-X-Virus, das zuerst in Baltimore aufgetaucht war. Da die Infrastruktur des Landes ringsum zusammenbrach, war es keine leichte Aufgabe, den Erreger zu untersuchen, ehe sich die Seuche weiter verbreitete.

»Aber unser Projekt hatte Vorrang vor allen anderen und wir unterstanden der Militärgerichtsbarkeit«, sagte Price. »Wir bekamen die Anweisung, eine gewaltige Operation zur Erforschung des Ebola-X-Virus durchzuführen, und daran hielten wir uns. Als Erstes benötigten wir Proben. Deshalb stürmte eine normalerweise für Biowaffen zuständige Sondereinheit in

Chemieschutzanzügen los und sicherte uns 30 Menschen aus einem Mietshaus als Studienobjekte. Sie wurden zum sogenannten *Bioknast* gebracht, einem abgesicherten Komplex, in dem sowohl eine Klinik als auch biologische Labors untergebracht waren.«

Er schluckte kurz. »Ich war bei dieser Operation dabei. Mehrere Menschen, die wir uns schnappten – und so war es wirklich, Nash, wir überfielen sie regelrecht, ohne Rücksicht auf irgendwelche Bürgerrechte –, lagen bereits sterbend im Koma. Viele verbluteten. Die Mehrheit war offensichtlich schon angesteckt und vor Angst halb von Sinnen.«

Und das war, wie Price erzählte, erst der Anfang ihrer Leidensgeschichte. Im *Bioknast* wurden sie in hermetisch abgedichtete Isolationszellen eingesperrt. Es dauerte nur Stunden, bis auch die gesundheitlich stabileren Menschen zusammenbrachen. Das neue, stärkere Ebola-X-Virus verbreitete sich sehr

schnell. Es sei ein mitleiderregender Anblick gewesen, sagte Price, die Menschen auf diese Weise sterben zu sehen. Ihre glasigen blutunterlaufenen Augen starrten ins Leere, aus den Nasen rann Blut, die Gesichter verwandelten sich aufgrund der massiven Zerstörung des Bindegewebes in gummiartige Schreckensmasken und das Gehirn war nur noch graues Gelee.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Die Forscher hatten zwar Blut- und Gewebeproben entnommen, brauchten aber auch Lebergewebe, das genau in dem Moment entnommen werden musste, bevor der Tod eintrat. Das bezeichnete man als »prä-mortale Biopsie«. Dazu wurde eine Biopsienadel in die Leber eingeführt, die genau wie alle anderen Organe begonnen hatte, sich zu verflüssigen.

»Sobald der Tod eintritt«, erklärte Price, »löst sich der Körper auf. Die nekrotischen Organe und Gewebe schmelzen dann

buchstäblich und es strömt sehr viel Blut aus, teerschwarzes Blut, in dem es vor Viren nur so wimmelt.«

Binnen 48 Stunden waren alle Versuchspersonen gestorben.

Price hatte zu seiner Verblüffung festgestellt, dass das Ebola-X-Virus zwar ähnlich wie das Ebola- und Marburg-Virus agierte, indem es Bindegewebe, Organe und andere Körperteile wie ein bösartiger Wolf angriff, aber zugleich Symptome der Strahlenkrankheit auslöste. »In Fort Detrick haben wir viele Menschen gesehen, bei denen die Gesichter aufgrund von Geschwüren aufgeplatzt und Haare und Zähne ausgefallen waren, so als wären diese Leute einer sehr hohen Strahlendosis ausgesetzt gewesen. Aber das hat allein das Ebola-X-Virus bewirkt. Darüber hinaus hatten alle daran Erkrankten Wahnvorstellungen und viele wurden psychotisch, als das Virus sich durch ihre Gehirne fraß.«

All das, was Price sagte, ließ mich an die Krätzekranken denken, aber vielleicht hatte deren Krankheit auch gar nichts mit Ebola X zu tun.

Während sich Schatten über Prices Gesicht legten, die seine Züge scharf hervortreten ließen, fuhr er in seinem Bericht fort. »Wir haben eine ganze Reihe von Biopsien durchgeführt und genau das gefunden, was wir erwartet hatten. Die Leber war gelb und hatte sich verflüssigt. Die Nieren waren rupturiert, die Gedärme voller Blut und verfault, genau wie alle Organe und das Bindegewebe. Alles war nekrotisch und hatte sich aufgelöst. Jeder Körper war nur noch hochgradig verseuchter Bioabfall.«

Price hielt kurz inne. »Als Nächstes machen wir uns daran, eine Kultur des Organismus anzulegen. Wir entnahmen den Toten organisches Gewebe und taten es zusammen mit lebenden Zellen, die wir bei der Biopsie von Lebern gewonnen hatten, in Glaskolben.

Anschließend führten wir verschiedene Untersuchungsreihen durch, bei denen wir Blut, Schleim, andere Sekrete oder auch aufgelöste Organe verwendeten. Dann stellten wir die Gefäße in einen Inkubator, der menschliche Körpertemperatur hatte. Innerhalb von zwei Tagen hatten wir eine blühende Virus-Kultur und konnten den ersten Blick auf unser Monster werfen.«

Price schwieg eine Weile. Ich hatte den Eindruck, er hätte das, was er mir gleich enthüllen würde, lieber stillschweigend mit ins Grab genommen. Obwohl er zuweilen so klinisch-nüchtern sprach, dass es schon fast brutal wirkte, machten ihm diese Dinge innerlich schwer zu schaffen.

»Wir waren beim Virus stehen geblieben«, sagte ich schließlich, als sich sein Schweigen schon recht lange hingezogen hatte.

»Ja. Wir legten es unter den Strahler, das heißt unter das Auge des

Elektronenmikroskops. Und sahen ein Filovirus, das den Ebola- und Marburg-Viren stark ähnelte.«

Filoviren oder »fadenförmige Viren« sind in der Welt der Mikrobiologie etwas ganz Besonderes, wie ich erfuhr. Während viele Viren die Form von Kugeln oder Stöpseln haben, sehen die Filoviren recht bizarr aus, denn sie ähneln geflochtenen Seilen oder sich windenden Würmern. Manchmal werden sie mit Spaghetti verglichen. Price sagte, selbst Mikrobiologen empfänden sie als irgendwie hinterhältig und böartig – ein Gefühl, das sich jedem, der sich mit diesen Viren befasste, unweigerlich aufdrängte.

»Wir hatten eindeutig ein Ebola-Virus vor Augen, allerdings ein mutiertes. Einen neuen, unglaublich tödlichen Strang. Unter dem Mikroskop lag ein länglicher viraler Körper, aus dem sich Dutzende schmaler, schleifenartiger Fäden wanden. Sie sahen

wie weiße Würmer oder Tentakel aus«, erklärte Price.

Die Wissenschaftler konnten beobachten, wie Ebola X brutal und hemmungslos in gesunde Zellen eindrang – eine nicht aufzuhaltende Armee von Killermikroben. Die Viren schickten ihre fadenähnlichen Tentakel aus und griffen eine Zelle nach der anderen an. Sobald sie eine Zelle befallen hatten, entnahmen sie ihr Nährstoffe und genetisches Material – schlachteten sie sozusagen aus – und bildeten *Inklusionskörper*, kristalline Blöcke des reinen Virus. Diese Replikationen bereiteten sich darauf vor, »auszuschlüpfen« und weitere Zellen zu attackieren. Die befallene Zelle war zu diesem Zeitpunkt bereits zu groteskem Umfang angeschwollen, ging buchstäblich schwanger mit dem Virus. Jeder Inklusionskörper bewegte sich nach außen, auf die Zellwand zu, und explodierte nach der Berührung in Hunderte neuer Viren. Während die Viren die Zellwand

durchstießen, blähte sich die Zelle weiter auf, bis sie schließlich zerplatzte. Auf diese Weise wurden die neuen Viren freigesetzt und begaben sich auf die Suche nach neuen Wirtszellen, die sie ausschachten konnten, um sich danach erneut zu vervielfältigen und nach Zerplatzen der Wirtszellen weitere Opfer zu befallen. Dieser Prozess wiederholte sich ständig in absolut alarmierender Progression.

»Ein solcher Prozess ist bei genauer Betrachtung tatsächlich grauenvoll«, bemerkte Price. »Es sind Viren, die ad infinitum weitere Viren produzieren, Blöcke bilden, in denen es von Hunderten von Nachkommen nur so wimmelt. Und sobald die Wirtszelle zerplatzt ist, werden sie durch die Blutbahn geschwemmt, haften sich an jede verfügbare Zelle und verbreiten das ursprüngliche Virus im ganzen Körper.«

Das empfand ich nicht nur als grauenvoll, sondern geradezu als unheimlich. Nach und

nach setzten sich Vorstellungen in mir fest, bei denen mir eiskalt wurde: Alles fügte sich zu dem zusammen, was ich in meinen Träumen gesehen hatte.

»Ich werde niemals vergessen, wie ich das Monster zum ersten Mal beobachten konnte«, fuhr Price fort. »Es wirkte fast obszön. Die tödliche Schönheit des Ebola-Virus hat mich, so seltsam das klingen mag, stets fasziniert, aber dieser mutierte Virenstamm jagte mir schon beim ersten Anblick Angst ein. Du hättest es sehen sollen, Nash, dann wüsstest du, von was ich rede. Dieser lange Körper, aus dem sich Dutzende weißer Würmer wanden ... wie Schlangen, wie Vipern. Ich dachte ... Ja, beim ersten Anblick glaubte ich, ins Gesicht der Medusa zu sehen.« Er wischte sich Schweiß von der Stirn. »Ich hatte das überaus merkwürdige Gefühl, diesem Monster sei bewusst, dass ich es beobachtete – das Gefühl, es sehe mich in der Gewissheit an, dass es mein Herr und

Meister sei. Das Böse in Reinkultur. Ich ... Mein Gott, schon bei diesem Anblick hätte ich mir am liebsten die Pulsadern aufgeschlitzt.«

Die Medusa.

Eine Zeit lang saß ich wie erstarrt da, rauchte meine schal schmeckenden Zigaretten, blickte ins Feuer und dachte über das Ende meiner Spezies nach. Denn das kam auf uns zu, ich konnte es nicht mehr leugnen. Der Krieg hatte die Menschheit merklich ausgedünnt und das, was von ihr noch übrig war, geschwächt. Aber Ebola X würde uns jetzt den Rest geben, würde die Spezies Mensch auslöschen. Und unser Mörder war nicht irgendeine blindwütige Mikrobe, sondern ein auf grauenhafte Weise mutiertes Virus, das sich weiterentwickelt hatte, genau wusste, was es tat, und sich ein Vergnügen daraus machte.

Ohne zweimal darüber nachzudenken, platzte ich schließlich mit allem heraus,

erzählte Price von meinen Träumen und von der Medusa. Beschrieb ihm, wie sie aussah, sagte ihm, für was ich sie hielt, teilte ihm mit, dass sie derzeit von Osten nach Westen zog und Leichen ihren Weg pflasterten.

»Nicht zu fassen«, murmelte er. »Und du nimmst an, dass das Schattengebilde dich von der Medusa wegführen will? Zu irgendeinem unbekannten Bestimmungsort?«

»Ja, es will unbedingt, dass wir nach Nebraska weiterziehen.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber warum Nebraska? Wieso nicht South Dakota, Wyoming oder Montana? Ich weiß es nicht.«

»Na ja, es könnte wohl einen Grund geben. Den *Creek*.«

»Den *Creek*?«

»Ja, genauer gesagt *Bitter Creek*, das ist ein Ort in Nebraska. Dort war eine militärische Sicherheitseinrichtung der Stufe 4 untergebracht, die wir in Detrick nur als *Creek* bezeichneten. Es war eine

Forschungseinrichtung, die sich mit der höchsten Biogefahrenklasse befasste und zugleich der Lagerung von biologischen Gefahrenstoffen diene. Alle flüsterten nur, wenn Creek erwähnt wurde.«

Mir lief ein Schauer über den Rücken.
»Und was ... lagert dort?«

»Biowaffen. Jeder hässliche Bazillus, den wir genetisch verändert haben, befindet sich an diesem Ort – jedenfalls erzählte man sich das bei uns in Detrick. In den Welten der Virologie und Mikrobiologie hatte Creek einen ähnlichen Ruf wie Area 51, das militärische Sperrgebiet in Nevada.«

Bitter Creek, das passte.

Dem Schattengebilde hatte das sicher gefallen. Das war's dann also. Das Ende war in Sicht. Wir würden nach Bitter Creek fahren. Ich der Leithammel, dem die anderen folgen würden. Mitten ins Herz der Dunkelheit, direkt ins finstere Tal, wie es in der Bibel so schön heißt.

Direkt in die Hölle.

BITTER CREEK, NEBRASKA

1

Als wir die Staatsgrenze zu Nebraska überquert hatten, gerieten wir in einen Sturm. Das Unwetter begann mit Regen, Hagel und heftigen Böen, die den Jeep fast von der Straße gefegt hätten. Doch bald schon trafen uns nicht nur Regentropfen oder Hagelkörner in der Größe von Golfbällen, sondern alle möglichen Trümmer. Beim Auffrischen hatte der Wind alles aufgesammelt, was nicht niet- und nagelfest war, und als er sich zum Wirbelsturm entwickelte, beschoss er uns mit allen möglichen Objekten, sodass der Jeep bebte, wackelte und ins Schlingern geriet. Es war so, als müssten wir mitten durch Artilleriefeuer fahren.

Wenn das unsere Begrüßung im *Cornhusker State* sein sollte, so war es keine besonders freundliche. Vermutlich hätte mein alter

Kumpel Specs diese Art von Willkommen ein böses Omen genannt.

Carl lenkte den Jeep von der Interstate 80 hinunter und danach quer durch landwirtschaftliches Gebiet. Schließlich hielten wir vor einer riesigen Scheune an, die mir so lang wie ein Fußballfeld vorkam. Beim Aussteigen schützten wir unsere Köpfe vor dem Beschuss von oben und huschten sofort ins Trockene, froh, diesen Unterschlupf gefunden zu haben.

Mitten durch die Scheune führte ein betonierter Gang; rechts und links davon lagen Boxen für das Vieh, alle mit jeder Menge Heu gefüllt. Früher mussten sie hier viele Rinder gehalten haben.

Carl, Mickey und ich beobachteten von der Tür aus den Sturm, der uns ein eindrucksvolles Spektakel bot. Immer noch regnete es, doch hin und wieder ging auch ein Trommelfeuer von Hagel auf die Erde nieder. Den tiefschwarzen Himmel säumten strahlend

rote und indigoblaue Streifen, die wie Nordlichter schimmerten und sich ständig auszudehnen schienen. In der Ferne tauchten Blitze die ländliche Gegend in grelles Licht; diese Blitze flackerten so plötzlich auf und bildeten so seltsame Lichtbogen, dass ich an einen Luftangriff denken musste. Die Donnerschläge ließen die Scheune erzittern.

»Das verdamnte Gewitter hat den Jeep schwer gebeutelt«, sagte Carl. »Aber er ist noch fahrtüchtig, zumindest auf absehbare Zeit.«

»Wir müssen nur irgendwie nach Bitter Creek kommen«, erwiderte ich.

»Und wo liegt das?«

»Laut Price im Norden, im Boone County.«

Mickey nickte. »Also gut. Und was erwartet uns in Bitter Creek?«

»Das müssen wir an Ort und Stelle herausfinden.«

Ich hatte nicht vor, ihnen zu erzählen, was ich dachte oder spürte, und wollte sie auch

nicht in das einweihen, was Price über die Bioeinrichtung dort wusste. Es hatte keinen Zweck, ihnen noch mehr Angst einzujagen, als sie sowieso schon hatten. Denn die las ich in ihren Augen: große Angst, begleitet von innerer Erregung. Ihnen war klar, dass wir uns unserem Bestimmungsort näherten – dass etwas sehr Wichtiges hinter der nächsten Ecke auf uns wartete.

»Vielleicht ist es paradiesisch schön dort.« Mickeys Stimme triefte vor Sarkasmus. »Vielleicht ist es das Licht am Ende des Tunnels.«

Carl kramte eine Zigarette hervor. »Klar doch, Liebling. Vielleicht aber auch die Hölle auf Erden.«

»Lasst uns erst mal diesen Sturm aus-sitzen«, sagte ich.

Ich überließ sie ihren Spekulationen und ging zu den anderen hinüber, die auf einem niedrigen Steintrog saßen. Janie hatte einige Fertiggerichte aufgemacht und Texas Slim

unterhielt die Gruppe mit der Geschichte über einen Tornado, der über die Farm seiner Tante in Oklahoma hinweggefegt war. Das war die Art von Rahmenprogramm, die er zu solchen Festessen gern beisteuerte. Ich hatte keinen Hunger, hörte Texas' Räuberpistolen aber zu. Er erzählte, wie Kühe in den Trichter gesogen worden waren und ihre böse zugerichteten Kadaver später mehr als 30 Kilometer weiter auf dem Parkplatz eines *All-you-can-eat-Grillschuppens* gelandet waren. »Wenigstens hatten die Verwendung für all das Rindfleisch.«

Ich entfernte mich von der Gruppe – was Morse im Bild festhielt – und lehnte mich gegen das Geländer einer Viehbox. Der scharfe Essensgeruch drehte mir den Magen um. Während ich dort allein stand und eine Zigarette nach der anderen rauchte, fragte ich mich, ob ich diese armen Menschen in den sicheren Tod führte.

Als ich geistesabwesend aufblickte, sah ich, dass Janie sich zu mir gesellt hatte.

»Über was denkst du nach, Nash?«, fragte sie, obwohl ich ihrer Miene anmerkte, dass es ihr im Grunde völlig egal war. »Über irgendetwas Wichtiges oder nur über Mickeys Titten?«

»Über Mickeys Titten natürlich.«

Janie schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

»War doch nur ein blöder Witz«, erklärte ich. »Komm schon.«

Sie blieb, zeigte jedoch deutlich, dass sie auf meine Gesellschaft gut und gern hätte verzichten können, und wie hätte ich ihr das verübeln sollen?

Alle Männer sind insgeheim geile Böcke, stimmt's? Aber nur Idioten treiben es wirklich bei erstbesten Gelegenheit.

»Ich hab an all diese Menschen gedacht, die hier versammelt sind.«

»Was ist mit ihnen?«

Ich stieß Rauch aus und wünschte mir dabei, endlich mit dem Rauchen aufhören zu können, obwohl mir klar war, dass es jetzt sowieso keine Rolle mehr spielte. »All diese Menschen folgen mir, weil sie mir aus irgendeinem Grund vertrauen. Vielleicht auch, weil sie Angst vor dem Schattengebilde haben. Oder weil sie glauben, dass das Schattengebilde – oder ich – sie beschützen kann. Meistens stellen sie gar nichts infrage, sondern nehmen einfach alles hin. Und das beunruhigt mich. Mich beunruhigt dieses bedingungslose Vertrauen.«

»Na ja, einen Kerl wie dich muss wohl jedes bedingungslose Vertrauen beunruhigen«, erwiderte Janie spitz. Als sie merkte, dass ich nicht vorhatte, auf ihre Sticheleien einzugehen, setzte sie nach: »Sie brauchen etwas, an das sie glauben können, Nash. Jeder braucht so etwas, ganz besonders in diesen Zeiten. Und du musst zugeben, dass sie größtenteils Glück mit dir gehabt haben.«

»Specs und Sean haben kein Glück gehabt.«

Doch Janie hatte keine Lust, über Tote zu reden. »Es macht dir also zu schaffen, dass sie an dich glauben?«

»Allerdings.« Ich drückte die Zigarette aus. »Unser Reiseziel ist ein Ort namens Bitter Creek, Janie. Ich weiß nur, dass sich dort, wie Price erzählt hat, ein militärisches Lager für Biowaffen befindet. Mehr weiß ich nicht. Aber mir ist klar, dass ich dorthin muss. Und auch, dass dort alles enden wird. Ich muss dort jedenfalls hin, weiß aber nicht, was mit euch Übrigen ist. Und im Moment frage ich mich, ob ich euch nicht bitten sollte, einfach weiter nach Westen zu fahren und mich in Bitter Creek abzusetzen. Mir ist nicht wohl bei der Vorstellung, euch alle in eine schlimme Geschichte mit hineinzuziehen.«

»Hm. Plötzlich hat dich also der Wunsch gepackt, die Leben der anderen nicht zu gefährden?«

»Ja.«

»Dazu ist es zu spät, Nash. Du wirst die nicht mehr los, sie folgen dir überallhin.«

»Und was ist mit dir?«

Sie musterte mich mit ihren kühlen blauen Augen. »Ich hab meine eigenen Gründe, bei dir zu bleiben. Und glaub mir, die haben nichts mit liebevollen Gefühlen für den Menschen zu tun, zu dem du geworden bist.«

»Warum sagst du mir nicht, was für ein Mensch ich inzwischen in deinen Augen bin?«

»Was würde das schon nützen?«

Als sie sich abwandte, griff ich nach ihrer Hand, aber sie stieß sie weg, als hätte sie gerade eine Klapperschlange berührt.

»Fass mich nicht an, Nash. Dazu hast du kein Recht mehr. Ich werde genau wie die anderen bei dir bleiben. Aber nur, weil ich es muss. Nicht, weil ich es will.«

»Riechst du das?«, fragte Carl mich etwa zehn Minuten später und riss mich damit aus meinen Grübeleien.

Der Wind kam jetzt aus entgegengesetzter Richtung und fegte durch die halb offen stehende Hintertür der Scheune. Er brachte Verwesung und Fäulnis mit sich, den Gestank des Todes. Es war ein Gestank, der mir vertraut war: der Gestank aller Städte in diesem Land und vermutlich in der ganzen Welt. Dennoch hatte ich in dieser abgelegenen Scheune nicht damit gerechnet. Er war wirklich penetrant und ekelerregend und wurde von Minute zu Minute schlimmer.

Carl, Texas und ich griffen nach unseren Waffen.

Während wir, immer dem Geruch nach, bis zum anderen Ende der Scheune gingen, wuchs bei mir mit jedem Schritt das Gefühl innerer Beklemmung. Wir konnten keine weiteren Probleme gebrauchen, mussten nach Bitter Creek. Reichten die Probleme

denn nicht, die dort mit Sicherheit auf uns warteten?

»Da ist irgendwas, bei der Box da drüben«, sagte Texas, der die Desert Eagle gezogen hatte.

Carl schlich sich mit der Kalaschnikow zur Box. Ich folgte ihm.

Leichen.

In den Fußboden war eine Art Wanne oder Grube eingelassen, deren Zweck ich nicht kannte. Es lagen fünf oder sechs Leichen darin, die sich bereits grünlich verfärbt hatten und aufgrund der Verwesung schwammig aussahen. Alle waren aufgedunsen, ihre Ausdünstungen unerträglich.

»Scheiße«, sagte Carl.

Plötzlich bewegte sich eine der Leichen, gleich darauf auch eine andere. Es war unglaublich, aber ich sah es mit eigenen Augen. Und trotz allem, was ich mittlerweile an grauenvollen Erscheinungen zu sehen bekommen hatte – und das war ja nicht

wenig –, packte mich eine irrationale, von Aberglauben gespeiste Angst vor lebenden Toten.

Doch hier war nichts Übernatürliches im Spiel.

Die Leichen waren von Parasiten befallen. Ein sehr weißer, sehr glatter Leichenwurm – er war mit Schleim überzogen und dampfte geradezu – glitt aus der Augenhöhle eines Toten. Er war sehr lang. Mindestens 90 Zentimeter des Körpers schwankten in der Luft von einer Seite zur anderen, während sich der untere Teil des kolbenförmigen Kopfes so öffnete und schloss, als atmete er.

Carl halbierte die wedelnde Masse mit seinem Schuss, ehe der Wurm Gelegenheit hatte, uns mit seinen Verdauungsenzymen zu bespritzen. Während sich der abgetrennte Teil in einen gallertartigen schwärzlichen Glibber verwandelte, glitt der Rest in die Augenhöhle zurück.

»Vielleicht sollten wir diese Leichen einäschern«, meinte Carl.

»Wieso?«, fragte Texas Slim. »Sobald diese Würmer alles verzehrt haben, werden sie wegen des Fleischmangels doch sowieso verhungern.«

Ich gab ihm recht.

Texas und ich drehten um, weil wir zu den anderen zurückkehren wollten. Als ich ihnen zurief, es sei nur ein großer Wurm gewesen, waren sie merklich erleichtert. Carl, der hinter uns ging, richtete die Kalaschnikow, wie es nun mal seine Art war, trotzdem auf die Grube und feuerte zwei Salven mit je drei Kugeln auf sie ab.

Und in diesem Moment hörten wir Gebrüll.

3

Mit erhobener Schaufel stürmte ein Mann auf uns zu. Mir war nicht klar, wo er sich versteckt hatte, vielleicht unter dem Stroh. Jedenfalls griff er Carl an, ehe einer von uns

ihn daran hindern oder Carl die Waffe einsetzen konnte. Als er mit der Schaufel ausholte, duckte Carl sich, sodass sie seinen Kopf knapp verfehlte. Das Schaufelblatt schlug mit solcher Gewalt auf dem Beton auf, dass Funken sprühten.

Gleich darauf zog Carl ihm mit dem Kolben der Kalaschnikow eins über den Kopf und der Mann stürzte zu Boden. Es war ein schäbig gekleideter Alter mit weißem Bart. Während er sich auf die Knie rappelte, atmete er schwer; von seinen Schläfen rann Blut.

Carl richtete die Waffe auf ihn.

»Wir werden dir nichts tun«, beruhigte ich ihn. Daraufhin sah er mich wie ein verstörtes Tier mit wildem, verwirrtem Blick an und murmelte irgendetwas, aus dem ich nicht schlau wurde. Als er den Rest der Gruppe, der inzwischen zu uns gestoßen war, bemerkte, geriet er in Panik und kroch auf

allen vieren auf die Hintertür zu. Carl wollte ihm nachgehen.

»Lass ihn ziehen«, sagte ich.

Er schaffte es bis zu der breiten Scheunentür und schob sie auf. Sofort schlug Regen herein, es goss immer noch in Strömen. Binnen Sekunden war der Alte völlig durchnässt, rannte aber trotzdem ins Freie und rief dabei irgendetwas. All das dauerte nicht einmal eine Minute.

Wir sahen, wie er, von Regen und Wind schwer gebeutelt, erst hierhin, dann dorthin rannte. Und plötzlich ... schrie er auf. Etwas Großes schlängelte sich auf ihn zu, packte ihn und zerrte ihn mit sich. Es ging so schnell, dass wir nicht erkennen konnten, wer oder was ihn angegriffen hatte. Mir kam es so vor, als wäre eine Riesenschlange aus dem Zwielficht auf ihn zugeschossen.

Er schrie noch einmal auf, dann herrschte Stille.

Mit gezogenen Waffen spähten wir nach draußen, aber es blieb ruhig. Es war nur das unablässige Prasseln des Regens zu hören, der sich zu Pfützen sammelte und gegen die Seitenwände der Scheune schlug.

4

Als sich Sturm und Regen zwei Stunden später endlich legten, waren wir fest davon überzeugt, dass auf den Weiden und Kornfeldern ringsum irgendetwas Unbekanntes lauerte. Wir konnten es zwar nicht sehen, doch schon seit geraumer Zeit hatten wir leises Quieken und lautes Kreischen gehört. Und einmal auch ein widerhallendes Geräusch, als hätte jemand mit einem überdimensionalen Fuß gestampft.

Das Unwetter war einem rosafarbenen Nebel gewichen, allerdings verriet uns der Geigerzähler, dass er harmlos war. Doch obwohl wir keinen Fallout befürchten mussten, lastete er so schwer auf uns, als wollte er uns

die Luft zum Atmen nehmen. In Anbetracht der seltsamen Geräusche in unserer Nachbarschaft sagte mir die Vorstellung, zu Fuß zum Jeep hinüberzulaufen, keineswegs zu. Zumal der Wagen im Nebel nur als Schemen auszumachen war.

»Es könnte sich als ratsam erweisen, abzuwarten, bis sich der Nebel hebt«, erklärte Price feierlich.

Ich wollte ihm widersprechen, weil wir weiterfahren mussten. Was mich auch antreiben mochte: Wir mussten so schnell wie möglich nach Bitter Creek, das wusste ich einfach. Jede Stunde zählte.

Alle reagierten auf den Vorschlag unseres Wissenschaftlers mit eisigem Schweigen. Alle – bis auf Mickey. »Ich glaube, er hat recht, Nash.«

Aber niemand unterstützte Mickey, das sah ich den Gesichtern an.

»Ich geh schon mal zum Jeep«, sagte Carl. »Nash, du kommst mit mir. Und du, Texas,

führst auf mein Zeichen hin die anderen hinaus.«

In diesem Moment wurde mir klar, dass es den anderen genauso ging wie mir. Auch sie spürten eine innere Unruhe, die sie zum Weiterfahren drängte.

Carl ging hinaus und ich hielt mich unmittelbar hinter ihm. Sofort legte sich der Nebel feucht, fast klebrig über mein Gesicht. Schon nach drei Metern war von der Scheune hinter uns nichts mehr zu sehen. Der Nebel, der mir mit jeder Sekunde dichter und erstickender vorkam, hatte sie einfach verschluckt. Inzwischen hatte er sich zu einer milchig-trüben Suppe zusammengebraut und eine weißliche Färbung angenommen.

Als wir den Jeep endlich fanden, seufzten wir erleichtert auf. »Alles in Ordnung«, rief ich den anderen zu und wischte die Feuchtigkeit von meinem Gesicht. »Kommt rüber.«

Carl setzte sich sofort hinter das Lenkrad und versuchte zu starten, doch die Zündung funktionierte nicht, der Motor heulte nur kurz auf und erstarb gleich wieder. Ich stand kurz vor einer Panik und hielt den Atem an, denn manchmal versagte die Elektronik nach so schweren Unwettern – und zwar auf Dauer. Doch schließlich sprang der Wagen an und der Motor gab im Leerlauf beruhigend gleichmäßige Geräusche von sich. Ich holte tief Luft.

Allerdings war mir klar, dass wir hier draußen nicht allein waren. Hin und wieder hörte ich in der Ferne schleifende Geräusche und sah, wie sich gespenstische Silhouetten durch die Nebelschwaden bewegten.

Plötzlich nahm ich hinter dem Jeep eine Bewegung wahr, doch ehe ich die Waffe ziehen konnte, war der Spuk auch schon vorbei.

»Beeilt euch!«, rief ich den anderen zu und versuchte, jede Richtung gleichzeitig im Auge zu behalten.

Erneut huschte irgendetwas vorbei – diesmal so nah, dass ich es mit einem Schuss hätte treffen können. Aber das, was ich sah, war so bizarr, dass ich zögerte: ein geducktes Lebewesen, das auf allen vieren lief und fast wie ein Schwein aussah – wie ein riesiges, fettes, leichenblasses Borstenvieh. Mit einem menschenähnlichen Gesicht.

Ringsum vernahm ich Getrampel, konnte wegen des Nebels aber nichts erkennen.

Carl stieg aus dem Jeep. »Kommen die anderen jetzt endlich oder was?«

Fast im selben Moment hörte ich erneut Getrampel und ein schrilles Quieken. Irgendetwas tauchte aus dem Nirgendwo auf und rannte Carl um. Als ich zu ihm eilen wollte, stürmte ein mutiertes Lebewesen mit Schweinskopf auf mich zu. Ich beschoss es mit zwei Patronen und feuerte drei weitere auf gut

Glück auf die im Nebel herumgeisternden Silhouetten ab, doch dann traf mich etwas von hinten, sodass ich zu Boden ging. Im Aufspringen schoss ich erneut, hörte Carl zugleich aufschreien und rannte zu ihm. Eine dieser bizarren Kreaturen – auch dieses Exemplar ähnelte einem Schwein, nur war der Körper weiß und völlig aufgebläht – hatte sich über ihn gewälzt, sodass er trotz heftiger Gegenwehr nicht aufstehen konnte, bearbeitete ihn mit den gespaltenen Hufen und versuchte, die Schnauze in seine Kehle zu graben. Ich trat es zwei- oder dreimal heftig in die Flanken, bis es von ihm abließ. Am liebsten hätte ich es erschossen, hatte aber Angst, Carl zu treffen. Schließlich rollte die speckig glänzende Kreatur von ihm herunter und richtete sich auf. Das Gesicht wies sowohl Züge eines Schweins als auch solche eines Menschen auf. Die rosafarbenen glitzernden Äuglein dieses mutierten Scheusals waren auf mich gerichtet, während es

aufgebracht schnaubte und quiekte. Dabei enthüllte es ein Maul, in dem ich so etwas wie ein Atemloch und scharfe, gekrümmte Zähne wie bei einer Klapperschlange entdeckte, nur waren diese gelb.

Als es auf mich zustürmte, drückte ich dreimal ab. Schwer getroffen, stürzte es zwar zu Boden, lebte aber noch.

Mit der Kalaschnikow verpasste Carl dem Scheusal einen Kopfschuss.

Es blieb im Matsch liegen und trat mit den Beinen um sich – mit Dreck bespritzt, von Blättern übersät und mit dunkelrotem Blut besudelt, das sich fast schwärzlich von dem leuchtend weißen Fleisch abhob. An drei oder vier Stellen wies der Schädel Einschusslöcher auf, aus denen im Takt des Herzschlags geleeartiges Blut schoss.

»Lieber Herr Jesus!« Carl wandte sich ab.

Wie ich wusste, hatte Texas die anderen vorsichtshalber zurück in die Scheune geschucht. Jetzt meldete er sich.

»Ja, bring sie rüber«, rief ich ihm zu, denn von den mutierten Schweinen war nichts mehr zu sehen. Trotzdem hatte ich die Beretta gezogen.

Als Texas mit den anderen losging, konnte ich sie nicht einmal sehen, wohl aber hören, wie sie die matschige Auffahrt entlangstolperten und durch Pfützen platschten. Und plötzlich war da noch ein anderes Geräusch. Hatte mich schon der stotternde Motor in Panik versetzt, schlug mein Herz jetzt, als wollte es mir aus der Brust springen. Es war ein ohrenbetäubend lautes, fast weinerliches Brüllen, das die Welt ringsum erzittern ließ.

Ich riss die Wagentüren auf, stieß Janie und Mickey hinein, danach Texas. Ja, fast hätte ich es geschafft, alle rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Doch dann schrie Price, der Nachzügler, auf. Er war um das Heck des Jeeps herumgegangen, um hinten auf der Fahrerseite einzusteigen, und dort hatte ihn irgendetwas angefallen. Wie das unbekannte

Wesen, das den verrückten alten Bauern weggeschleppt hatte, hatte sich diese Kreatur um Price geschlungen – ein schwarzer, glatter und flacher, schlangenähnlicher Körper, dessen Außenseiten wie die Fallen fleischfressender Pflanzen mit Stacheln oder Zacken besetzt waren.

Ich schoss, genau wie Carl. Ohne große Hoffnung, damit irgendetwas zu bewirken.

Price wurde weggezerrt und verschwand, allerdings nicht irgendwo im Nebel, sondern unmittelbar über uns, wo der unbekannte Angreifer offenbar in der Luft schwebte.

Als Morse damit begann, die Szene wie ein Kriegsberichterstatter im Bild festzuhalten, stieß ich ihn grob zur Seite. Carl sprang in den Jeep und ich hatte es auch vor, nur schoss plötzlich etwas aus dem Nebel, traf mich wie eine Peitsche und schleuderte mich mehrere Meter vom Wagen weg.

Carl schrie auf und irgendjemand im Jeep rief meinen Namen. Gern hätte ich geglaubt,

dass Janie sich Sorgen um mich machte, aber es war bestimmt Mickey.

Nach Atem ringend, schaffte ich es auf die Knie und blickte nach oben.

Der Angreifer waberte direkt über mir, größer als ein Wohnwagen. Ein riesiges aufgeblähtes Monster, an einigen Stellen mit glitschigem Pelz überzogen, an anderen mit harten Stacheln oder Zacken besetzt. Es hing so in der Luft, als wäre es mit Gas gefüllt, was sogar zutreffen mochte. Zuerst hielt ich es, obwohl das eigentlich absurd war, für eine Spinne, aber natürlich war es keine, sondern ein mir fremdes Lebewesen. Ich entdeckte mehrere Gruppen kugelförmiger orangefarbener Augen und jede Menge Gliedmaßen, die Tentakeln ähnelten, aber so segmentiert waren wie der Hinterleib von Skorpionen. Diese Gliedmaßen, die rosig glänzten und pulsierten, hatten sägeartige Zacken. Mitten in der grotesken schwebenden Masse

des Monsters saß ein großer schwarzer Schlund.

Ich kam mir wie eine Fliege im Spinnennetz vor. Da ich wusste, dass es in keiner Richtung ein Entkommen gab, rührte ich mich nicht von der Stelle. Blieb wie betäubt in der Hocke sitzen und spürte dabei den überwältigenden Drang zu pinkeln.

Wie eine Ausgeburt des Nebels waberte die Masse über mir, während hin und wieder ein Schauer durch ihre Gliedmaßen lief. Und dann entdeckte ich etwas in dem schwarzen Schlund. Price. Das Monster verspeiste ihn sabbernd, saugte und kaute an ihm herum. Dabei fiel etwas aus diesem gigantischen Maul und schlug scheppernd auf dem Boden auf: der glänzende, völlig abgenagte Oberschenkelknochen eines Menschen.

Fast hätte ich hysterisch gekichert.

Langsam, quälend langsam, begann ich mich vorwärtszubewegen, auf den Jeep zu.

Es kam mir so vor, als wäre er mindestens zwei Straßenzüge von mir entfernt.

Wie eine Schnecke schob ich mich zentimeterweise vorwärts, sodass ich für anderthalb Meter zehn Minuten brauchte. Das Monster schmatzte und kaute immer noch, aber seine Gliedmaßen zuckten und bebten gelegentlich – vielleicht, weil es die Beute wahrnahm. Es mochten aber auch nur Reflexe dieser fremdartigen Muskelstruktur sein.

Der Jeep.

Ganz nah.

Als mich nur noch knapp zwei Meter vom Wagen trennten, geriet ich in Panik und robbte wie ein Irrer durch den Matsch auf den Jeep zu. Und in diesem Augenblick erwachte das Monster aus seiner Starre, glitt weiter und fuhr seine Gliedmaßen aus. Die Tentakel – mein Gott, es mussten Dutzende sein – wedelten hin und her. Wie suchende Finger begannen einige den Boden

abzutasten. Derweil fraß das Monster ungerührt weiter und ließ dabei Knochen und anderes auf den Boden fallen. Der Anblick machte mich krank.

Zumindest die Teile der Masse, die aus dem Nebel herausbaumelten, konnte ich jetzt recht deutlich sehen. Nein, das war keine mutierte Spinne, sondern eher eine gigantische Qualle mit sich windenden rosafarbenen Tentakeln. Sie hätte direkt einem Horrorfilm der 1950er Jahre entsprungen sein können, einem dieser B-Movies von Roger Corman.

Ich hatte genug gesehen, sprang auf, spürte, wie mir etwas über den Kopf strich, rannte zur Tür auf der Beifahrerseite, riss sie auf und ließ mich auf den Sitz fallen. Kaum hatte ich die Tür zugeknallt, glitten Tentakel über das Wagendach und suchten nach dem, was ihnen entkommen war. Mehrere entsetzliche Sekunden lang schlängelten sich die rosafarbenen Fühler über die Wagenfenster,

schabten über die Scheiben und saugten sich daran fest. So verrückt es klingen mag: Sie erinnerten mich an die Putzgeräte, die in Autowaschanlagen zur Scheibenreinigung eingesetzt worden waren, als in unserer Welt noch Sauberkeit und Ordnung existiert hatten. Mehrere Dutzend Münder, die menschlichen Lippen ähnelten, sogten sich an den Scheiben fest.

Als sie sich schließlich frustriert zurückzogen, fuhr Carl mit quietschenden Reifen los. Noch während er anfuhr, schabte etwas über das Wagendach, und etwas anderes peitschte so heftig gegen das Heck, dass der Jeep ins Schwanken geriet. Über die Windschutzscheibe spritzte grellrotes Blut, das Carl mit den Scheibenwischern sofort beseitigte, um freie Sicht zu haben. Ich sah gerade noch, wie ein halbmenschlicher Schweinskopf über die Motorhaube rollte und dann auf dem Boden aufschlug.

Schließlich stießen wir wieder auf die Hauptstraße und setzten unsere Fahrt durch den Nebel fort.

Weder während dieser Fahrt noch später fragte ich meine Leute, wieso keiner von ihnen mir zu helfen versucht hatte, als ich in der Falle saß. Aber das war eigentlich auch überflüssig. Alle waren vor Angst wie gelähmt gewesen, das war mir klar.

5

Carl schlug einen Bogen um Omaha und lenkte den Jeep nach Norden, auf die U.S. Route 30. Je weiter wir fuhren, desto stiller wurde es im Wagen. Selbst die belanglosen Unterhaltungen verstummten nach einer Weile. Das Schweigen lastete so schwer wie der Nebel auf uns, und niemand wollte es durchbrechen.

Wegen des Nebels mussten wir langsam fahren, schließlich wollten wir nicht auf

irgendwelche abgestellten Autos oder Laster prallen.

Nach einer Stunde hielten wir in einer kleinen Stadt, um den Tank aufzufüllen. Ihren Namen habe ich vergessen, aber ich weiß noch, dass sie völlig tot war und sich düstere Stille über alle Straßen gesenkt hatte. Die Häuser waren grau und baufällig, von den Mauern schälte sich der Verputz. Die Rasen waren verwildert, in den Rissen des Straßenpflasters wucherte Unkraut. Alle Fenster waren verstaubt und leer. Hier musste jedes Leben schon vor langer Zeit ausgestorben sein. Mickey stieß in einem kleinen Park gegenüber der Tankstelle, wo Carl Treibstoff absaugte, auf ein paar Skelette. Aber sonst gab es keinen Zwischenfall.

Während wir weiterfuhren, schlief ich ein Weilchen. Als ich aufwachte, hatte Mickey ihren Kopf zum Schlafen auf meinen Schoß gebettet und die Knie bis zum Kinn angezogen. Ich begegnete Carls Blick, der anzüglich

grinste. Schließlich wurde Mickey wach und sah dabei so aus, als wäre sie nicht abgeneigt, genau das zu tun, was Carl ihr unterstellt hatte.

Immer noch war der Nebel ziemlich dicht.

Wir gelangten zu einer weiteren kleinen Stadt, deren Straßen menschenleer waren. Links und rechts sahen wir ausgebrannte Häuser, viele Autowracks, von Unkraut überwucherte Grundstücke und zersprungene Fensterscheiben.

»Schau mal«, sagte Mickey.

Da sah ich sie: Wir fuhren an Menschen vorbei, deren Gesichter von Wunden und Wucherungen entstellt waren. Bei manchen war das rohe, verfaulende Fleisch zu sehen. Die Körper waren von Geschwüren zerfressen. Auf jeden, der aufrecht dastand, kamen Dutzende, die auf dem Pflaster ausgestreckt lagen oder in den Gossen verroteten. Sie alle litten an Seuchen. Als sie uns mit Gegenständen bewarfen, die gegen den

Jeep prallten, stellte ich mir zu meiner Beruhigung vor, es wären nur faule Tomaten.

Nach mehreren Fahrtstunden bremsten wir schließlich wieder ab, denn ein Schild wies auf eine Kleinstadt hin. »Bitter Creek«, erklärte Carl.

6

Am ersten Abend fuhren wir nicht hinein, sondern kampierten in einem kleinen Park an der Straße. Es war schon spät und offensichtlich hatte keiner von uns Lust, die Kleinstadt im Dunkeln zu erkunden. Schon deswegen nicht, weil niemand wusste, was uns dort erwartete. Wir machten ein Lagerfeuer und hockten uns im Kreis darum, ohne viel zu reden. Es war eine schöne Nacht.

Der Nebel hatte sich gelichtet, sodass die Sterne gut zu sehen waren. Genauso mochte der Himmel vor zehn Jahren oder in irgendeiner Zeit vor dem Untergang unserer Welt ausgesehen haben. Das einzige

Verräterische war, dass hin und wieder ein blauvioletter Strahlenkranz am Horizont aufflackerte.

Ich dachte an Price und all das, was er mir erzählt hatte. Daran, wie sich seine Informationen mit denen zusammenfügten, die mir meine Träume vermittelt hatten. Es tat mir sehr leid, dass er ein solches Ende gefunden hatte. Er hatte nicht in den Nebel hinausgehen wollen, aber wir hatten ihn überstimmt. Hatte er eine Vorahnung gehabt, dass er im Nebel sterben würde? Vermutlich nicht. Er war lediglich ein sehr weiser Mann gewesen, der dumme Ideen sofort als solche erkannte.

Als ich die Augen fest zudrückte, sah ich nur noch die Gesichter lieber Freunde vor mir und schloss alles ringsum aus. Dann verblassten sie, und ich sah die Städte im Osten – ohne jedes Leben, vom Wind gebeutelt, voll schwelender Knochen. Östlich vom Mississippi war der Tod der Alleinherrscher, und nun kroch er langsam nach

Westen. Auch Iowa war inzwischen tot, genau wie Minnesota, Missouri, Oklahoma, Arkansas und das östliche Texas. Auch auf Kansas, South und North Dakota wartete das Grab. Und als nächster Bundesstaat, so war mir klar, würde Nebraska dran sein.

Die Medusa rückte immer schneller auf uns zu. Genau wie das Schattengebilde spürte ich, dass die Medusa auf ihrem Weg nach Westen eine Stadt nach der anderen verschlang. Mir brach der Schweiß aus und ich begann zu zittern. Zwischen mir und der Medusa bestand irgendeine psychische Verbindung, sodass ich ihren Vormarsch und den heißen Pesthauch, den sie überall verbreitete, unmittelbar spürte. Und sie hatte es auf mich abgesehen, das war mir bewusst.

»Geht's dir nicht gut, Nash?«, fragte Mickey. »Du siehst irgendwie seltsam aus.«

»Das tut er doch immer«, frotzelte Texas.

»Alles in Ordnung«, erwiderte ich.

Doch niemand glaubte es, schon gar nicht ich selbst.

Ich musterte meinen kleinen Trupp, blickte von einem zum anderen.

Der gute alte Carl, immer an meiner Seite. Mein loyaler Wachhund, genau wie Mickey gesagt hatte. Texas Slim, der sich stets über alles ringsum amüsierte. Mickey mit ihrem heißen Schlafzimmerblick, ständig darauf aus, mir zu gefallen. Janie, deren Liebe zu mir erkaltet war, die gewisse Dinge vor mir geheim hielt und einen Groll gegen mich hegte. Und Morse, der so verrückt war, wie man nur sein konnte, und ständig mit seiner Kamera herumalberte. Auf diese oder jene Weise hing ich an jedem von ihnen. Und deshalb mussten sie nun ihren eigenen Weg gehen, ohne mich. Doch mir war klar, dass sie nicht von meiner Seite weichen würden.

Weil auch sie sehen wollten, was auf uns lauerte.

Bis an die Zähne bewaffnet, zogen wir an diesem ersten Tag in die Stadt ein. Ich musste mir unbedingt ein genaues Bild von Bitter Creek machen. Wollte wissen, wie es aussah, sich anfühlte und roch.

Schon in der ersten Stunde stießen wir auf eine Leiche – einen Mann, der in verdrehter Körperhaltung im Gras lag. Das vierblättrige Kleeblatt, das auf seinem rechten Bizeps eintätowiert war, hatte ihm offensichtlich kein Glück gebracht. Er war aufgeschlitzt, zerquetscht und verbrannt – fast so, als wäre er aus großer Höhe aus einem brennenden Flugzeug gefallen. Aber so war es nicht gewesen. Sein Tod war zwar hässlich und brutal gewesen, hatte aber nichts mit Flugzeugen zu tun, denn die gab es nicht mehr, genauso wenig wie Züge, Fernsehen oder Baseballspiele. Im Grunde existierte ja kaum noch irgendetwas auf dieser zerstörten Erde. Nur unser kleiner sechsköpfiger Trupp.

Wir hockten uns in ein Kornfeld und sahen ins Tal hinunter, wo die kleine Stadt lag. Vor uns entdeckten wir an der Straße ein mit Kugeleinschlägen übersätes Schild, das im Tageslicht glänzte:

BITTER CREEK

Und darunter stand der stolze Hinweis:

Basketballmeister 1996 der C-Klasse

Ich fragte mich, ob der Tote wohl Basketball gespielt hatte. Vermutlich nicht. Wegen seiner Verletzungen und Verbrennungen war schwer zu sagen, ob er 30 oder 60 Jahre alt geworden war. Aber die Tätowierung sprach dafür, dass er ein harter Bursche gewesen war. Männer mit Tätowierungen wollen der Welt ja stets irgendetwas mitteilen. Nur konnte er das jetzt nicht mehr. Er sah aus wie ein aus dem Herd gekratzter Bratenrest. Das Einzige, was an diesem Körper unversehrt

war, war die Tätowierung, und das gab mir Rätsel auf.

»Mit seiner Glückssträhne war's das dann wohl«, bemerkte Carl.

»Todsicher«, witzelte Texas Slim.

Es gab vieles, was den Mann getötet haben konnte, aber uns allen war klar, dass es die radioaktiv verseuchten Kinder gewesen sein mussten. Deren Opfer sahen immer so aus.

»Also gut, ziehen wir los«, sagte ich schließlich. »Wir müssen herausfinden, was hier vor sich geht.«

Morse machte noch schnell ein Bild von dem Toten, aber niemand kommentierte es.

Wir gingen zurück zu der Straße, die in die Kleinstadt hineinführte, und waren noch nicht besonders weit gekommen, als wir auf eine weitere unheimliche Szenerie stießen: Vogelscheuchen. Ein Ring von Vogelscheuchen umgab den Ortskern wie eine Schlinge. Natürlich waren es in Wirklichkeit keine Vogelscheuchen, sondern mumifizierte

menschliche Körper – von Wind und Sonne ausgetrocknet –, an denen die Vögel herumgepickt hatten. Man hatte sie an sehr große, etwa sechs Meter hohe Kreuze genagelt, die wie Schiffsmasten über unseren Köpfen aufragten.

»Sieht nach einer Warnung aus«, meinte Carl. »So als wollte man Ortsfremde abschrecken.«

Morse knipste schon wieder wie ein Wilder.

»Ich glaube nicht, dass diese Sache so simpel ist«, bemerkte Janie, ohne sich näher darüber auszulassen.

Janie verhielt sich von Tag zu Tag seltsamer und rätselhafter. Doch davon mal abgesehen, musste ich ihr recht geben. Das hier war keine Warnung, jedenfalls nicht nur das. Ich brachte diese Szenerie eher mit *Menschenopfern* in Verbindung und fragte mich dabei, ob man diese armen Menschen womöglich bei lebendigem Leib ans Kreuz

genagelt hatte. Allerdings wollte ich mich jetzt lieber nicht damit beschäftigen.

Carl und ich blieben unter den Kreuzen stehen, rauchten und starrten zu diesen sinnlosen, mit Nägeln durchbohrten Opfern hinauf.

»Passt mit den Zigaretten auf!«, sagte Texas Slim und fuhr mit dem Stiefel durch das gelbe Gras, dessen Halme verdorrt und in winzige Teile zerbrochen waren. »Ist schrecklich trocken hier. Da muss nur einer eine Zigarette oder ein Streichholz fallen lassen ...«

Als ich mir vorstellte, wie dieser Ort brannte, grinste ich unwillkürlich. Denn selbst vom Ortsrand aus war nicht zu übersehen, dass Bitter Creek nichts anderes als ein ekelhaftes Pestloch war. Es strahlte die gleiche Atmosphäre aus wie eine Grube mit Seuchenopfern.

»Wäre wirklich schade«, sagte Mickey ironisch.

Nachdem wir den Hügelkamm umrundet hatten, sahen wir den kleinen, von Kornfeldern umgebenen Ort unmittelbar unter uns liegen. Früher mal – vor den Bombardierungen – mochte er 4.000 oder 5.000 Einwohner gehabt haben. Nur ein Tropfen im Seuchenfuhl Nebraskas.

Auf dem Weg nach unten griff Mickey nach meinem Arm. »Sei vorsichtig, Nash. Von jetzt an müssen wir auf alles gefasst sein.«

Das war mir mehr als deutlich bewusst. Auch dieser Ort war ein Friedhof wie alle anderen, dennoch strahlte er etwas besonders Düsteres aus.

»Wo liegt diese Militäreinrichtung, von der Price erzählt hat?«, wollte Carl wissen. »Ich meine dieses Lager für Biowaffen.«

»Wahrscheinlich etwas außerhalb des Orts. Wir suchen es morgen.« Ich versuchte, in die Atmosphäre von Bitter Creek einzutauchen, und spürte den Tod ringsum. Es war so, als

legte ich das Ohr an die Mauer einer Grabesstätte.

Keiner sagte etwas, als wir in den Ort hineingingen. Es gab keine Anzeichen von Leben, es lag nur Tod in der Luft – Verwesungsgestank, der uns wie eine schwere Decke einhüllte und uns zu ersticken drohte.

»Mm, diese Luft«, sagte Carl. »Nichts riecht so toll wie Nebraska.«

Links und rechts der Straße nichts als verrostete Autos und Schuttberge; die Gossen waren von braunen Blättern und Glasscherben verstopft. Die Sonne, die bereits hoch am Himmel stand, war von einer Dunstglocke umgeben und spiegelte sich nur schwach in den verdreckten Schaufensterscheiben der Hauptgeschäftsstraße. Alle Hausfassaden waren mit weißen Kreuzen gekennzeichnet. Mir fiel ein, dass die Armee das auch in Youngstown getan hatte, als sie die Häuser von Seuchenopfern gesäubert hatte. Aber hier hatten diese aufgemalten

Kreuze meiner Meinung nach eine andere Bedeutung. Sie kamen mir irgendwie unheimlicher vor, eher so wie magische Zeichen heidnischen Ursprungs.

Irgendwo am Straßenrand hielt ein Polizeiwagen mit geplatzten Reifen und einer implodierten Windschutzscheibe Wache. Hinter dem Steuer saß ein in schmutzige Lumpen gehülltes Skelett, auf dessen Brust eine silberne Dienstmarke prangte. Weitere Skelette saßen auf Bänken, lagen im Gras oder hockten sogar auf Stühlen hinter Schaufensterscheiben. Eigentlich glaubte ich nicht, dass sie dort gestorben waren – irgendwer musste diese Szenerie absichtlich so angeordnet haben.

»Ich rieche was«, meldete sich Mickey.

Ich wartete darauf, dass sich Texas oder Carl in Anbetracht des allgegenwärtigen Gestanks lustig darüber machen würden, aber niemand reagierte. Auch mir fiel diese neue Duftnote auf: Abgesehen vom

allgemeinen Verwesungsgeruch stank es hier nach Krankheit und Körpersekreten, nach medizinischen Verbänden, die von nässenden Geschwüren durchtränkt waren, nach Wundbrand.

Kurz darauf gelangten wir zu einem kleinen Park – einem Park voller Menschen! Sie lagen oder hockten im Gras, eng aneinandergekauert, wie eine Versammlung von Bettlern. Viele waren tot, doch mindestens ebenso viele noch am Leben. Schweigend starrten sie uns an.

Wir hielten Abstand.

»Sie haben das Fieber«, sagte Texas.

Es war nicht zu übersehen: Die Gesichter waren mit eitrigen, nässenden Wunden übersät oder aufgeplatzt wie ausgedörrter Ackerboden. Die Augen blutunterlaufen und glasig. Die Gliedmaßen deformiert. Sie bluteten aus allen Körperöffnungen, husteten und holten rasselnd Luft. Es mussten mindestens 100 Menschen sein, alle

infiziert von Ebola X, der Pest, Milzbrand und anderen, mir nicht bekannten Seuchen. Sie suhlten sich im eigenen Dreck und hatten sich zusammengetan – wie Besucher eines Open-Air-Festivals, die auf den Auftritt der ersten Band warten. Aber auf wen oder was warteten diese Leute?

»Ich finde, wir sollten machen, dass wir wegkommen«, meinte Mickey. Also zogen wir weiter.

8

Während wir die leeren, mit Blättern übersäten Straßen von Bitter Creek entlanggingen, war mir bewusst, dass wir nicht allein waren. Wir wurden beobachtet, aber nicht vom Schattengebilde, auch wenn ich spürte, dass mein »zweites Ich« nicht weit entfernt war. Es war seltsam, aber es kam mir so vor, als streckte es seine Hand aus dem Dunkel nach mir aus. Dabei hatte ich noch mindestens eine Woche Zeit, bis ich das nächste

Opfer auswählen musste. Seine Präsenz musste damit zu tun haben, dass wir uns jetzt dort befanden, wo es uns hatte haben wollen: in Bitter Creek.

Doch im Moment hatten wir andere Beobachter – vielleicht weitere Seuchenkranke, wie die im Park. Schon in fünf oder sechs anderen kleinen Gemeinden waren wir auf Sterbende gestoßen, die auf irgendetwas gewartet hatten. Aber mein Gefühl sagte mir, dass diesmal etwas anderes dahintersteckte, von dem ich nur hoffen konnte, dass es menschlichen Ursprungs war.

»Wann erzählst du uns endlich, warum wir hier sind?«, fragte mich Janie. »Wann wirst du deinen Getreuen den großen Plan enthüllen?«

Ich übergang ihren Sarkasmus. »Wenn er mir enthüllt wird, genau dann.«

Die Spannung zwischen Janie und mir war mittlerweile schier unerträglich. Allen im Trupp war sie bewusst, aber niemand redete

darüber. Auch ohne diese verdammte Beziehungskiste hatten wir schon genügend Scheiße am Hals.

Mickey nutzte die Gelegenheit dazu, zu mir aufzurücken, und sorgte dafür, dass sie mich beim Weitergehen mit ihren bloßen Armen und Beinen berührte. Haut an Haut – sie wusste, welche magische Wirkung das auf mich hatte.

Ich schluckte und blieb an der Straßenecke stehen. Wo verbarg sich das, was uns erwartete? Wann würden wir erfahren, wieso wir hier waren? Mir war so, als streckten sich Krallen nach mir aus und führen an meiner Wirbelsäule entlang. Unwillkürlich zog sich mein Magen zusammen und ich fühlte mich wie mit Elektrizität aufgeladen. Wo steckte dieses Unbekannte? Wann würde es sich zeigen?

Ich streckte meine inneren Fühler zu der Gehirnregion aus, die ich stets mit den Einflüsterungen des Schattengebildes in

Verbindung brachte, aber es tat sich nichts. Das Schattengebilde war zwar in der Nähe, aber derzeit offline.

»Und was jetzt, Nash?«, fragte Janie. »Bleiben wir hier so lange stehen, bis sich Mickey genügend an deinem Bein gerieben hat, oder kommen wir demnächst mal irgendwo an?«

»Fick dich doch selbst ins Knie«, fuhr Mickey sie an.

»Zu dir passt das besser«, gab Janie zurück.

Ich ging weiter.

Die Hauptstraße mündete in einen Marktplatz: Geschäfte mit Ziegelsteinfassaden und eingestaubten Schaufenstern, jenseits davon einfache Holzhäuser. Die Rasen davor waren alle gelblich verfärbt und von Unkraut überwuchert, die Straßen mit Schichten feuchter Blätter gepflastert. Ein Handyladen, ein Videogeschäft, eine Kegelbahn, ein Café: Es hätte irgendeine Kleinstadt in Nordamerika

sein können – kannte man eine, kannte man alle. Vom Marktplatz gingen alle anderen Straßen wie Fahrradspeichen ab. Das wohlbekannte trostlose Bild, der wohlbekannte Gestank von Tod in der Luft: Es roch nach Alter, Verfall und Erinnerungen, die nur noch um sich selbst kreisten. Eine Bibliothek, in der die Bücher vor sich hin modernten – nur waren es in diesem Fall nicht nur Bücher.

Und wieder diese weißen Kreuze. Offenbar waren alle Fenster der Geschäfte und Privathäuser damit gekennzeichnet. »Was hältst du davon?«, fragte ich Texas.

Er zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Meiner Meinung nach kann das Kreuz nur einem von zwei Zwecken dienen: Entweder ruft es irgendjemanden herbei oder es soll irgendjemanden abschrecken und fernhalten.«

Ich fragte mich, was Specs mit seinem Hang zum Esoterischen dazu gesagt hätte.

Während wir weitergingen und die giftige Atmosphäre dieses Ortes auf uns wirken ließen, behielt Janie mich ständig im Auge. Ich tat so, als merkte ich es nicht. Aber als ich irgendwann doch zu ihr hinüberblickte, sah ich ein seltsames Funkeln in ihren Augen. War es Hass? Wut? Nein, eher kam es mir wie tiefe Enttäuschung vor, doch es ging darüber hinaus. Jedenfalls brütete sie irgendetwas aus, das sie mir bei passender Gelegenheit um die Ohren hauen würde. Doch vorerst würde sie mich im Dunkeln tappen lassen.

Da wir alle angespannt waren, hatten wir die Waffen gezogen. Irgendetwas stank hier zum Himmel. Mir kam es so vor, als wateten wir durch einen Fluss, während man uns vom Ufer aus mit Blicken verfolgte und gründlich musterte.

Plötzlich blieb Mickey stehen und legte den Kopf schräg. »Die ganze Zeit hab ich das Gefühl, mich würde jemand beobachten.«

Janie holte tief Luft, ich wohl auch.

»Das bin nur ich«, sagte Texas. »Hab nur deinen Arsch bewundert.«

»Ach halt die Klappe«, fuhr Mickey ihn an.

Ich nahm Mickeys Intuition nicht auf die leichte Schulter, schließlich hatte sie bereits bewiesen, dass sie in Menschen lesen und Situationen genau erfassen konnte – und diese hier gefiel ihr ganz und gar nicht.

Als Morse sie so stehen sah, eine dunkle Schönheit, nervös wie immer, wenn sie Vorahnungen hatte, musste er sie natürlich knipsen, doch Mickey zuckte nicht mal mit der Wimper. Sie war es ja aus früheren Zeiten gewohnt, dass ständig Fotografen um sie herumsprangen.

Wir bewegten uns sehr langsam durch die Straßen und hielten dabei Ausschau nach denjenigen, die uns beobachteten. Vor einer kleinen Drogerie fanden wir zwei Leichen. Kinder. Sie lagen zusammengerollt auf dem Gehweg – nur noch schwärzliche,

auseinanderbröckelnde, steife Hüllen. Als Carl eines der Kinder mit dem Stiefel anstieß, zerfiel es wie Zigarettenasche. Ich hatte das schon früher gesehen. Manchmal zerfielen diese radioaktiv verseuchten Kinder wie Isotope, verbrannten von innen nach außen.

Auch als wir weiterzogen, spürten wir, dass uns Blicke verfolgten.

»Nash«, sagte Mickey plötzlich und umfasste die Browning Hi-Power mit beiden Händen wie zu einer Schießübung. »Hier hab ich ein besonders schlechtes Gefühl. Da ist jemand.«

Selbst Carl, der alte Klugscheißer, verkniff sich eine blöde Bemerkung.

Morse suchte die Straßen mit dem Teleobjektiv ab und summte dabei leise vor sich hin. Janie und ich tauschten einen Blick miteinander aus. Sollte ich vorpreschen wie ein wirklicher Anführer oder meinen Trupp

um mich versammeln? Doch dann geschah etwas, das mir die Entscheidung ersparte.

Eine Tür knallte zu, so heftig, dass wir zusammenfuhren.

Wir gingen dem Geräusch nach, überquerten eine Nebenstraße und gelangten zu einer weiteren von Bäumen gesäumten Straße. Einfamilienhäuser, größere Gebäude, am Ende ein kleiner Imbiss, der früher sicher ein Familienbetrieb gewesen war. Als ich eine Bewegung hinter der Schaufensterscheibe wahrnahm, ging ich mit gezückter Beretta hinein. Drinnen sah es wie in jedem beliebigen Imbiss aus: Fliegendreck an den Fenstern, ein langer Tresen, mehrere Tische. Alles verstaubt und von Spinnweben überzogen. Auf der Schaufensterscheibe ein weißes Kreuz.

Und ein Mädchen.

Die Kleine – sie mochte elf oder zwölf Jahre alt sein – saß in einer Nische, als hätte sie geradezu auf uns gewartet. Da sie bei

Tageslicht draußen war, konnte sie keines der radioaktiv verseuchten Kinder sein.

»He«, sagte ich, »was machst du hier?«

Keine Antwort.

Sie trug Fetzen, die früher mal Jeans und ein Sweatshirt gewesen sein mochten. Ihr Gesicht war schmutzig, das rote Haar fettig und verfilzt. Und sie stank so, als hätte sie sich seit Monaten nicht gewaschen. Vermutlich hatte sie sich mehrmals eingenässt und in die Hosen gemacht. Die dunklen Flecken im Schritt wiesen darauf hin, dass sie auch menstruiert hatte.

»Rede mit ihr«, sagte ich zu Carl.

So etwas gefiel ihm, denn dabei kam er sich immer wie ein Soldat der Sturmabteilung vor. Er reichte Morse seine Waffe und ging zu der Kleinen hinüber. »Hast du auch einen Namen, Süße?«

Sie sah ihn nur mit stumpfem, einfältigem Blick an. Auch als er sie fragte, wer in Bitter Creek überlebt habe, wo die Überlebenden

sich aufhielten und was sie hier so allein mache, gab sie keine Antwort. Entweder war sie als Schwachkopf geboren, wahnsinnig oder in dieser Welt, die sich selbst ans Bein gepisst hatte, einfach so geworden, als sie allein in diesem toten Ort gestrandet war.

Carl gab ihr eine Ohrfeige, langsam kam er in Fahrt. »Rede, du verdammte Schlampe!«

Aber sie rührte sich nicht und gab auch keinen Ton von sich. Genauso gut hätte er ein auf dem Tresen auftauendes Steak weich klopfen können.

»Hör auf damit!«, fuhr Janie dazwischen. »Sie ist doch noch ein Kind! Wag bloß nicht, sie noch mal zu schlagen!«

Carl wollte erneut zum Schlag ausholen, doch als ich den Kopf schüttelte, beherrschte er sich. Achselzuckend packte er das Mädchen beim Haar und warf sie auf den Boden. Danach pflanzte er ihr ein Knie ins Kreuz, holte Klebeband aus seinem Rucksack und fesselte ihr die Handgelenke auf dem

Rücken. All das ließ sie ohne Gegenwehr über sich ergehen. Schließlich zerrte Carl sie wieder hoch.

»Nash? Bitte um Genehmigung, diese Schlampe von oben bis unten vollpinkeln zu dürfen, damit sie wenigstens ein bisschen besser riecht.«

»Genehmigung verweigert«, erwiderte ich. Morse fotografierte das Mädchen.

»Also gut, wir machen fünf Minuten Pause«, sagte ich.

»Ich bin für zehn«, meinte Texas.

»Ja, ich muss mich eine Minute hinsetzen«, erklärte Mickey, ließ sich in einer Nische auf eine Polsterbank fallen und kreuzte die langen, bronzefarbenen Beine so auffällig, dass ich es nicht übersehen konnte.

Selbstverständlich sah ich hin, was Janie nicht entging.

Wieder mal aßen wir Dosenfutter: Spaghetti, Schweinefleisch und Bohnen, alles kalt. Trotzdem verschlangen wir es mit

Heißhunger, denn keiner von uns hatte gefrühstückt. Danach rauchte ich und beobachtete dabei das Mädchen. Ich schwelgte in Selbstmitleid und war zugleich tieftraurig über diese beschissene seelenlose Welt. Hatte das Bild vor Augen, dass mein Trupp genau wie alle anderen verstreuten Gruppen hektisch über den verwesenden Kadaver eines Tiers krabbelte. Der Vergleich war im Grunde gar nicht so daneben.

Einen Moment lang schloss ich die Augen und stellte mir vor, wie diese gestaltlose graue Seuche näher rückte. Die Medusa. Und dabei zitterte ich. Gleichzeitig schlug mein Herz wie rasend, und ich hatte den überwältigenden Drang, all das auszukotzen, was sich in meinem Innern angestaut hatte.

»Also gut«, sagte ich schließlich. »Die Pause ist um. Wir haben jede Menge Scheiße zu erledigen.«

Alle sprangen sofort auf. Immer noch konnte ich das Gefühl nicht abschütteln, dass

wir beobachtet wurden. Aber nicht von dem Mädchen und auch nicht von dem Schattengebilde. Und Mickey bestätigte mir das Gefühl mit einem Blick. Auch sie spürte es. Gleich darauf hörte ich auf der Straße einen lauten Knall. Ich brauchte fast eine Sekunde, um zu erfassen, dass ein Gewehr losgegangen war.

Und die Schaufensterscheibe durchschlagen hatte.

Wir alle ließen uns zu Boden fallen – bis auf das Mädchen und Morse. Mein Gott, dieser dumme, unschuldige Morse. Jetzt wechselte er von der Rolle des Fotografen, der Modestrecken für die *Newport News* oder *Vogue* schoss, in die des Kriegsreporters. Denn während weitere Geschosse in die verstaubte Fensterscheibe einschlugen, so dass sie zu Kandis zersplitterte, blieb Morse einfach stehen, die Nikon am linken Auge, setzte das Teleobjektiv auf und stellte verschiedene Blenden für seine Aufnahmen ein

und versuchte gute Bilder für *Newsweek*, *Time* oder *Spiegel* einzufangen.

Ich rief ihm zu, er müsse seinen verdammten Kopf einziehen und sofort in Deckung gehen. Zu spät. Ein weiterer Knall, und dieser Schuss traf mitten ins Teleobjektiv. Entweder ein Glückstreffer oder der Schütze hatte sehr sorgfältig gezielt. Jedenfalls hatte es nicht nur die Kamera erwischt, sondern auch Morses Hinterkopf, aus dem sofort Blut und Gewebe spritzten. Ohne ein Wort brach er zusammen und starb. Ich befahl allen, sich nicht von der Stelle zu rühren und den Mund zu halten.

Irgendjemand setzte ein Langstreckengewehr ein – vielleicht eine Winchester mit dem Kaliber 30-30 oder ein Repetiergewehr der Marke Weatherby mit dem Kaliber 30-06. Ich wollte den Schützen näher herankommen lassen, damit ich ihn auf keinen Fall verfehlte.

Stille, draußen wie drinnen.

Dann Stimmen auf der Straße, die nach Kindern oder Jugendlichen klangen. Wir rührten uns nicht. Leise miteinander redend kamen diese Mistkerle näher. Ich flüsterte den anderen zu, sich bereit zu machen, und bezog hinter den Sitzbänken einer Wandnische Posten, da ich von dort aus besser sehen konnte. Ja, es waren Kinder, etwa ein halbes Dutzend, aber es war auch ein älterer, mit einem Gewehr bewaffneter Mann dabei. Sie machten sich nicht die Mühe, einen Späher vorauszuschicken, sondern liefen als Gruppe auf den Imbiss zu.

»Macht euch bereit«, flüsterte ich erneut.

Mickey zog ihre Browning, Texas die Desert Eagle, Carl die Kalaschnikow und ich die Savage.

Ich sah zu, wie diese Prols sich vor dem Imbiss sammelten – ein bemerkenswerter Trupp. Alle hatten so lange Haare und waren so verdreckt, dass man nicht sagen konnte, ob es Jungen oder Mädchen waren. Sie

hatten Rohre, Axtstiele und Baseballschläger dabei und in Anbetracht der Flecken auf diesen Schlagwaffen ging ich davon aus, dass sie auch damit umgehen konnten.

Der Ältere hatte das Gewehr an die Schulter gehoben und drängte die anderen vorwärts. Als sie sich daran machten, durch das zersplitterte Fenster zu steigen, begannen wir zu schießen. Ehe die Nachzügler überhaupt merkten, was los war, stürzten drei Jugendliche zu Boden. Der Alte erwiderte das Feuer auf gut Glück und traf dabei einen aus seinem wilden Haufen, richtete ansonsten aber keinen Schaden an. Wir stellten das Schießen erst ein, als wir alle Gegner aus dem Verkehr gezogen hatten, selbst den Anführer. Mickey hatte ihn mit zwei Kugeln an der Kniescheibe erwischt.

Carl rannte als Erster nach draußen und stieß das Gewehr des Alten weg, damit er nicht auf dumme Gedanken kam. Ich ging ihm nach, gefolgt von Mickey. Einige der

Jugendlichen lebten noch und spuckten Blut. Sie rochen so schlimm und waren so schmutzig, dass selbst Janie ihnen nicht zu Hilfe eilte. Sie sahen wie Steinzeitmenschen aus, völlig verfilzt und verdreckt, mit Wunden und Pockennarben übersät, die Zähne verfault. Allerdings hielt ich sie nicht für Seuchenkranke.

Die Luft stank nach Schießpulver, Tod und entleerten Gedärmen.

Als ich bei dem Alten ankam, bearbeitete Carl ihn gerade mit Fußtritten. Ich befahl ihm, sofort damit aufzuhören. Mickey hatte sein Knie böse erwischt: Es war nur noch Brei; ein Knochen ragte wie eine zersplitterte Colaflasche aus dem Hosenbein.

»Ihr seid nichts als Abschaum, der letzte Dreck«, brüllte der Alte. »Nichts als Abschaum und fickende Tiere.«

»Halt die Klappe, verdammt noch mal«, fuhr ich ihn an.

Mit Augen, die vor Hass glühten, starrte er mich an. »Glaubst wohl, du wärst was Besonderes, Junge, wie? Irrtum, du bist weniger wert als Scheiße.« Um es zu bekräftigen, spuckte er nach mir. »Du und diese Tiere ... ihr habt ja keine Ahnung, auf was ihr euch einlasst. Nicht den leisesten Schimmer. Aber ich weiß Bescheid.«

Texas Slim kniete sich neben ihn. »Wieso erläuterst du es dann nicht näher, Verehrtester?«

»Was zum Teufel quatscht der da?«

»Er will wissen, auf *was* wir uns einlassen.«

Er lachte verbittert auf, immer noch voller Wut. »Ihr Idioten habt doch alle keine Ahnung, stimmt's? Ha! Dieser Ort ist heute Abend, spätestens aber morgen oder übermorgen nur noch ein Friedhof! Das aus dem Osten kommt uns alle holen. Und es gibt hier auch welche, die *wollen*, dass es kommt. Habt ihr all diese Kranken gesehen? Die

strömen schon seit Wochen nach Bitter Creek – seit Wochen! Manche sind mittlerweile gestorben, aber andere hängen immer noch hier rum, weil sie es sehen wollen, wenn es kommt, um Rache zu nehmen. Die wollen ihm ins Gesicht schauen!«

»Wem ins Gesicht schauen?«, fragte Mickey.

Der Alte grinste sie so breit an, dass seine braunen, fauligen Zähne zu sehen waren. »Dem Teufel! Dem Teufel!«

Zwar stellten sich uns allen bei diesen Worten die Härchen auf, aber keiner war sonderlich überrascht. Ich hatte mit meinen Leuten über das geredet, was auf uns zukam, obwohl es wohl nicht einmal nötig gewesen wäre. Tief im Innern wussten sie genauso gut Bescheid wie ich.

Mickey gesellte sich zu mir und wischte mir etwas Schmutz von der Wange. Aber wie sie das tat, das hätten Sie mal sehen sollen. Sie befeuchtete die Fingerspitze mit der

Zunge und fuhr mir damit betont langsam über die Haut.

Mickey begehrte mich und ich sie wohl auch. Wie hätte ein Mann sie denn nicht begehren sollen? Sie war ein Pin-up-Girl, ein Ausklappbild für Softpornomagazine. Sie hatte die Titten, den Arsch und die Beine dazu, war eine dunkelhaarige, verführerische Schönheit. Man konnte sich geradezu vorstellen, wie sich unzählige Männer beim Anblick ihrer Magazinfotos einen runtergeholt hatten. Ja, sie war eine heiße Nummer. So heiß, dass ein Bild von ihr in der Hosentasche einem glatt ein Loch in die Jeans brennen konnte. Mal abgesehen von dem Feuer im Schritt.

Aber, ehrlich gesagt, machte sie mir Angst, so seltsam das auch klingen mag.

Während Janie den Kopf abwandte, wenn ich das Schattengebilde heraufbeschwor und es mein Opfer entgegennahm, sah Mickey gern dabei zu. Es *gefiel* ihr tatsächlich, dabei

zuzusehen. Tod und Gewalt machten sie an. Vielleicht war es bei ihr schon immer so gewesen, vielleicht hatte aber auch erst das Ende der Zivilisation solche Empfindungen bei ihr freigesetzt. Ich wusste es nicht, aber mir war klar, dass sie ernsthafte und wirklich beängstigende psychische Probleme hatte, sofern es ihre Sexualität betraf. Sie genoss es, dem Schattengebilde dabei zuzusehen, wie es sich seine Opfer aus Fleisch und Blut einverleibte. Sie genoss es, auf Menschen zu schießen. Sie genoss es, sich nach Schusswechseln die Leichen und Verletzten anzuschauen. Und was empfand sie im Moment, beim Anblick der toten Teenager? Sie war sexuell erregt. Wären wir nicht dabei gewesen, hätte sie vermutlich masturbiert. Ihre Nippel waren erigiert und zeichneten sich deutlich unter dem T-Shirt ab. Und ich hätte wetten können, dass ich, hätte ich meine Hand in ihre Shorts gleiten lassen,

müheelos zwei Finger in ihre feuchte Vagina hätte stecken können.

Als sie den Blick von den Leichen hob und mich ansah, war ihr die sexuelle Gier deutlich anzumerken. Auf mich wirkte sie so, als hätte sie jetzt am liebsten ein Stück Fleisch aus irgendeinem Körper herausgebissen – oder sich selbst von einem anderen Menschen beißen lassen.

Selbstverständlich war das Janie nicht entgangen.

Als ich Janies Blick begegnete, wandte ich die Augen schnell ab, denn dieser Blick hatte etwas Vernichtendes.

Mittlerweile hatte ich mit beiden Mädchen geschlafen, mit Janie sogar recht oft. Nicht weil es mir darauf ankam, möglichst viele Frauen flachzulegen ... so ein Typ bin ich nie gewesen, das können Sie mir glauben. Und jetzt war sowieso alles anders als früher. Im Hinterkopf beschäftigte mich ständig die Frage, was ich tun sollte – tun *musste* –, falls

Janie oder Mickey schwanger wurden. Denn wenn die Gerüchte stimmten, verwandelten sich die Neugeborenen ausnahmslos sehr schnell in radioaktiv verseuchte Kinder oder waren es sogar schon im Mutterleib. Von Anfang an Monster. Angeblich kamen sie schon so zur Welt, brannten sich buchstäblich den Weg aus dem Schoß der Mütter, sodass diese bei der Geburt unweigerlich starben.

Durfte ich Janie oder Mickey einem solchen Schicksal aussetzen?

Doch noch schwerer wog die Frage, ob ich den Mut haben würde, sie im Fall des Falles zu töten.

9

Kaum 30 Minuten später tauchten die Kriegsbeil-Clans auf.

Das Schlimmste tritt ja meistens genau dann ein, wenn man meint, schlimmer könne es nun nicht mehr kommen.

Ich hatte beschlossen, den Alten und das Mädchen gehen zu lassen. Wir brauchten sie nicht – und sie uns vermutlich genauso wenig. Ich wusste nicht recht, wie ich dem Alten helfen konnte, tat aber mein Bestes, sein Bein zu schienen. Die ganze Zeit über sah er aus, als wollte er mir an die Gurgel.

Als Carl beiden die Fesseln löste, rannte das Mädchen sofort davon. Der Alte warf uns einen letzten Blick zu, spuckte mir auf die Füße, und fort war er. Als Krücke benutzte er einen abgebrochenen Besenstiel, sodass er zumindest humpeln konnte. Die Leichen seines Trupps bedachte er nur mit einem beiläufigen Blick, dann zog er weiter. Doch er war noch nicht mal einen halben Straßenzug weitergekommen, als er plötzlich losbrüllte.

Carl und ich waren gerade damit beschäftigt, Morses Leichnam vor die Tür zu schleppen, als ich bemerkte, dass drei Clan-Mitglieder auf den Alten einhackten.

Kundschafter. Das bedeutete, dass deren Haupttrupp im Anmarsch war. Ich kehrte in die Imbissstube zurück und wies meine Leute an, sich zu verstecken. Gerade noch rechtzeitig, denn schon stürmte der Haupttrupp laut lärmend durch die Straßen. Die Männer brüllten, schlugen Fenster ein und ließen keinen Zweifel daran, dass sie jetzt das Feld beherrschten.

Ich sah, wie sie in ihren dreckigen, zerlumpten Armeejacken mit Gasmasken vor den fettig glänzenden Schädeln an dem Imbiss vorbeieilten. Sie schwangen Äxte und Spieße, Ketten und Knüppel; viele hatten auch menschliche Köpfe als Trophäen dabei, die sie an den Haaren mitschleppten. Als sie die Leichen von Morse und den Teenagern entdeckten, stürzte sich eine Meute darauf, während andere wie Insektenschwärme nachrückten. Erst skalpierten sie die Jugendlichen, dann machten sie sich daran, sie

auszuweiden und zu verstümmeln. Morses Kopf nahmen sie mit.

Wir befanden uns in unglaublicher Gefahr.

Im Fall eines Angriffs würden wir zwar einige von ihnen töten können, aber mir war klar, dass sie uns letztendlich schon aufgrund ihrer zahlenmäßigen Übermacht überwältigen würden. Etwa eine Stunde lang wuselten sie draußen herum, marschierten hin und her und zischten sich durch die Gasmasken irgendwelche Bemerkungen zu. Keiner betrat den Imbiss.

Ich dachte schon, wir hätten diesmal Glück und sie würden uns in Ruhe lassen.

Doch dann griffen uns 20 von ihnen an. Sie waren nicht so dumm, wie ich angenommen hatte. Nein, sie hatten sehr wohl gewusst, dass wir uns im Imbiss verbargen, und ihr Spielchen mit uns getrieben. Und dieses Spielchen sah vor, dass wir nach und nach in unserer Aufmerksamkeit nachließen – selbstverständlich war auch dem Clan klar, dass

wir ihn nicht gänzlich aus den Augen lassen würden, solange er auf der Straße herumtobte – und uns schließlich in Sicherheit wiegten. Und erst für diesen Zeitpunkt war die Überrumpelung vorgesehen.

Als die Männer den Imbiss stürmten, töteten wir mindestens zehn von ihnen, tauchten im Nebenzimmer ab und flüchteten durch die Hintertür auf eine Gasse. Nur, um direkt im Nest dieses giftigen Schwarms zu landen. Sofort eröffneten wir das Feuer, und es gelang uns auch, einige Gegner aus dem Verkehr zu ziehen, aber es war ein Nahkampf, und bald rannten sie aus allen Richtungen auf uns zu.

Ich sah, wie sich fünf oder sechs auf Carl stürzten und er zu Boden ging.

»*Nash! Links von dir!*«, rief Texas Slim mir zu.

Ich wirbelte herum und schoss auf einen der Angreifer, der gerade mit einer Axt nach mir ausholte. Als Texas mich aufs Pflaster

stieß, traf ihn ein Speer in den Bauch. Er hatte sein Leben für mich geopfert. Die Angreifer schoben mein Gewehr zur Seite und schlugen mit Knüppeln auf mich ein. Trotzdem bekam ich mit, dass Texas vor Schmerzen brüllte, als fünf oder sechs weitere Speere seinen Körper durchbohrten.

Ich wollte mich aufsetzen, aber irgendetwas traf meinen Hinterkopf. Das Letzte, was ich sah, war, dass einige Clan-Mitglieder mit Äxten auf Texas einhackten und andere Janie fortschleppten.

10

Ich erwachte vom Geräusch der eigenen Stimme. »*Janie? Janie? Janie? Wo bist du, Janie?*«

Ich blinzelte mehrmals. Als ich die Augen schließlich aufbekam und den Blick nach und nach fokussieren konnte, erkannte ich ringsum Mitglieder des Kriegsbeil-Clans. Man hatte uns in eine Art Feldlager am

Ortsrand gebracht. In der Ferne sah ich die mir schon bekannten ans Kreuz genagelten Mumien. Der Clan hatte Zelte aufgeschlagen und Lagerfeuer entzündet. Ich war an einen in den Boden getriebenen Pfahl gefesselt, Janie war rechts, Mickey links von mir zusammengesackt. Beide waren ebenfalls gefesselt und bewusstlos. Da beide Frauen bekleidet waren, nahm ich an, dass man sie bislang nicht vergewaltigt oder gefoltert hatte.

Aber das würde nicht lange auf sich warten lassen.

Denn genau das tat der Kriegsbeil-Clan mit Frauen, während männliche Opfer meistens sofort getötet wurden. Wieso lebte ich dann noch? Hatte man etwas Besonderes mit mir vor? Vielleicht wollte der Clan aus meinem Sterben ein großes Spektakel machen? Jedenfalls hatte im Moment niemand Interesse an mir oder den Frauen.

Ich sah, dass die Männer ihre Äxte und Speere schärften und selbst hergestellte Holzknüppel und Eisenrohre anspitzten. Falls sie noch menschliche Stimmen besaßen, hörte ich sie nicht – ich vernahm nur unverständliches Zischen. Hin und wieder quiekten sie auch wie Ratten auf, wenn zwischen Einzelnen ein Kampf ausbrach. Und wenn sie kämpften, ging es stets um Leben und Tod, wirklich.

Irgendwann fiel mir auf, dass zwei Clan-Mitglieder, die ich für Frauen hielt, irgendetwas an einem starken Bindedraht auffädelten. Fünf oder sechs menschliche Schädel. Nachdem sie den Draht mitten durch die Köpfe gestochen hatten – jeweils von einem Ohr zum anderen –, hängten sie ihn wie eine Leine zwischen zwei grünen Ästen auf, die sie zuvor in den Boden gerammt hatten.

Einer der Schädel war der von Carl.

Offenbar hatte ich erneut das Bewusstsein verloren. Als ich wieder zu mir kam, standen zwei Clan-Männer unmittelbar vor mir, so dass mir der Gestank von rohem Fleisch, Schmutz und Urin in die Nase stach. Einer hatte ein Messer dabei und löste damit meine Fesseln. Da meine Glieder taub waren, kippte ich wie ein gefälltter Baum um und stürzte ins Gras. Von dem diffusen Sonnenlicht geblendet, blinzelte ich mehrmals, bis ich die Gasmasken der Männer erkennen konnte. Ich wusste, dass die zerstörten Gesichter darunter kaum noch menschliche Züge hatten.

Die beiden Männer zischten mir irgendetwas zu. Als ich zeigte, dass ich sie nicht verstanden hatte, trat mir einer gegen den Kopf.

Das Beste, auf das ich hoffen konnte, war, dass sie mich an Ort und Stelle töteten. Ich wollte nicht mit ansehen müssen, was sie den beiden Mädchen antaten. Auf Unterstützung konnte ich nicht mehr hoffen: Carl

und Texas waren beide tot – was mir einfach nicht in den Schädel gehen wollte. Denn mit ihnen war in bestimmter Hinsicht auch alles andere gestorben. Der harte Kern unseres Trupps existierte nicht mehr. Und damit waren auch alle meine Verbindungen zur Vergangenheit gekappt. Texas und Carl hatten mich mit Sean verbunden, der seinerseits die Verbindung zu Specs dargestellt hatte. Und Specs war für mich das Verbindungsglied zu Youngstown, Shelly und meinem früheren Leben gewesen. Jetzt gab es diese Verbindungen nicht mehr. Ich hatte damit meinen geistigen und seelischen Mittelpunkt verloren.

»Fickt euch«, spuckte ich den beiden Clan-Männern ins Gesicht (denn das sagen dumme, sturköpfige Idioten wie ich immer, wenn ihnen klar ist, dass in Wirklichkeit sie die Gefickten sind). Sie erwiderten irgendetwas, das ich wegen ihrer zerstörten Stimmbänder nicht verstehen konnte.

Plötzlich hörte ich etwas, das ich zunächst für Gewittergrollen hielt. Doch als ich es nochmals vernahm, diesmal aus viel größerer Nähe, merkte ich, dass es eine laute Explosion war. Ich riss die Augen auf: Fünf oder sechs zerfetzte Körper flogen durch die Luft. Gleich darauf folgten drei Salven aus Maschinenpistolen. Ich roch Feuer, Rauch und Blut.

Irgendjemand griff das Lager an, nahm es unter Beschuss.

Wie aufgescheuchte Hühner rannten die Clan-Mitglieder hierhin und dorthin; viele stürzten, von Salven getroffen, sofort zu Boden. Und schließlich stapften die Angreifer mitten durch die Rauchwolken, die von den brennenden Zelten aufstiegen, in mein Blickfeld: Gestalten in glänzenden orangefarbenen Schutzanzügen, deren Gesichter hinter den dunkel getönten Visieren ihrer Helme verborgen waren. Die Helme waren mit Mundstücken ausgestattet, die durch

Schläuche mit auf den Rücken befestigten Sauerstoffflaschen verbunden waren. Selbstversorgungssysteme, die sie von der Umwelt unabhängig machten, genauso wie die versiegelten Schutzanzüge. In den Händen hielten die Männer kurze klobige Maschinenpistolen.

Ich weiß noch, was mir bei ihrem Anblick durch den Kopf schoss: *Das sind Chemikalienschutzanzüge, die auch zum Schutz vor biologischen Gefahrstoffen eingesetzt werden. Solche Anzüge haben Leute wie Price in den Labors getragen, wenn sie mit hochgefährlichen Krankheitserregern herumhantiert haben. Price hat sie als »Raumanzüge« bezeichnet. Das hier ist ein Einsatztrupp zur Seuchenbekämpfung, mein Gott!*

Der Kriegsbeil-Clan war diesem Trupp zahlenmäßig weit unterlegen, außerdem hatten diese Leute auch weit effizientere Waffen.

Gegen sie hatte der Clan keine Überlebenschance.

Als ich Janie und Mickey aufschreien hörte, kroch ich zu einem sterbenden Clan-Mitglied hinüber und nahm ihm die Machete weg. Der Mann packte mein Bein und knurrte mich wütend an, doch ich hieb mit der Machete so lange auf ihn ein, bis die Klinge über und über mit Blut besudelt war und er sich nicht mehr rührte.

Während ich mich umdrehte, um zu den Mädchen zu eilen, tauchten zwei Männer in »Raumanzügen« vor mir auf. Wegen der getönten Visiere konnte ich ihre Gesichter nicht erkennen, hörte sie durch die Mundstücke an den Helmen jedoch ein- und ausatmen. Beide hatten die Waffen auf mich gerichtet – vermutlich Maschinenpistolen des Fabrikats Heckler & Koch, Modelle, die konterterroristische Einsatztruppen der Armee früher häufig benutzt hatten. Die

Männer machten keine Anstalten, die Waffen zu senken.

»Lassen Sie bitte die Machete fallen«, sagte eine künstlich modulierte Stimme durch ein im Helm integriertes Mikrofon.

In diesem Moment bin ich, glaube ich, ziemlich ausgerastet. In den vergangenen 24 Stunden hatte sich mein bisheriges Leben völlig aufgelöst, jetzt wollte ich Blut sehen, Rache nehmen, es den Verantwortlichen anständig heimzahlen. Mit der zum Angriff erhobenen blutbeschmierten Machete muss ich wohl recht bedrohlich gewirkt haben. Schließlich ließ ich sie fallen. »Aber meine Freunde ...«, stammelte ich hilflos. »Diese verdammten Killer haben meine Freunde umgebracht ...«

»Jetzt sind sie tot. Die Clan-Leute sind alle tot«, versicherte mir die Stimme. »Die können niemandem mehr wehtun.«

Gelegentlich konnte ich noch Salven aus Maschinenpistolen hören, doch bald darauf

herrschte ringsum Stille, mal abgesehen von dem leisen Gemurmeln, das aus den Helmen des Sturmtrupps drang.

Immer noch standen die beiden Männer mit gezückten Waffen vor mir, während andere zu Janie und Mickey hinübergingen und ihnen die Fesseln lösten. Sofort eilten die Mädchen zu mir. In ihren Blicken las ich Verwirrung und Verzweiflung.

»Mitkommen«, befahl uns einer der Männer.

»Was wollt ihr von uns? Wir haben nichts Böses getan«, erwiderte ich. »Wohin bringt ihr uns?«

»An euer Ziel. Und heute Abend ... begegnet ihr dem, vor dem ihr weggelaufen seid.«

Mir lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Diese Männer hatten uns zwar vor dem Clan geschützt und damit das Leben gerettet, doch ich hatte das böse Gefühl, dass sie uns einem noch weit schlimmeren

Schicksal ausliefern würden. Nach all den Opfern, die ich für das Schattengebilde ausgewählt hatte, kam es mir so vor, als hätte man jetzt *mich* zum Opfer auserkoren.

»Was geht hier vor, verdammt noch mal?«, wollte Mickey von mir wissen.

Doch auch ich hatte nicht die leiseste Ahnung.

12

Das stimmte natürlich nicht ganz.

Schließlich hatte der Verrückte im Bademantel damals in Gary genau diese Männer erwähnt: *Die sind mit silbernen Bussen gekommen, ich hab sie gesehen. Sie hatten orangefarbene Schutzanzüge an. Haben sich Pastor Bob geschnappt und ihn in den Bus geworfen.* Ich wusste noch, wie fasziniert Price zugehört hatte, als wir ihm diese Geschichte nach dem Zusammenstoß mit dem silbernen Bus in Des Moines erzählt

hatten. Schon damals war ihm klar gewesen, von was die Rede war.

Die Männer brachten Janie, Mickey und mich in einem silbernen fensterlosen Bus zu dem Armeestützpunkt außerhalb von Bitter Creek, zum berühmten *Creek*. Die Anlage war mit mehreren hohen Maschendrahtzäunen gesichert, zwischen denen Hunde hin und her rannten, und bestand aus zahlreichen weißen Flachbauten und einem größeren Komplex aus Ziegelstein. Darüber hinaus entdeckte ich einige auf dem Gelände verstreute Außengebäude. Überall waren Schilder angebracht, die besagten:

**EIGENTUM DER REGIERUNG
DER VEREINIGTEN STAATEN
ZUTRITT STRENGSTENS VERBOTEN**

Darunter – und das gefiel mir am besten:

UNBEFUGTES BETRETEN DES GELÄNDES WIRD MIT DEM EINSATZ VON SCHUSSWAFFEN GEAHNDET

Mit vorgehaltener Waffe zwang man uns, den Männern in eines der weißen Gebäude zu folgen.

Innen war alles mit elektrischen Lampen ausgeleuchtet und wirkte äußerst steril. Mein Blick fiel auf funktionierende Computer und dabei kam ich mir wie auf einer Zeitreise in die Jahre vor der Zerstörung unserer Welt vor. Hier klappte alles reibungslos, hier arbeitete man immer noch effizient. Überall wuselten Gestalten in orangefarbenen Raumanzügen herum. Bei unserem Anblick unterbrachen viele ihre Tätigkeiten; einige wichen sogar vor uns zurück, als jagten wir ihnen Angst ein.

»Ich will endlich wissen, um was es hier geht«, erklärte Janie. »Wir haben nichts verbochen, verdammt noch mal. Was wollt ihr von uns?«

Niemand beantwortete ihre Frage. Offenbar handelte es sich um eine militärische Operation, und das bedeutete: Wir würden nur dann Antworten bekommen, falls und wenn diese Leute es für richtig hielten.

Man führte uns durch mehrere zischende Luftschleusen, die nur mit speziellen ID-Karten zu öffnen waren. Hinter jedem Eingang waren bewaffnete Wachen postiert. Als wir zwei weitere Luftschleusen passierten, sah ich die Schilder **BIOGEFAHRENKLASSE 0** und **BIOGEFAHRENKLASSE 2**. Jedes Mal, wenn eine Schleusentür aufglitt, spürte ich Unterschiede im Luftdruck. Es war so, als würde man in die Schleuse hineingesaugt. Genau davon hatte Price erzählt: vom Unterdruck. Die **BIOGEFAHRENKLASSE 2** empfing uns mit bläulich-ultraviolettem Licht. Als Nächstes stiegen wir in einen Fahrstuhl, der uns ein ganzes Stück nach unten brachte, bis zur

BIOGEFAHRENKLASSE 3, wie ein Schild mit der zusätzlichen Aufschrift **DURCHGANGSRAUM** besagte. Überall waren Schilder mit der Abkürzung **DEKON** zu sehen. Vermutlich war damit die Dekontamination mittels chemischer Duschen gemeint, denen man sich beim Betreten und besonders beim Verlassen dieses Bereichs unterziehen musste.

Schließlich gelangten wir zu der großen, bedrohlichen Zone, von der Price mir erzählt hatte. Schon beim Anblick der beschrifteten Edelstahltür drehte sich mir der Magen um:

HÖCHSTE GEFAHRENSTUFE!



VERSEUCHUNGSGEFAHR

Durch eine weitere Luftschleuse gelangten wir in einen Vorraum, der ebenfalls mit Dekontaminierungsduschen, Sterilisationsgeräten mit ultraviolettem Licht sowie Schläuchen ausgestattet war, die auf Knopfdruck Chemikalien verspritzten, wie die Schilder besagten.

Janie, Mickey und ich blieben immer nahe beieinander. Alle drei fühlten wir uns wie Affen, die in eine Testkammer gebracht werden sollen, und genau so war es wohl auch. Wir hatten entsetzliche Angst. Im angrenzenden Raum warteten weitere Gestalten in orangefarbenen Schutzanzügen auf uns. Andere trugen blaue Schutzanzüge mit Luftschläuchen, die mit Pumpen über ihren Köpfen verbunden waren und jede ihrer Bewegungen mitmachten, da sie auf Schienen dahinglitten. Das einzige Geräusch, das wir hörten, war das ständig widerhallende

Zischen der Atemgeräte. Es klang so, als befände man sich in einer Eisernen Lunge.

Die Wände waren hier grau; von der Decke baumelten lange Schläuche herunter. Jede Ecke, jeder Riss, jeder Sprung in diesem Raum war fest mit irgendeinem Klebstoff abgedichtet, vermutlich, damit keine gefährlichen Substanzen nach draußen entweichen.

Als wir tiefer in das Labyrinth hineingeführt wurden, sahen wir, dass mehrere Kammern vom ersten Raum abgingen – Labors und Bereiche, in denen man offenbar Versuchstiere in Käfigen hielt. Schließlich brachte man uns in einen kleinen Raum, der mit drei den Körperkonturen angepassten Sesseln aus Kunststoff ausgestattet war. Alle Sessel standen nebeneinander an einer Wand, doch zwischen ihnen betrug der Abstand jeweils anderthalb Meter, sodass man nicht die Hand seines Nachbarn halten oder auf andere Weise Körperkontakt halten

konnte. Man wies uns an, auf den Sesseln Platz zu nehmen und zu warten.

Wir wagten es nicht einmal, uns irgendwie zu rühren.

Zwei Gestalten mit Maschinenpistolen bewachten uns. Auf einen Wink des dritten Mannes hin, der uns hierhergeführt hatte, verließen alle drei den Raum. Zugleich glitt eine Plexiglastür zu und verriegelte sich.

»Was geht hier vor sich, verdammt noch mal?«, rief Mickey und sprang auf.

Sofort schrillte eine Alarmanlage los. »Bitte bleiben Sie sitzen«, sagte eine Stimme über die Sprechanlage.

Während Mickey zurück auf den Sessel sank, tauschten Janie und ich einen Blick miteinander aus. Zwar lächelten wir uns schwach zu, aber es lag kaum noch Hoffnung in diesem Lächeln, und unsere Augen verrieten unser Entsetzen. Wir wussten, dass unser Schicksal besiegelt war.

Als die Tür schließlich wieder aufglitt, trat ein Mann in orangefarbenem Schutzanzug ein, der ein schwarzes Metallkästchen bei sich hatte. Zugleich kehrten die Wachen zurück.

»All das ist unnötig!«, erklärte ich. »Wir sind mit keiner Krankheit infiziert. Sie müssen uns hier nicht festhalten. Wir sind nicht verseucht.«

»Ach nein?«, erwiderte die Stimme.

»Nein, wir sind nicht krank!«, beteuerte Janie. »Bitte lassen Sie uns gehen!«

»Das haben wir auch vor«, gab der Mann zurück. »Leider dürfen aber nur zwei von Ihnen gehen. Die dritte Person bleibt bei uns.«

»Verdammt noch mal!« Mickey sprang auf und der Alarm ging wieder los. »Ich bin doch nicht irgendein blödes Meerschweinchen!«

Der Mann wandte sich ihr zu. »Schnappt euch die Frau, sie ist die Richtige«, sagte er zu den Wachen.

»Sofort aufhören!«, brüllte ich. »Das ist doch der helle Wahnsinn!«

Doch der Mann reagierte überhaupt nicht auf meinen Ausbruch. »Sie sind doch derjenige, der stets die Auswahl der Opfer vorgenommen hat, nicht?«

Mir entgleiste das Gesicht.

»Wir wissen davon. Wir wissen Bescheid über die Opfer, die Sie Ihrem heidnischen Gott dargebracht haben. Sehr schön. Also treffen Sie auch jetzt Ihre Wahl. Welche der Frauen begleitet Sie und welche bleibt hier?«

Als ich aufsprang, zielte eine Pistole auf mein Gesicht. Und eine andere auf Janie.

»Bitte tun Sie uns das nicht an!«, flehte ich.

»Treffen Sie Ihre Wahl!«

»Hören Sie mir doch endlich zu, wir ...«

»Die Wahl liegt bei Ihnen.«

Es hatte keinen Zweck, mit ihm zu diskutieren. Ich schlug ihm vor, er solle mich dabeihalten, aber auch das lehnte er ab. Denn

nur zwei von uns dürften die Medusa sehen, und ich sei einer davon. Die dritte Person müsse hierbleiben.

»Also gut.« Der Mann deutete auf Janie.
»Dann eben diese ...«

»Nein! Nein! Fasst sie nicht an, verdammt noch mal!«, brüllte ich. »Auf keinen Fall sie. Auf keinen Fall Janie ...«

»Also die andere?«

Ich schluckte und nickte schließlich.

»Nash!«, rief Mickey, »Mein Gott, was tust du da? Hast du den Verstand verloren, du Arschloch? Ich gehör doch zu dir, das weißt du doch ...«

Zwei weitere Wachen betraten den Raum, griffen nach Mickey und hielten sie fest, obwohl sie sich heftig dagegen wehrte, sie anbrüllte und ihnen fast die Augen ausgekratzt hätte. Schließlich holte der Mann eine Spritze mit langer Nadel aus dem Metallkästchen, rammte sie Mickey in die Kehle und drückte den Kolben runter. Schockiert,

tränenüberströmt und am ganzen Körper zitternd fiel Mickey zurück auf ihren Sessel.

»Das ist doch reiner Wahnsinn!«, brüllte ich. »Wir haben nichts verbochen und stellen auch keine Bedrohung für Sie dar! Wir sind nicht infiziert, verdammt noch mal! Bringen Sie uns irgendwohin, egal wohin! Stellen Sie uns drei meinetwegen unter Quarantäne! Aber bringen Sie uns raus aus diesem widerlichen Labor!«

Das rührte den Mann nicht im Geringsten. Es war ihm völlig egal, was ich sagte. Er stand da wie irgendein einem B-Movie entsprungener einfältiger Roboter und starrte mich durch sein Visier nur wortlos an. Hin und wieder konnte ich durch das getönte Glas einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht erhaschen, es aber nicht richtig erkennen. Da seine Augen im Dunkel lagen, konnte ich trotz aller verzweifelten Versuche auch keinen Blickkontakt zu ihm herstellen.

»Die Spritze wird bald wirken«, erklärte er.

Mickey, deren Augen vor Entsetzen glasig wirkten, war auf ihrem Sessel zusammengesunken. Anscheinend befand sie sich in einem Schockzustand, denn sie zitterte immer noch.

»Aber sie ist doch gar nicht infiziert!«, sagte Janie.

Der Wortführer ging gemeinsam mit den Wachen zu der Tür hinüber, die vor ihm aufglitt. »Irrtum«, erwiderte er. »Ihrer Freundin wurde gerade ein mutierter, absolut tödlicher Strang des Ebola-X-Virus injiziert. Während unserer kleinen Unterhaltung haben Millionen viraler Teilchen ihren Körper überschwemmt.«

Die Tür glitt zu.

Das hier war meine persönliche Hölle, der Tag der Abrechnung. Alles was ich getan hatte, die Auswahl und Ablieferung der Opfer, hatte mich über eine sehr dunkle Wegstrecke letztendlich hierhergeführt. Hatte zu diesem grauenhaften Augenblick geführt, in

dem ich Mickey im Stich gelassen hatte. Ich fühlte mich innerlich wie tot, jedenfalls zu Tode erschöpft und verzweifelt.

Ich brauchte einige Zeit, bis ich Mickey auch nur anzusehen wagte. Oder das, was sie jetzt war: ein innerlich gebrochenes, von mir verratenes Wesen. Als sie meinen Blick erwiderte, hätte ich mir am liebsten einen Gewehrlauf in den Mund geschoben.

»Du wirst dafür bezahlen, Nash«, versprach sie mir. »Am Ende wirst du genauso leiden wie ich. Du wirst auf entsetzliche Weise sterben, und zwar einsam und allein.«

13

Nach einer halben Stunde ging es los.

Nichts hätten Janie und ich lieber getan, als Mickey zu trösten und ihr das Sterben ein wenig zu erleichtern, indem wir ihr zeigten, dass sie unsere Freundin war und wir ihr beistehen würden, egal was passierte. Aber das konnten wir nicht. Da Mickey mit Ebola

X infiziert war, wagten wir es nicht, sie zu berühren. Nicht, dass es viel geändert hätte. Mickey hasste uns beide. Und sie wollte, dass wir – vor allem ich – ihre Todesqualen in allen Einzelheiten mitbekamen.

Es dauerte nur Minuten, bis die wahre Mickey ... *verschwand*.

Dieser Ausdruck des Schocks in ihren Augen! Sie saß nur da, zitterte und reagierte auf nichts, was wir sagten. So als hätte man ihr nicht nur das Virus gespritzt, sondern auch irgendein Sedativ.

Immer wieder riefen wir sie bei ihrem Namen, versuchten sie aus der Erstarrung zu reißen, aber sie schien unsere Anwesenheit nicht einmal mehr zu bemerken.

Und nach einer halben Stunde ging, wie gesagt, der schlimmste Teil los.

Mickey erschlaffte in ihrem Sessel, der Kopf rollte zur Seite, die Glieder baumelten kraftlos herunter. Immer noch zitterte sie und während wir sie beobachteten, kamen

entsetzliche Krämpfe hinzu und es drang leises, gequältes Stöhnen aus ihrer gemarterten Kehle. Ihr fielen die Augen zu. Es rann Schweiß von ihrem Gesicht, dessen Gestank man riechen konnte, als das Fieber weiter stieg. Das Virus griff den ganzen Körper an.

Eine Zeit lang saß sie nur zusammengesunken da, ohne sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, dann setzten die Krämpfe wieder ein. Aus den Nasenlöchern schoss Blut, die Lippen zogen sich von den blutbesudelten Zähnen zurück. Als auch Blutblasen aus ihrem Mund drangen, fuhr sie hoch und klammerte sich an den Armlehnen ihres Sessels fest. Sie schlug die Augen auf und da sah ich, dass sie strahlend rot und wie durchscheinend waren.

Janie schrie auf.

Denn es wirkte so, als wäre Mickey von Ebola X nicht nur infiziert, sondern geradezu *besessen*.

Sie zerrte an sich, riss sich mit den Fingernägeln Haut herunter und das Hemd auf, sodass ihre Brüste, übersät mit sich vorwölbenden Tumoren, und der ebenfalls überwucherte Bauch zu sehen waren. Dann begann sie sich auch die Haare auszureißen und kreischte dabei wild auf.

Mit verblüffender Geschwindigkeit nahm das Virus von ihr Besitz. Das sinnliche Gesicht dieser dunklen Schönheit verzerrte sich so, als arbeiteten die Muskeln unter der Haut nicht mehr zusammen, sondern gegeneinander. Die linke Gesichtshälfte erschlaffte, während die rechte sich zum grimmigen Grinsen eines Totenschädels verzog.

Beim »normalen« Ebola-Virus war das eine Auswirkung davon, dass es Gehirnschäden verursachte, weiches Hautgewebe zerstörte und Bindegewebe auflöste, doch diese mutierte Version – Ebola X – wirkte vermutlich noch weit aggressiver.

Das mit rötlichen Geschwüren übersäte Fleisch platzte auf, zugleich verlor die schöne olivbraune Haut jegliche Farbe und überzog sich mit Flecken: Überall zeichneten sich Blutergüsse ab, die sich von Sekunde zu Sekunde weiter zu verbreiten schienen. Auf ihrem Gesicht, den Beinen und einer der Brüste brachen Blasen auf, aus denen Sekrete herausschossen. Auf jede, die aufbrach, kamen Dutzende von neuen. Bald darauf verlor Mickeys Gesicht alle erkennbaren Züge, war nur noch eine verzerrte Maske schwammigen Fleisches. Danach begann sie zu bluten. Das Blut trat aus Augen und Mund, aus den Ohren und selbst aus den Poren. Sie fiel auf die Knie und erbrach riesige Mengen teerscharzen Bluts und vergifteter Gallenflüssigkeit.

Nach einem letzten gequälten Aufschrei wand sie sich auf dem Boden und warf den Kopf wild von einer Seite zur anderen. Das Blut spritzte in dicken Strahlen über den

Fußboden, über die Wände und an die Plexiglastür, von der es wie Regen herabrann. Mickey verrenkte und verdrehte sich dabei so, als hätte ihr Körper keine Knochen mehr. Schließlich schoss sie, aufrecht wie ein Pfahl, auf die Knie, warf sich mit dem Kopf gegen die Tür und klatschte mit den Händen dagegen. Doch das dauerte nur Sekunden. Dann glitt sie am Glas herunter und hinterließ dort eine schleimige Spur aus Blut und aufgelöstem Hautgewebe.

Nach einem letzten Aufbäumen des Körpers rührte sie sich nicht mehr und fiel so in sich zusammen, als hätte man ihr die Luft herausgelassen.

Während Mickeys langem Toteskampf hatten Janie und ich uns, fest aneinandergeklammert, in die hinterste Ecke zurückgezogen.

»Warum bringen sie Mickey nicht weg, Nash?«, fragte Janie. »Wieso bringen diese Leute Mickey nicht einfach fort?«

Ich wusste es nicht. Der Raum war ein einziges Schlachthaus, in dem es unerträglich stank.

Gut 30 Minuten später begann sich Mickey zu bewegen. Der Leichnam erbebt – was doch eigentlich gar nicht möglich war. Schließlich hatte das Virus alle Körperfunktionen zum Erliegen gebracht, bis Mickey kollabierte und verblutet war. Unglaublich, aber sie setzte sich tatsächlich auf, den Rücken uns zugewandt, und starrte durch die besudelte Plexiglastür.

»Mickey?«, sprach ich sie an.

Mühsam stand sie auf und drehte sich zu uns um. Das schwarze Haar war mit Blut verklebt; schmierige Strähnen hingen ihr ins entstellte Gesicht. Dieses Gesicht sah inzwischen so aus, als hätte es jemand aus heißem Wachs geformt, das zu schnell abgekühlt war und sich deshalb an den falschen Stellen gesammelt hatte. Ein Auge war von Hautgewebe überwuchert, das andere war riesengroß und

wölbte sich wie mit Blut durchsetztes rohes Eigelb aus der Höhle wunden Fleisches. Die linke Mundhälfte war von Fleischfäden versiegelt, die rechte völlig verschwunden, sodass dort nur noch ein zu einem bizarren Grinsen verzerrter Gaumen und die Zähne zu sehen waren.

»Nash!« Mickeys Stimme klang so, als wäre ihre Kehle von feuchten Blättern verstopft. »Willst du mich noch mal ficken?«

Janie schrie vor Entsetzen auf, ich vermutlich auch. Ich zog Janie eng an mich, während ich Mickey musterte. Das Monster musterte, zu dem sie geworden war. Es verschlug mir buchstäblich die Sprache. Meine Mundschleimhaut fühlte sich so glitschig wie geölt an, und die Zunge weigerte sich, Wörter zu bilden.

Während ihr dicker Eiter vom Gesicht tropfte, kam Mickey auf mich zu, umfasste eine ihrer Brüste mit der blutigen Hand und quetschte sie, was unglaublich obszön

aussah. Denn wegen des Drucks platzte die vorgewölbte Brust auf und schwärzliche Flüssigkeit und aufgelöstes Gewebe rannen bis zum Bauch hinunter.

»Was ist los, Nash? Bin ich nicht gut genug für dich? Willst du mich nicht ficken?« Sie trat so nah an mich heran, dass mich ihre Körperhitze und der Gestank würgen ließen. »Mach ich dich nicht mehr an? Bist du etwa nicht scharf auf mich?«

Gott weiß, was als Nächstes passiert wäre, hätte sich in diesem Moment nicht die Tür geöffnet. Zwei Männer in Schutzanzügen traten auf Mickey zu und reichten ihr den hier üblichen orangefarbenen Schutzanzug, in den sie sofort hineinstieg. Ihre Füße verschwanden in Gummistiefeln, zugleich glitt ein Helm über ihren Kopf, und das Atemgerät aktivierte sich. Ich konnte hören, wie Mickey zischend Luft holte. Bereitwillig ging sie mit den Männern mit – offenbar spürte sie, dass sie jetzt nicht mehr zu uns, sondern

zu ihnen gehörte. Auch sie war jetzt eine Gesichtslose.

Das war das Letzte, was ich von Mickey sah.

Mittlerweile war mir absolut klar, was im *Creek* vor sich ging. Jeder Zweifel war beseitigt. Mir fiel ein, was Price gesagt hatte:

Du musst Folgendes verstehen, Nash: Wenn ein ansteckendes Virus seinen Wirt infiziert, versucht es im Grunde, diesen Wirt zu übernehmen – ihn in das Virus umzuwandeln. Aber Price hatte auch behauptet, eine vollständige Umwandlung sei unmöglich. In diesem Punkt hatte er sich geirrt, denn was hier geschah ... Unter diesen orangefarbenen und blauen Schutzanzügen steckten keine Menschen, keine gesunden Organismen aus Fleisch und Blut, sondern bewegliche Zusammenballungen eines *denkenden* tödlichen Virus – virale Imitationen menschlicher Wesen. Nichts anderes. Mit Janie oder mir hatten sie nichts gemein.

Sie waren mit der Medusa verbündet und warteten jetzt auf die Ankunft ihrer Erlöserin, ihrer Prophetin – der neuen Göttin dieser durch und durch kaputten Welt.

Janie und ich hatten uns dieser Welt bislang nicht angepasst, deshalb stellten wir eine Bedrohung für diese Wesen in den Raumanzügen dar. Nicht zufällig, sondern aus Abscheu und Furcht waren sie vor uns zurückgeschreckt, als wir das Gebäude betreten hatten. Sie hatten Angst vor einer Ansteckung, Angst vor einer Verseuchung. Denn sie fürchteten gesunde menschliche Körper mit aktiven Immunsystemen und der Fähigkeit, Antikörper zu produzieren, ebenso sehr, wie wir das Ebola-Virus fürchteten. Janie und ich stellten für sie Krankheitspotenzial dar, eine Seuchengefahr, die beseitigt werden musste. *Wir* waren für sie die Monster.

Nach einer Weile kehrten zwei Gestalten in Schutzanzügen zurück. Einer von ihnen

hatte das schwarze Metallkästchen dabei.
»Es ist an der Zeit«, erklärte er.

»Tu uns das nicht an«, sagte ich. »Bitte nicht. Töte uns einfach, vernichte uns. Aber spritz uns nicht das Virus.«

»*Wir* werden euch gar nichts antun. Wenn ihr umgewandelt seid, wird *sie* es sein, die euch berührt und in der Gemeinschaft willkommen heißt.« Er sprach von der Medusa.

»Bitte tu uns nicht weh«, bat Janie, während ihr Tränen übers Gesicht strömten.
»Tu uns nichts an.« Sie legte sich die Hände auf den Bauch. »Das darfst du nicht. Ich bin schwanger.«

14

Drei Stunden später ging in meinem Kopf wegen Janies Enthüllung immer noch alles drunter und drüber.

Aber als ich mich endlich wieder beruhigt hatte und die Geschichte mit ein wenig

Abstand betrachtete, passte alles zusammen. Janie hatte sich schon ziemlich lange seltsam verhalten und noch schlimmere Stimmungsschwankungen als früher gehabt. Aber das hatte in erster Linie nicht mit meiner Beziehung zu Mickey zu tun gehabt, sondern mit etwas viel Wichtigerem – ihrer Schwangerschaft. Sie sagte, sie habe es schon seit Gary gewusst. Als wir uns nach dem Überfall des Kriegsbeil-Clans und der Attacke der Vögel auf dessen Tote in der Apotheke verschanzt hatten, hatte sie sich dort heimlich einen Schwangerschaftstest besorgt – einen, wie man ihn früher ohne Arzt hatte vornehmen können, indem man sich die Einfärbung eines präparierten Streifens ansah. Ich wusste noch, dass sie an jenem Tag für längere Zeit verschwunden und mit einem merkwürdigen Ausdruck in den Augen zurückgekehrt war.

»Warum hast du's mir nicht gesagt?«, fragte ich.

»Was hätte das schon genützt, Rick? Was hätte es geändert?«

»Ich hatte doch ein Recht, es zu erfahren.«

»Vielleicht ja. Vielleicht auch nicht.«

Die Männer in den Raumanzügen führten uns mit vorgehaltener Waffe aus dem Gebäudekomplex ins Freie und quer durch Felder zu einer Hügelkuppe. Von hier aus konnte man meilenweit sehen. Und was ich unter mir sah, war ein kleines Tal voller Menschen. Alle ähnelten den Menschen, auf die wir in Bitter Creek gestoßen waren: Es waren Kranke, Sterbende, Leidende. Der verrückte alte Anführer der Teenager hatte gesagt, aus besonderem Grund hätten sie sich schon seit geraumer Zeit in Bitter Creek versammelt: *Das aus dem Osten kommt uns alle holen. Und es gibt hier auch welche, die wollen, dass es kommt. Habt ihr all diese Kranken gesehen? Die strömen schon seit Wochen nach Bitter Creek – seit Wochen! Manche sind mittlerweile gestorben, aber*

andere hängen immer noch hier rum, weil sie es sehen wollen, wenn es kommt, um Rache zu nehmen. Die wollen ihm ins Gesicht schauen!

Das waren seine Worte gewesen, und jetzt sah ich sie: Abertausende von Menschen, die sich im Tal zusammendrängten und in ihrem eigenen Unrat und Gestank auf die Erlöserin warteten. Sie stöhnten laut, sangen und riefen nach ihr, streckten die aussätzigen Hände zum Himmel empor, bereiteten sich mit vereiterten Gesichtern und blutunterlaufenen Augen auf die Ankunft ihrer Göttin vor.

Dutzende von Männern in Schutzanzügen, bewaffnet mit Maschinenpistolen, hatten den Fuß des Hügels umstellt. Weitere Dutzende hatten sich am Rand der Menge postiert. Für Janie und mich gab es keine Fluchtmöglichkeit, kein Schlupfloch. Zumindest nahmen diese Wesen das an. Doch ich war bereits zu dem Schluss gekommen,

dass sie, wenn wir uns schnell auf sie stürzten, sofort das Feuer auf uns eröffnen und uns aus purem Entsetzen erschießen würden, denn sie hatten tatsächlich Angst vor uns.

Im Kugelhagel zu sterben war allemal besser als die Alternative.

»Wann wird es geschehen, Rick?«, fragte Janie.

»Bald.«

Das wusste ich, weil sich am Horizont bereits eine graue Wolke abzeichnete, die sich schnell ausdehnte: die Medusa, die bei ihrer Ankunft Himmel und Erde verdunkelte.

Ich saß dort und hielt Janies Hand, so als wären wir ein Liebespaar, das am amerikanischen Nationalfeiertag, dem 4. Juli, auf den Beginn des Feuerwerks wartete. Ich kramte eine Zigarette heraus und wünschte mir dabei, ich hätte auch ein kaltes Bier. Ich wünschte mir in diesem Moment, glaube ich,

sehr vieles. Obwohl ich mittlerweile vieles von dem begriff, was hier vor sich ging, war mir meine eigene Rolle dabei – genauer gesagt, die Rolle des Schattengebildes – nach wie vor ein Rätsel. Warum hatte das Schattengebilde uns in Bitter Creek haben wollen? Was war so verdammt wichtig daran, dass es uns ständig nach Westen gedrängt hatte?

Was wollte es hier?

Was suchte es hier?

Auf irgendeine Weise musste ich es in Erfahrung bringen. Also wandte ich den Blick von den Menschenmassen im Tal ab, verschloss meine Ohren vor ihrem aufgeheizten Gebrüll und konzentrierte mich auf die dunkle Sphäre meines Gehirns. Diesmal beschwor ich das Schattengebilde nicht herauf, sondern kommunizierte mit ihm.

15

Unverzüglich rollte eine dunkle Welle durch mein Gehirn, das jetzt mit dem

Schattengebilde verbunden war. Es sorgte dafür, dass ich die Medusa da draußen innerlich spüren konnte. In meinem Schädel kribbelte es entsetzlich, als wuselten dort Tausende von Würmern herum, die sich tiefer und tiefer ins Gehirn gruben, sich dabei vermehrten und ihre warmen, feuchten Eier dort ablegten, bis sie zerplatzen und Millionen kleiner Larven freisetzen würden.

Innerlich schrie ich auf.

Denn jetzt zeigte sich die Medusa in ihrer wahren Gestalt: als eine lebendige Kraft, die in andere Leben eindrang und von ihnen Besitz nahm, ihnen die Pest brachte und die Welt in ein Beinhaus verwandelte. Nur waren die Eindringlinge in Wirklichkeit keine Würmer, sondern zu Teilchen explodierende Viren.

In meinem Kopf hörte ich die Stimme der Medusa, ein trockenes schlangenartiges Zischen.

Ich konnte Millionen schleimiger, verwesender Leichen riechen, grünlich angelaufen und aufgebläht von Gas und Würmern. Es roch nach Gruft, nach rauchenden Krematorien, nach Aas, das vor Maden wimmelte, nach Seuchen. Nach Städten mit Leichenbergen, in denen sich die weißen Gebeine wie Schutzwälle bis zum Himmel stapelten.

Während die Stimme zischte und sich die Würmer tiefer in mein Gehirn gruben, merkte ich, wie mein Verstand unter diesem Druck wie mit einem plötzlichen Knall implodierte. Denn jetzt hüllte die Medusa ihn in eine giftige dunkle Wolke der Verderbnis und drang dabei so in ihn ein, wie ihre Kinder vermutlich die menschlichen Zellen infiltrierten: indem sie ihre Tentakel in die Zellmembranen bohrten, die Zellen entkernten und sie mit dem hässlichen Virus schwängerten. So als legte die Medusa Millionen todbringender Eier, deren Inhalt sich

nach dem Aufplatzen auf die Suche nach neuen Opfern begeben würden.

16

Janie schüttelte mich so heftig, dass ich auf-
fuhr, und dafür war ich ihr dankbar, denn al-
lein hätte ich vielleicht gar nicht mehr aus
dem inneren Schreckensszenario herausge-
funden. Als ich die Augen aufschlug, sah ich,
dass sich die graue Wolke der Medusa über
dem Tal zusammenzog. Und ich sah auch,
dass ihre treuen Anhänger jubelten, und
hörte sie vor Freude oder Furcht – vielleicht
war es auch eine Mischung aus beidem –
lauthals brüllen. Mir war klar, dass die Me-
dusa bald wie ein Feuersturm über die Erde
fegen und alles, was auf ihrem Weg lag, ver-
nichten würde, wie sie es immer tat.

Ich hatte sie in meinem Kopf gespürt, in
meinen Träumen gesehen, und jetzt war ich
wie alle anderen in diesem Tal mit ihrer
stofflichen Präsenz konfrontiert.

Über uns stand eine graue Wolke ohne erkennbare Form, die, so weit das Auge reichte, den Himmel einnahm und sich noch weiter auszudehnen schien. So leblos und leer wie fremdartiges Ödland, auf dem jedes Leben abgestorben war. Doch dann teilte sich der neblige Dunst, schwoll an, riss wie ein riesiger Geburtskanal auf und setzte mit Wellenbewegungen zahllose sich windende Tentakel frei, die sich über Meilen erstreckten – fast bis hinauf zu den Sternen, wie es mir vorkam. Die Welt verwandelte sich in Aas, durch das sich Millionen, nein, Milliarden hungriger Leichenwürmer fraßen. Ständig teilten sich die Tentakel zu weiteren, sich vernetzenden Exemplaren auf – in klebrige, mit Schleim überzogene Fäden und Stränge, die sich wanden und offensichtlich lebendig waren.

Hinter ihnen stieg jetzt das todbringende Gesicht der Medusa wie das aus kühlem Marmor gemeißelte Antlitz eines fremden

Mondes auf: ein sich ständig wandelndes gasartiges Gebilde purer Böswilligkeit, das den ganzen Himmel einnahm. Der länglichen Form nach erinnerte mich das Gesicht an ein weißes Blutkörperchen, das – dem giftigen Hauch der Seuche und Wirbeln von Leichenstaub ausgesetzt – dem Tode geweiht war.

Doch zweifellos war die Medusa, diese Seuche aus Viruspartikeln, quicklebendig und auf nichts anderes aus, als ihren Hunger zu stillen. Anstelle von Augen saßen riesige dunkle Tunnel in diesem Gesicht, die nichts anderes als den Glanz unfruchtbarer Schattenwelten und die Leere zwischen den Sternen widerspiegeln.

Die Gläubigen begannen zu schreien.

Im Fieberdelirium hatten sie von der Medusa geträumt, seitdem auf sie gewartet, und jetzt war sie ihnen erschienen. Doch nun saßen sie nicht als Gäste an ihrem Tisch, sondern stellten den Hauptgang dar. Mit

dem verzerrten Grinsen eines Totenschädels, das ihre Sägezähne entblößte, blickte sie auf die hier versammelten Opfer hinab. Ihre schrecklichen Augen pulsierten; sie hatten die giftig-gelbe Farbe von Abfallstoffen und strahlten kalten Fieberschein aus.

Als sie sich entwirrte und zu ganzer Größe ausbreitete, klang es so, als zerrten tot geborene Winde an einem Leichentuch oder als huschten Friedhofsratten in unterirdischen Grabstätten herum. Sie nahm, was ihr angeboten wurde, verleibte sich ihre Opferlämmer ein.

Ich sah und hörte, wie die Menschen aufschrien, als sie sich über sie senkte. Ein Opfer nach dem anderen platzte wie ein überreifer Kürbis oder eine verfaulte Melone auf. Blut, Gewebe und verseuchtes Fleisch wurden von einem chaotischen Mahlstrom absorbiert, denn nichts anderes war die Medusa. Sie ließ nichts als schwelende Knochen zurück, als

sie sich durch das Tal bewegte und sich das nahm, was allein ihr zustand.

Janie schrie, als der heiße Wind wie Rauch aus einem Verbrennungsofen über uns hinwegfegte. Sie schrie, schlug um sich und wurde völlig hysterisch, während ich sie weiter festhielt.

Ich dagegen fühlte mich beim Anblick dieser dunklen Jagdgöttin wie gelähmt und innerlich leer.

Schließlich umfasste Janie mein Gesicht und küsste es wieder und wieder. »Wenn du mich liebst«, sagte sie schluchzend, »dann lass nicht zu, dass sie mich mitnimmt! Um der Liebe willen, der Liebe zu unserem unborenen Kind und der Liebe, die ich für dich empfinde, lass nicht zu, dass es auf diese Weise endet. Ruf es, Nash. *Ruf das Schattengebilde ...*«

Das war die Offenbarung.

Nur deswegen hatte das Schattengebilde uns ständig nach Westen gedrängt und uns

hierher getrieben. Es hatte mich und die Meinen von der Medusa fernhalten wollen. Hatte verhindern wollen, dass sich unsere Wege kreuzten. Doch das allein reichte als Erklärung nicht aus. Das Schattengebilde liebte uns nicht. Es war keine liebevolle, mitfühlende Vaterfigur, die ihre Kinder schützte. Es kannte keine Liebe, verstand auch nichts von Loyalität oder Hingabe, sah nicht einmal die Notwendigkeit, das Leben an sich zu schützen. Es kannte nur Hunger, und hier wartete das größte und letzte Festmahl aller Zeiten, wie das Schattengebilde es vorausgesehen hatte. Schon lange war der Tisch eingedeckt und jetzt füllte er sich mit Speisen – den gläubigen Opfern. Und nicht nur das: Auch die Medusa selbst stellte mit all ihrer Lebenskraft ein Festbankett für das Schattengebilde dar, an dem es sich gern bedienen würde.

Als der Wind heißer wurde, küsste ich Janie und umfasste ihr schönes Gesicht ein

letztes Mal mit den Händen. Dann rief ich das Schattengebilde herbei. Ich spähte in die Sphäre der Dunkelheit in meinem Innern, in die dunkle Zone, die zu ihm führte. Möglich, dass hier sein eigenes dunkles Herz schlug.

Ich beschwor es herauf.

Und es erschien.

Irgendetwas ringsum verlagerte sich, und die Luft pulsierte vor energiegeladener Lebenskraft. Dann verdichtete sie sich und knisterte vor statischer Elektrizität. Plötzlich war so etwas wie ein Dröhnen zu hören und es stank penetrant nach Ozon.

Das Schattengebilde stieg vor uns aus dem Äther auf, ein düsterer, wütend summender Wirbelsturm aufgestörter Materie. Eine sich windende, mit Energie aufgeladene Wolke aus radioaktivem Staub, Trümmern und purer Kraft. Ein Elementarfeld aus mit Bewusstsein begabten Elektronen, Zorn, Zerstörungswut und Hunger. Ich konnte die

rohe Gewalt, die dieses Gebilde ausstrahlte, geradezu spüren.

Es ging ein Gestank von ihm aus, der nach verschmorten Kabeln, schmelzendem Stahl, Kordit und dem Rauch von Hochöfen roch. Denn anders als die Medusa, diese gnadenlose, nicht aufzuhaltende Killermaschine, war das Schattengebilde ein mit Bewusstsein begabter, lebender thermonuklearer Schmelzofen.

Während es, so riesig wie ein zweistöckiges Gebäude, über uns schwebte, funkelten Lichtflecken und Lichtbogen auf. Zwei lüsterne rote Augen blickten aus diesem Wirbelsturm aus radioaktivem Abfall auf uns herunter. Und der Lärm, den dieses Gebilde erzeugte ... er klang nach aufeinanderreibendem Metall, nach dem Donnern eines Orkans und nach brodelnden Kesseln und war so laut, dass ich brüllen musste, um mich verständlich zu machen.

»Schnapp dir die Leute! Sie alle! Nimm dir alles, was dir zusteht«, rief ich ihm zu.

Als sich das Schattengebilde in Bewegung setzte, wurde das Dröhnen noch lauter, und seine stoffliche Hülle begann sich noch schneller zu drehen. Und es bewegte sich in meine Richtung! Ehe es vorüberzog, nahm ich im letzten Moment seine glühende, alles verzehrende Hitze wahr. Es schien, als stünde man zu nahe an einem Schmelzofen. Obwohl das Schattengebilde mindestens zehn Meter von mir entfernt zum Fuße des Hügels hinunterschwebte, war es nahe genug, um mir die Haut zu rösten und die Augenbrauen zu versengen. In diesem Moment brach ich zusammen. Doch zumindest hatte ich dabei etwas erfahren: Jetzt wusste ich, wie sich meine Opfer gefühlt haben mussten, konnte ihr Entsetzen nachvollziehen, als sie erst verschmorten und dann zu Asche verbrannten.

Selbstverständlich hatte das Schattengebilde es nicht auf mich abgesehen. Es stürzte sich sofort auf die Männer in den orange-farbenen Schutzanzügen. Unverzüglich wurden sie in den lebenden Hochofen, in den lebenden Atomreaktor hineingesogen und verdampften.

Das Schattengebilde verlor keine Sekunde Zeit, wenn sich ihm ein Opfer darbot.

Es saugte die Männer ein, absorbierte sie, weidete sie aus, nahm sie auseinander, löste sie auf und spuckte die Reste wieder aus. Als es sie in sich aufnahm, loderte es wie Phosphor auf, strahlte wie ein magisches Licht.

Man konnte zwar nicht genau erkennen, auf welche Weise sich das Schattengebilde seine Opfer einverleibte, aber wenn man den Blick nicht abwandte, bekam man doch das eine oder andere mit. Manche flogen wie Fleisch in einer Unterdruckkammer auseinander, und dann war zu sehen, wie Blut, Gewebe, Organe und weiß Gott was in den

brodelnden radioaktiven Tornado hineinwirbelten. Meinem Eindruck nach nahm das Schattengebilde sie auf der subatomaren Ebene auseinander, löste sie zu Teilchen auf, verzehrte ihre elektromagnetischen Felder und kappte damit die Verbindungen, die die Moleküle zusammenhielten. Wenn es bekommen hatte, was es wollte – und das dauerte höchstens zehn Sekunden, wie Sie mir glauben können –, setzte es die Opfer wieder zusammen und spuckte sie auf der anderen Seite aus, jedoch niemals in der Form, in der es sie in sich aufgenommen hatte. Die Opfer waren dann nur noch rauchende, verkohlte Haufen, die kaum noch Rückschlüsse auf die ursprüngliche Anatomie zuließen. Ich sah aus Rücken ragende Arme und aus Bäuchen wachsende Köpfe und auch Körper, die von oben nach unten gekehrt worden waren oder aufgrund der Dispersion der Moleküle und deren Neuausrichtung eine völlig andere Form

angenommen hatten. Hin und wieder, wenn sich das Schattengebilde zwei oder mehr Opfer gleichzeitig einverleibte, entließ es sie so wie jetzt gerade: als dampfende, Funken sprühende Klumpen geschmolzenen Wachses, aus denen in jeder Richtung Knochen ragten. Bei den Gestalten in den Raumanzügen hatte das Schattengebilde die Atome der Menschen und des Kunststoffs so miteinander verquirlt, wie die der Fliege und die des Wissenschaftlers in dem berühmten alten Horrorfilm miteinander vermengt worden waren. Da die Restmasse dieser Opfer ziemlich schnell abkühlte, konnten wir sehen, dass die Männer wie Spielzeugsoldaten aus Plastik aufgrund der Hitze und des Drucks zu einem einzigen Gebilde verschmolzen waren – ein wirklich abstoßender Anblick.

Danach nahm sich das Schattengebilde eine Gruppe der Gläubigen vor, zu der die Medusa bislang noch nicht vorgestoßen war.

Genau wie die anderen Opfer wurden sie hineingesogen, auseinandergenommen, umgewandelt, in irgendeiner Form wieder zusammengesetzt und als verschmolzene schwelende Masse ausgespuckt.

Als Janie aufstand, um zuzusehen, stellte ich mich neben sie. Eng umschlungen beobachteten wir, wie sich das Schattengebilde der Medusa näherte. Niemals habe ich Janie mehr geliebt als in diesem Augenblick. Ich liebte sie so sehr, dass mir Tränen in die Augen traten, weil mir bewusst war, dass ich sie auf vielfache Weise verraten hatte.

»Unser Kind darf niemals geboren werden, Rick«, sagte sie mir ins Ohr. »Du weißt, zu was es werden würde. Wie alle Kinder, die in diese Welt hineingeboren werden.«

Dann küsste sie mich und rannte den Hügel hinunter. Ich lief ihr hinterher, war aber nicht schnell genug.

Sie tauchte direkt in den alles zerstörenden Wirbelsturm ein – dieses aus Schnellen

Brütern und atomaren Verbrennungsanlagen geborene Gebilde, diese lebende Kettenreaktion radioaktiven Abfalls.

Als sie wieder ausgespuckt wurde, schrie ich auf: Janie war nur noch eine schwelende, zischende, verstümmelte Masse.

Ich konnte nichts anderes tun, als selbst ins Schattengebilde einzutauchen, aber mittlerweile bewegte es sich zu schnell weiter, nahm in Anbetracht des bevorstehenden Zusammenstoßes mit der Medusa Fahrt auf.

Ich stieg so schnell ich konnte wieder den Hügel hinauf, rannte geradezu, ließ mich auf der anderen Seite hinunterrollen und in einen mit Blättern gefüllten Graben fallen.

Ich sah nicht, wie das Schattengebilde mit der Medusa zusammentraf, hörte jedoch die Detonation, als beide Energiefelder aufeinanderprallten. Es war so, als ob eine Sonne explodierte. Ein bläulich-weißer Blitz blendete mich, während eine von Donner begleitete Eruption die Erde beben ließ und den

Hügel planierte. Fast hätten mich Erdbrocken, Felsen und Geröll lebendig unter sich begraben.

Damit war alles zu Ende.

Als ich mich schließlich freigeschaufelt hatte, existierte nichts und niemand mehr. Bis auf Dampf, Rauch und die allmählich abnehmende Hitze war die Erde öde und leer. Als sich Dampf und Rauch verzogen hatten, sah ich, dass das Tal in einer dunklen, schwelenden Grube aufgegangen war, die sich über viele Meilen erstreckte. So weit ich blicken konnte, hatte die Explosion alle Bäume weggesprengt, sodass nur schwarze Stümpfe übrig geblieben waren. Die ganze Hügelkette war abgetragen. Ringsum nur verwüstetes Land.

Ich suchte in meinem Gehirn nach der Sphäre der Dunkelheit, doch auch sie war verschwunden. Einfach verschwunden.

Ich war allein.

Völlig allein.

Wie schon gesagt, habe ich in der Schule in einer Science-Fiction-Anthologie mal eine Geschichte gelesen, die der Verfasser als kürzeste Horrorgeschichte der Welt konzipiert hatte. Und ich habe sie mein Leben lang im Kopf behalten:

Der letzte Mensch auf Erden saß allein in einem Zimmer.

Da klopfte es an die Tür.

Schon seit zwei Wochen denke ich über diese Geschichte nach, während ich allein in diesem Zimmer sitze und die Ereignisse, von denen Sie eben gehört haben, in ein digitales Aufzeichnungsgerät diktiere. Das Gerät habe ich heimlich aus der Armeeeinrichtung, dem *Creek*, mitgehen lassen. Seit zwei Wochen halte ich mich in diesem kleinen Haus auf, das am Rande eines Abgrunds steht. Dieser Abgrund ist beim Zusammenstoß des Schattengebildes mit der Medusa entstanden und stellt für mich die Grenzregion zwischen dem

Heute und dem Morgen – und vielleicht auch dem Gestern – dar.

Alle Menschen sind tot.

Ich kann es natürlich nicht mit Gewissheit sagen, doch im Innern spüre ich, dass es nicht anders sein kann. Allerdings fliegen noch Vögel am Himmel, und es gibt auch noch Lebewesen, die durch den zerstörten Wald huschen. Vor drei Nächten habe ich gegen Mitternacht einen Wolf heulen gehört, und das war der einsamste, unheimlichste Laut, den ich je vernommen habe.

Also gibt es noch Leben da draußen, aber kein menschliches mehr.

Es war mir eine große Freude, alles, was geschehen ist, mit meinen eigenen Worten festzuhalten, aber noch größer war das Entsetzen, das ich dabei empfand. Niemals hat mir irgendetwas solche Qualen bereitet.

Ich musste mir Dinge über mich selbst eingestehen, mir mein Leben aus der Vogelperspektive anschauen, und das, was ich

dabei sah, war alles andere als angenehm. Ich habe lediglich berichten wollen, was geschehen ist, und jetzt ist die Geschichte erzählt, wie man zu sagen pflegt. Vor zwei Tagen sind rote Flecken auf meiner Haut aufgetaucht. Ich fühle mich schwach. Habe Gliederschmerzen. Heute Morgen begann meine Nase zu bluten.

Mickey bekommt ihre Rache.

Ihr Fluch hat sich erfüllt.

Es wird nicht länger als 24 Stunden dauern, glaube ich, denn ich spüre, wie die Krankheit jetzt vom ganzen Körper Besitz ergreift. Das Sprechen fällt mir mit jeder Minute schwerer.

Wie es möglich ist, dass mich das Ebola-X-Virus jetzt doch noch infiziert hat – zwei Wochen, nachdem die letzten Seuchenüberträger durch den nuklearen Feuersturm beim Zusammenprall des Schattengebildes mit der Medusa ums Leben kamen –, ist mir nach wie vor ein Rätsel. Mein Geigerzähler

hat mir verraten, dass dieses Gebiet drei Tage lang durch und durch verstrahlt war, die Werte dann jedoch stark zurückfielen, sodass sie sich jetzt nur noch leicht oberhalb des höchsten Normalbereichs bewegen. Hätte mich die Strahlenkrankheit erwischt, wäre das kein Wunder gewesen. Aber diese Krankheit ...

Nun ja, sie bringt mich dazu, an das Karma zu glauben: Ich bezahle damit für die Leben, die ich anderen Menschen genommen habe.

Und ich sehe darin auch Mickeys Fluch am Werk.

Ich mache jetzt Schluss mit dieser Aufzeichnung. Ich bezweifle, dass irgendjemand sie sich jemals anhören wird – es ist ja kein Mensch mehr da, der es könnte. Dieser Tatsache muss ich ins Auge sehen.

Nun bleibt mir nichts mehr zu tun, als mich ins Bett zu legen und auf den Tod zu warten. Und dabei werde ich von meiner schönen Frau träumen und mich an meine

Freunde erinnern, an Sean, Carl, Specs, Texas und Mickey. Und besonders an Janie und unsere Liebe. Und an das Kind, das wir gezeugt haben und das niemals geboren werden sollte.

Der letzte Mensch auf Erden saß allein in einem Zimmer.

Da klopfte es an die Tür.

Es war der Tod.

ENDE DER AUFZEICHNUNG

Tim Curran



www.corpseking.com

Tim Curran lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Escanaba/Michigan, USA. Er ist einer der begabtesten neuen Horrorautoren, gilt aber noch als Geheimtipp. Sein Werk zeichnet sich durch eine morbide Faszination am Verfall und Tod aus – vielleicht benennt er deshalb seine Webseite nach dem Titel seiner Novelle *Der Leichenkönig* (Atlantis Verlag, 2011).

Tim Curran bei FESTA:

*Zerfleischt – Verseucht – und als limitierte,
signierte und nummerierte Sonderausgabe
Bis dass die Zeit den Tod besiegt*

Der ultimative Thriller!



Kannibalismus, Mord, Vergewaltigung – wenn die Zivilisation endet, wird die Erde zur blutbesudelten Hölle. Und der Mensch wird weniger Mensch sein.

Dieser Roman ist ein Albtraum von epischem Ausmaß – ohne einen Spritzer Mitleid.

Brian Keene: »*Zerfleischt* ist Dynamit! Bestialisch, heftig und verstörend.«

Infos und Leseprobe: www.Festa-Verlag.de

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe *Biohazard* erschien 2010 im Verlag Severed Press.

Copyright © 2010 by Tim Curran

© dieser Ausgabe 2012 by Festa Verlag,
Leipzig

Titelbild: Danielle Tunstall

Alle Rechte vorbehalten

eISBN 978-3-86552-203-0

www.Festa-Verlag.de

FESTA

